

Die ehrlichen und unsentimentalen
Erinnerungen eines Journalisten, der als
Jugendlicher Fronteinsatz, Kriegsende
und Flucht erlebte und überlebte. Ulrich
Frodien erzählt von seiner Kindheit
und Jugend in Breslau unter dem prägenden
Einfluß des Nationalsozialismus, dem
begeisterten Eintritt in die Wehrmacht als
17jähriger Kriegsfreiwilliger, dem Schrecken
des Fronteinsatzes, seiner schweren
Verwundung und der abenteuerlichen Flucht.
Ein ungeschminkter, sehr kritischer
Zeitzeugenbericht, der zur Aufklärung über
die Gefahren ideologischer Verblendung
beitragen will.

Originalausgabe

Deutscher Taschenbuch Verlag



dtv



dtv

Ulrich Frodien

»Bleib übrig«

Eine Kriegsjugend
in Deutschland

«Bleib übrig» lautete gegen Ende des Zweiten Weltkriegs der Abschiedsgruss unter deutschen Soldaten, denn «Auf Wiedersehen» schien nicht mehr so recht zu passen... Ulrich Frodien, Sohn einer deutschnationalen Arztfamilie in Breslau, schildert ehrlich und unsentimental seinen Weg vom Jungvolkjugen über den Hitlerjugendführer bis zum 17jährigen Kriegsfreiwilligen. Seine Erziehung stand ganz unter dem prägenden Einfluss der nationalsozialistischen Ideologie. Erst während seines Einsatzes an der Ostfront 1944 und einer schweren Verwundung begann er an seinem bisherigen Weltbild zu zweifeln. Ende Januar 1945 gelang ihm mit seinem Vater die Flucht aus dem umkämpften Breslau. Er erlebte das Chaos in Berlin im Februar 1945 und geriet später in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Das Schlusskapitel handelt von den Problemen, sich als heimat- und besitzloser Flüchtling durchschlagen zu müssen. Ein ungeschminkter, spannender, sehr kritischer und zum Nachdenken anregender Zeitzeugenbericht.

Ulrich Frodien, geboren 1926, arbeitete ab 1950 als Redakteur für die ‚Süddeutsche Zeitung‘ und die ‚Münchner Illustrierten‘. Von 1954 bis 1991 leitete er den von ihm begründeten Bilderdienst im Süddeutschen Verlag in München und baute dessen Bestand zu einem der heute bedeutendsten Pressebildarchive in Deutschland aus.

Ulrich Frodien
«Bleib übrig»

Eine Kriegsjugend in Deutschland

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titelfoto: Für alle 15- und 16jährigen Jungen gehörten die 1942, im 3. Kriegsjahr, eingerichteten «Wehrrüchtigungs-Lager» der Hitler-Jugend mit ihren wochenlangen Schiess- und Geländekampf-Ausbildungen zum gefürchteten Pflichtprogramm, vor dem sich zu drücken fast unmöglich war. Unser Foto von 1943: Rückmarsch ins Barackenlager nach dem ersten Scharfschiessen mit dem MG-42.

Bildnachweis: S. 248, 256 (oben): Autor; S. 249: Stadtarchiv München; S. 250: Universitätsbibliothek Wrocław; S. 251-253, 255 (unten), 256 (unten): DIZ SV-Bilderdienst, München; S. 254 (oben): WIH, Warschau; S. 254 (unten): ADM/PAP; S. 255 (oben): Muzeum Historyczne, Wrocław.

Originalausgabe

Juli 2002

© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

© des Gedichtes von Karl Krolow aus dem Band Auf Erdene

Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise

Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © DIZ SV-Bilderdienst, München

Satz: Design-Typo-Print GmbH, Ismaning

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 3-423-30849-4

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

*Aufgeschrieben für meinen 19jährigen Enkel Valentin, in der Hoffnung, dass er niemals in seinem Leben eine Waffe bedienen muss, und in dankbarer Erinnerung an einen der besten deutschen Journalisten, den Begründer der ersten deutschen Lehrredaktion 1949 und langjährigen Chefredakteur der in München erscheinenden ‚Süddeutschen Zeitung‘,
Werner Friedmann (1909 – 1969).*

Karl Krolow

Lied, um sein Vaterland zu vergessen

Die zwischen Zähne Messer tun,
Soldaten früh gehenkt,
Mit Augen, die in Höhlen ruhn,
Ins Jochbein eingesenkt,
Durchschossnen Schultern, Wunden schwarz
Von Nacht und von Gestank:
Durchsichtig werden sie wie Quarz
Und hell mir im Gesang.

Und deren Haut ein Milbennest,
Die Krätze überzog,
Stirnen im Dämmer von Asbest,
Um die das Feuer flog,
Frau'n, rasch verzehrt von Syphilis,
Von Schmutz und Fusel krank,
Gespenster meiner Finsternis
Gehn ein in den Gesang.

Die Strassen, halb vom Brand verkohlt,
Im weissen Schimmellicht,
Die bald der Totenwind sich holt,
Wie mürbes Holz zerbricht,
Der Wasserlöcher Silberspur,
Aus denen Schweigen trank:
Die Typhustümpel steigen nur
Noch höher beim Gesang.

In Spuk und Schwärze - Schattenland
Der Banden, schwer von Mord -
Vernehm ich DEUTSCHLAND. Unverwandt
Raunt's alte, herbe Wort,
Das tote Wort, das sich entringt
Der Kehle, fieberkrank.
Mit süßen Jenseitsstimmen dringt
Es ein in den Gesang.

Und lautlos fliehn gespensterschnell
Die Stimmen durch den Grund.
Gewehre knistern auf, und hell
Springt's Blut aus Ohr und Mund ... -
Ophelia winkt, am Schädeljoch
Den Einschuss, geisterbang,
Zieht mich zu sich ins Wasserloch
Und endet den Gesang.

(1947)

Die erste Nacht

Sie würden uns angreifen. Jeder von uns wusste, dass daran nichts mehr zu ändern war.

Sie mussten uns angreifen, wenn auch nur ein Teil von ihnen überleben wollte, und wir mussten ihren Angriff scheitern lassen, so lautete der Befehl, wenn wir überleben wollten. Es war eigentlich alles ganz einfach. Wir waren nur Figuren in einem Spiel, das von anderen, weit von uns entfernt, von unbekanntem Spielern gespielt wurde, die Landkarten und Funksprüche benutzten, Linien entlang imaginärer strategischer Punkte zogen, und auf eine inzwischen ganz selbstverständliche Art zum Herrn über unseren Tod oder unser Überleben geworden waren. Natürlich erkannten wir das damals nicht so genau. Erst viel später, als die anderen alle schon lange tot waren, begriffen die wenigen Überlebenden, was mit ihnen geschehen war. Der Krieg, der Vater aller Dinge, wie wir noch vor wenigen Monaten von unserem greisenhaften Lateinlehrer gelernt hatten, den der Erste Weltkrieg, der ihm einen Arm weggerissen hatte, auch etwas klüger hätte machen können, ging jetzt ins sechste Jahr. Der Tod, abzulesen an der förmlich auswuchemden Sterbetafel mit den Namen der gefallenen ehemaligen Mitschüler in der Eingangshalle des Liegnitzer Gymnasiums, hatte sich statt der Sense eine Mähmaschine zugelegt. Als wir vom Direktor verabschiedet wurden, eine Zeremonie, die schon lange zur Routine erstarrt war, gab es einige Geburtsjahrgänge, so zwischen 1915 und 1923, da hatten die Toten die Lebenden schon eingeholt.

Das war gestern, weit weg, in einer Stadt, wo man gerade jetzt, bei Einbruch der Dunkelheit, die Rollos mit dem dicken schwarzen Verdunklungspapier herabzog. Kein Lichtschein sollte den Bombergeschwadern ihr Ziel zeigen, das sie mit Hilfe ihrer längst erfundenen Radargeräte auch ohne solchen Firlefanz nur zu gut anvisieren konnten.

Hier gab es keine Bombergeschwader, kein nächtliches Motorengebrüll der Flying Fortress, hier gab es einen breit dahinstürzenden Gebirgsfluss zwischen zwei steilen Berghängen, bedeckt von endlosen, urwaldähnlichen Wäldern ohne Wege und menschliche Ansiedlungen. Es gab jetzt die Stille, nach dem brüllenden Krach und dem peitschenden Lärm der Geschütze und Maschinengewehre tagsüber, die uns bis hierher getrieben hatten. Wir konnten keinen Feind sehen. Wir waren, zusammengekauert in einem dieser nach oben offenen Stahlsärge, einem Schützenpanzerwagen, durch brennende Dörfer gefahren, hatten gebrüllte Kommandos gehört, das Knistern und Knacken brennender Bauernhäuser. Vom Feind, der in unserer Phantasie immer gefährlicher wurde, sahen wir nichts. Wir rochen den Rauch und zum erstenmal den süsslichen Gestank verbrannten Fleisches. Wir waren zehn Soldaten, wir umklammerten den Schaft unseres Karabiners 98k, wie man es uns in vier Monaten Schnellausbildung beigebracht hatte, und versuchten eine gewisse Ordnung in unsere Gedanken zu bringen. Aber die Flut der völlig neuen Eindrücke mischte sich so mit dem Gefühl einer ständig wachsenden Bedrohung, dass nur noch das Empfinden eines erbarmungslosen Ausgeliefertseins übrigblieb. Es ist eine alte Erfahrung, dass solche Angst nicht nur auf die Blase, sondern auch auf den Magen drückt. Als der Schützenpanzerwagen, aufgehalten durch die Trümmer eines über die Strasse zusammengestürzten Hauses, endlich kurz anhalten musste, stürzten wir durch die hinten geöffnete Absprunghülse an die frische Luft und entleerten uns schweigend und intensiv in alle Richtungen. Das dauert, jedenfalls bei Panzergrenadieren, die sich, bevor sie die Hose nach unten befördern können, zunächst von ihrer kompletten Kampfausrüstung befreien müssen. Bis Schulterriemen, Koppel, Patronentaschen, Brotbeutel, Feldflasche, Spaten, Kochgeschirr, Gasmaske und Sturmgepäck, und schliesslich die Gurte mit der MG-Munition abgelegt sind, vergeht Zeit. Feldbluse ablegen, Hosenträger abstreifen und dann immer noch aufpassen, dass man

sich nicht in die eigenen Stiefel pinkelt oder in die Hose scheidet. Der tobende Unteroffizier versucht vergeblich, seine Herde schneller zurück in ihren Stahlsarg zu treiben.

Eine unserer ersten Erfahrungen: wir sind hier nicht mehr auf dem Kasemenhof, wir sind an der Front, wir sind die Front. Die Machtverhältnisse verschieben sich. Auch Vorgesetzte, bisher Halbgötter, ausgewiesen durch ihre Silberlitzen und Goldsterne, sind hier auf einmal sterblich, und manche haben Angst wie wir. Auch wenn sie das zu überspielen versuchen, wir registrieren es an ihren Stimmen und an der Unsicherheit ihrer Bewegungen.

Die Nacht wird kalt werden. Seit einigen Tagen ist hier der Hochsommer zu Ende. Schon auf der Fahrt an die Front wurde es kühl, sobald die Sonne sich dem Horizont näherte, aber noch hält die Erde die Wärme des Tages. Wir liegen am Fluss. Über die vom Wasser abgeschliffenen Steine, die wir als Deckung vor unserer Bodenwanne aufgeschichtet haben, versuche ich mit dem Fernglas herauszufinden, wo sich einem Angreifer genügend Deckung für einen nächtlichen Überraschungsangriff anbieten könnte. Hier unten im Flusstal haben die Frühjahrsüberschwemmungen nach der Schneeschmelze so viel niedriges Buschwerk stehenlassen, dass er sehr nahe herankommen könnte, auch wenn wir uns noch etwas Schussfeld freigeräumt haben. Zum eigentlichen Problem für jeden Angreifer aber wird der breite Kies und Schotterboden vor uns, das Flussbett, in dem es jetzt, nach den langen trockenen Sommermonaten, nur noch wenige kleinere Wasserlachen und Altwasser gibt. Wer sich auf diesem steinernen Rollboden ohne Lärm bewegen will, braucht Flügel. Jeder Schritt lässt die Steine klicken und knirschen, ein Geräusch, das selbst das Wasser übertönt. Der nächtliche Angreifer wird also versuchen, seitlich von uns, rechts oben, wo die Strasse genau an der Kante zwischen Berghang und Flusstal verläuft, durchzubrechen. Da, wo dichtes Buschwerk und Unterholz im Schatten zahlreicher Erlen, Weiden und Ulmen wuchert, da ist die Deckung, die er braucht.

Aber genau da stehen die einzigen beiden Panzer von uns, die noch genug Diesel und Munition in ihren Stahlwampfen tragen. Keine von den neuen, bejubelten Super-Kampfmaschinen, die so unbesiegbar erscheinen, dass sich kein Mensch ihr Ende als ein Haufen ausgeglühten Schrotts vorstellen kann. Da oben an der Strasse stehen Panzerveteranen, die sich so langsam und vorsichtig durch die Gegend bewegen, als trügen sie einen Korb Eier auf ihrem Turm. Die sind schon so lange im Krieg, dass eigentlich längst Moos auf ihren Panzerplatten wachsen müsste. Ihre Besatzungen sind für uns sehr alte Männer, alle schon über 30, denen lange und schmerzliche Erfahrung beigebracht hat, dass sich eine Panzerplatte nicht von einem Pappdeckel unterscheidet, sobald das Kaliber der auftreffenden Granate nur gross genug ist. Wenn man sie bei der liebevollen Pflege ihrer Oldies beobachtet, dann versteht man sehr schnell, dass vom makellosen Funktionieren dieser Eisenpakete das Überleben abhängt und dass sie das auch genau wissen. Öl- und dreckverschmiert betrachten diese «alten» Männer uns 18jährige als unwissende Kriegskinder, denen man mit einer Mischung aus Mitleid und väterlichem Überlegenheitsgefühl begegnet. Ich hatte den Satz aufgeschnappt, mit dem einer dem anderen das Ersatzglied für die Panzerkette in die Hand drückte: «Von denen wird auch kaum einer übrigbleiben in diesem Scheisskrieg!»

Das war heute Mittag, als wir die Kompanie ablösten, die sich als Angriffsspitze bis zu diesem Punkt vorgekämpft und mit einem Überraschungsangriff eine unzerstörte Flussbrücke in die Hand bekommen hatte. Es war aber diese Brücke, weit und breit als einzige für Lastwagen, Panzer und Artillerie befahrbar, die der Gegner für die eigene Versorgung und für seine Offensive brauchte. Also würde er ganz schnell versuchen, sie zurückzuholen, das begriff jeder von uns. Die Soldaten in den Bergwäldern, die sich auch linkerhand von uns, auf dem anderen Flussufer bis zum Horizont erstreckten, konnten nur über diese Brücke und die neben uns laufende Strasse mit Nach-

schub versorgt werden. blieb das Flussufer und die Brücke in unserer Hand, dann waren sie praktisch abgeschnitten. Also würden sie angreifen, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Besondere Anstrengungen zur Verteidigung wurden allerdings nicht unternommen. Unser Frontabschnitt war nur einer von unzähligen anderen, und so wichtig, wie man es uns erzählte, war er auch nicht. Der Krieg dauerte schon so lange, und die seit Jahren andauernden Rückzüge und Abwehrschlachten hatten längst zu einem stoischen Fatalismus bei den Soldaten geführt. Sie kämpften hier an der Ostfront nur deshalb noch so verbissen, weil die Angst vor «dem Russen» gar keine andere Möglichkeit zuliess. Der Nachschub an «Menschen und Material», wie es immer hiess, wobei offen blieb, was von beidem wichtiger war, wurde immer spärlicher. Improvisation hiess die Parole für das letzte Gefecht, Improvisation um jeden Preis. Deshalb hatte man uns, einen Haufen 18jährige, die noch lange nicht mit ihrer Ausbildung fertig waren, einfach in ein sich plötzlich an der Front auftuendes Loch hineingeworfen, und so wurden wir zu einem wichtigen Teil dieser Improvisation.

Hinter uns stolperten zwei Soldaten mit ihren schweren Blechkanistern auf dem Rücken fluchend über den wegrutschenden Steingrund. Die Essenträger brachten die Tagesverpflegung. Wir klappten unsere Kochgeschirre auf, und der Anblick einer dicken fetten Sosse mit Nudeln und Fleischstücken weckte den Heisshunger, der durch die Aufregungen und Spannungen des Tages völlig überdeckt worden war. Um uns herum Stille. Während wir mit unseren Löffeln klapperten, hörten wir das Rauschen des Flusses und spürten den leichten kühlen Wind, der die Zweige der schönen alten Bäume oben an der Strasse nach unten bog. Es war einer jener Augenblicke, wo der Krieg eine Pause einlegte. Ich erinnerte mich an Ferienlager der Hitler-Jugend im Riesengebirge, an Fahrten auf der Oder mit dem Klepperfaltboot meines Freundes Olli, wo wir an sol-

chen Abenden auf einer Sandbank im Fluss unser Zelt aufschlugen und Pläne für unsere Zukunft machten. Der Feind schien wie vom Erdboden verschluckt. Nur überall herumliegende Ausrüstungsgegenstände und Abfälle erinnerten daran, dass hier noch vor zwei Tagen andere Soldaten kampiert hatten.

Wir blieben vorsichtig, beim Essen und bei allen Bewegungen. Auf der Steinbrüstung vor uns lagen wurfbereite Eierhandgranaten, und mein Maschinengewehr war durchgeladen und zeigte mit eingezogenem Munitionsgurt zum Flussufer. Wir sprachen wenig. Wichtig war die Wacheinteilung für die Nacht, wer wo welchen Sicherungsposten übernahm, wann abgelöst werden sollte. Und vor allem musste man feststellen, wer in welcher Entfernung rechts und links von einem im benachbarten Deckungsloch lag. Wir hatten bereits eine Vorstellung davon, wie lebenswichtig die Verlässlichkeit der neben einem Liegenden bei einem Angriff war. Unser Unteroffizier Timm, ein ostpreussischer Bauernsohn mit der langsamen, bedächtigen Wesensart der Menschen seiner Heimat, gab ganz genaue, exakte Anweisungen für die Nacht. Man merkte ihm seine lange Frontenerfahrung an, und ich hörte aus seinen Befehlen unausgesprochen eine Befürchtung heraus. Er hatte Angst, dass wir, in seinen Augen noch halbe Kinder, bei unserer ersten «Feindberührung», wie das blutige Treffen so zärtlich in der Militärfachsprache genannt wurde, das Hasenpanier ergreifen würden, noch dazu bei einem Nachtangriff des Gegners. Mir schien, ihn beunruhigten weniger die militärischen Folgen eines solchen Rückzuges als vielmehr die Blamage für ihn, unseren Rekrutenausbilder, der sich so viele Wochen angestrengt hatte, diesem Halbwüchsigenverein die Grundkenntnisse des Kriegshandwerks beizubringen. Er kannte uns besser als wir dachten, die Breslauer Grosstadtlergen aus den Arbeitervierteln und die halbpolnischen Bauembuben der Volksgruppe III aus den zwangsgermanisierten Landstrichen des «Reichsgau Wartheland», die dünnhäutigen Gymnasiasten, die sich immer so super-

schlau gerierten, und die stillen kaufmännischen Lehrlingstypen. Was er nicht wusste, und was wir nicht wissen konnten: wie würde jeder Einzelne reagieren, wenn aus dem Kriegsspiel, das wir bisher auf dem Kasernen- und Übungsgelände mit sportlichem Ehrgeiz und einigem Engagement betrieben hatten, der so oft zitierte «Ernstfall» wird.

Theoretisch war alles klar. Wir hatten gelernt, fast alle Geräte zu bedienen, mit denen man andere Menschen ins Jenseits befördern konnte, und während der ganzen Rekrutenausbildung hatte es nur einen einzigen Augenblick gegeben, in dem sich uns allen der Magen umdrehte. Das war in der Nahkampf Ausbildung, als man uns beibrachte, wie man das oben am Gewehr aufgesteckte Bajonett mit einer einzigen, genau gezielten Drehbewegung im Vorwärtssprung dem Feind so in den Bauch, nicht etwa in die Brust, stösst, dass man es wieder herausziehen kann, ohne hängen zu bleiben. Das kann dann passieren, wenn man zwischen die Rippen trifft. Und beim Häusemahnkampf hatten wir gelernt, den Gegner mit dem an einer Seite scharf geschliffenen Infanteriespaten so haargenau in die Vertiefung zwischen Schulter und Halsansatz zu schlagen, dass er mit diesem einen Angriff «erledigt» ist. Da hatte der kleine Jäckel hinterher ziemlich leise den Unteroffizier Timm gefragt: «Lernen die russischen Rekruten das eigentlich auch so wie wir?» Der hatte gestutzt, kurz überlegt und dann gesagt: «Natürlich, und deshalb kommt alles darauf an, dass ihr schneller und besser seid, sonst kann man draussen nicht überleben.» Damals bestand unser Gegner aus lebensgrossen, mit Stroh gefüllten Puppen, an denen diese Totschlägerausbildung trainiert wurde, aber heute und hier war das alles anders. Wenn heute angegriffen wurde, hatten wir es mit Menschen zu tun, nicht mit Strohpuppen, und die waren bestimmt genau so entschlossen wie wir, nur mit dem Unterschied, dass sie uns umbringen wollten.

Solche Gedanken gingen sicher nicht nur mir durch den Kopf an diesem ersten Tag an der Front. Aber wir sprachen

nicht darüber. Wir hatten so ein Gefühl, als ob dies alles erst real werden würde, wenn man darüber spräche. Das Schweigen diente dazu, diesen Teil der Wirklichkeit noch im Verborgenen zu halten. Und es überdeckte noch etwas anderes, unsere Angst vor der Nacht und vor dem, was uns bevorstand. Angst hatten wir alle, und wir wussten es, ohne darüber zu reden. Wir hofften nur, dass uns der Nachbar rechts und links nicht im Stich lassen würde in seinem Schützenloch. So fragten wir, natürlich betont lässig: «Habt ihr alles an Munition, braucht ihr noch ein paar Handgranaten, wir haben noch genug? Wie ist euer Schussfeld?», und jede Antwort war eine kleine Bestätigung, dass man nicht alleine war. Sie war ein Signal, dass die anderen erwarteten, von einem selbst nicht im Stich gelassen zu werden. So begann sich eine Kette zu bilden, deren Reissfestigkeit erst noch erprobt werden musste. Wir lebten jetzt seit vier Monaten zusammen, Tag und Nacht. Jeder kannte bei jedem alles, sein Schnarchen, seine Schweissfüsse, seine Abneigung gegen Zahnbürsten, selbst unsere Schwänze kannten wir alle. Hatte man uns doch gezwungen, für eine abendliche sogenannte «Schwanzparade», im Kreis splinternackt auf einem Holzhocker stehend, die Vorhaut zurückzuziehen, damit sich der Truppenarzt nicht etwa bücken musste um festzustellen, ob einer von uns eine Geschlechtskrankheit hatte. Von uns zehn war keiner älter als 18. Wir kamen uns vor wie auf dem Viehmarkt. Wir genierten uns so, auch die vom Lande, dass wir hinterher nicht mal mehr Witze machten. Man behandelte uns wie erwachsene Männer, und meistens waren wir auch stolz darauf, aber manchmal mussten wir die Zähne zusammenbeißen und wären lieber noch zu Hause gewesen.

Ich erinnerte mich an einen herrlichen Frühsommertag gegen Ende unserer Ausbildung, als unsere Kompanie über eine dieser typischen schlesischen Landstrassen marschierte, mit den schlanken, hohen Birken, die sich im lauen Sommerwind bogen, mit Feldern im frischen Grün, die sich bis an den Horizont erstreckten, an Menschen, an

Mädchen, die auf den Äckern arbeiteten und uns fröhlich zuwinkten. Uns durchströmte plötzlich eine so wilde Lebenslust und Lebensfreude, dass wir von uns aus, ohne Befehl, zu singen begannen. Keine NS-Kampflieder, sondern die, von denen wir damals nicht wussten, dass sie fast alle aus der hündischen Jugend stammten. Ein Heller und ein Batzen, Hoch auf dem gelben Wagen, Wir sind des Geyers schwarzer Haufen, Früh morgens wenn die Hähne krähen, und dann die Lieder, die schon unsere Väter gesungen hatten, damals 1914 bis 1918, die sehr unheroischen, sentimentalen Soldatenlieder, von den Mädchen, dem Abschied, von der Heimat und vom Tod – aber wir sangen sie, weil wir so voller Leben waren an diesem herrlichen Tag. Wir fühlten uns stolz und unüberwindlich, wir hatten diese knochenharten Wochen überstanden, wir verachteten, jetzt schon voller Selbstwertgefühl, die Schindertypen, die uns nicht hatten kleinkriegen können, und – was unausgesprochen für jeden von uns besonders wichtig war – wir waren Männer geworden –, jedenfalls fühlten wir uns so. Wir waren keine Rekruten mehr, wir waren Soldaten geworden, beherrschten das Handwerk des Tötens und des Überlebens, das man uns beigebracht hatte. Jeder von uns hatte in diesen Monaten eine unsichtbare Schwelle überschritten, die man nur einmal im Leben hinter sich lässt, der Sprung aus Kindheit und früher Jugend in die Welt der Erwachsenen.

Dass man uns keine Zeit gelassen hatte, wirklich jung zu sein, dieses wichtige Zwischenstadium der eigenen frühen Jahre wirklich kennenzulernen, und dass da eine fürchterliche Entwicklungslücke entstanden war, die nie mehr zu schliessen sein würde, das zu erkennen blieb den meisten keine Zeit, weil sie ein halbes Jahr später fast alle tot waren.

Für die Überlebenden, zu denen ich zufällig zählte, blieb später unter dem Druck heraus, sich aus dem Nichts eine Existenz aufzubauen, wenig Raum zum Nachdenken. Bewusst geworden ist den Überlebenden dieses Loch in ihrem

Leben sehr oft erst, als die eigenen Kinder in dieses Alter kamen, also viel später, und als sie plötzlich zu ihrer Bestürzung feststellen mussten, dass ihnen das Wichtigste fehlte, die eigenen, ruhigen Entwicklungsjahre, das Handwerkszeug, das sie jetzt gebraucht hätten im Umgang mit einer aufbegehrenden, in völlig anderen Kategorien denkenden nächsten Generation. Die ausgefallene eigene Jugend, die völlige Überforderung auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges wurde zu einer Klippe, an der die Beziehungen vieler Väter unserer Generation zu ihren Kindern scheiterten. Der ausgeprägte Egoismus und das inzwischen völlig veränderte Lebensgefühl einer unter relativ günstigen Umständen herangewachsenen Nachkriegsgeneration überrollte eine ihnen fremd und feindlich gewordene Vätergeneration, die sich dieser Attacken zumeist mit völlig fehlgegriffenen Argumenten zu erwehren versuchte. Man redete aneinander vorbei.

Mit das gefährlichste Erbe der NS-Erziehung bestand in der weitverbreiteten Unfähigkeit dieser Vätergeneration, sich der Aussenwelt über Gefühlsäußerungen mitzuteilen. Der innere Zwang, sich abzukapseln, niemandem Einblick zu gewähren, Emotionen zurückzunehmen und mit ihnen möglichst sparsam umzugehen, kam ja nicht etwa aus angeborener Gefühlskälte, sondern war das traurige Resultat jahrelanger Erfahrungen, dass der Verlust oder die Aufgabe von strengster Selbstkontrolle für einen selber sofort lebensgefährlich werden konnte. Wer die Kriegsjahre als Frontsoldat und die unmittelbaren Nachkriegsjahre als heimat- und besitzloser Flüchtling überleben wollte, den zwangen die Verhältnisse dazu, ein solches Mass an Härte gegen sich selber anzulegen, wie es der nachfolgenden Generation, zu ihrem Glück und dank des Überlebenswillens ihrer Eltern, erspart geblieben ist. So wurde uns damals nicht nur eine unwiederbringliche Entwicklungsstufe, sondern auch ein wichtiger Bestandteil unseres zukünftigen Lebens genommen, aber wir wussten nichts davon und verschwendeten keinen Gedanken daran.

Es zählte jetzt nur das Hier und Heute, der Fluss, die Ufer und wir. Vor allem aber die Nacht, die vor uns lag, und von der wir wussten, dass sie ganz anders werden würde als all die Nächte, die wir schon erlebt hatten. Es war diese Nacht, die, je näher sie rückte, alle unsere Gedanken in Besitz nahm.

Die beiden Panzer oben an der Strasse warfen ihre Motoren an, schoben sich rasselnd erst seitwärts, drehten ihre Geschütztürme, gaben Gas und - wir trauten unseren Augen nicht - verschwanden nach hinten. Hinter der nächsten Strassenbiegung hörten wir noch ihre Dieselmotoren blubbern, dann Stille. Wir sahen uns an, keiner wagte zunächst diesen Rückzug zu kommentieren. Bis eben noch hatten wir die beiden Kolosse für das Rückgrat unserer Abwehrstellung gehalten. Mit ihren beiden Geschützen und ihren MGs deckten sie unser ganzes Vorgelände ab. Wir hatten sogar im stillen gehofft, ihre Anwesenheit würde den Feind von seinem Gegenangriff abbringen. Niemand wusste, warum sie abgezogen worden waren, auch nicht unser Zugführer, Stabsfeldwebel Stephan. Wir hatten nach hinten bis jetzt weder Telefon- noch Funkverbindung, nur den klaren Befehl, unsere Stellung hier auf jeden Fall bis zum nächsten Tag zu halten. Wir hatten ein zunehmend mulmiges Gefühl in der Magengegend. Jeder wusste, dass hinter uns keine Artillerie stand. Das einzige, was unser Bataillon, das diesen ganzen Abschnitt halten sollte, an Geschützen besass, waren, ausser den paar alten Panzern, etliche Granatwerfer, und die würden uns bei einem Nachtangriff wenig helfen.

Wir hatten gegessen und uns einigermaßen in unserer Stellung eingerichtet, die nichts anderes war als eine Reihe flach in den Kies- und Schotterboden geschauelter Wannen. Tief konnte man nicht graben, weil es sofort nass wurde. Es war immer noch so ruhig, und vom Gegner war nichts zu sehen. Da stand einer von uns vorsichtig auf, um am Flussufer sein Kochgeschirr auszuwaschen. Timm brüllte ihm einen Befehl hinterher, aber da war es schon zu

spät. Eine MG-Garbe peitschte in die Stille, das Kochgeschirr knallte auf die Steine, und der Unvorsichtige konnte sich gerade noch mit einem gewaltigen Satz hinter einem angeschwemmten, grossen Wurzelstock in Sicherheit bringen, den das letzte Hochwasser hier zurückgelassen hatte. Sie waren also noch da und warteten. Um uns herum piff, peitschte und schrillte es in allen Tonlagen, so dass man sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte. So lernten wir gleich eine Besonderheit dieses Kampfgebietes kennen, die uns bisher nicht aufgefallen war. Die runden Kiesel, flachen Steine, alle vom Wasser seit Jahrtausenden abgeschliffen, liessen jede auftreffende Kugel zum heulenden Querschläger werden, besonders gefürchtet wegen der schrecklichen, zerfetzenden Verwundungen, die sie verursachten. Es schrillte seitlich und sogar von hinten über unsere Köpfe, die wir nur immer tiefer in den Dreck steckten, was zwar menschlich verständlich, aber völlig unmilitärisch gehandelt war. Zwei, drei in den Höllenlärm gebrüllte Befehle zwangen unsere Köpfe aus der Deckung, wir hatten bisher, völlig überrascht, noch keinen einzigen Schuss abgegeben. Ich auch nicht, und deshalb galt das erste Gebrüll mir mit meinem MG, das ich in diesem Augenblick hätte verfluchen können.

Ich war als Rekrut sehr stolz darauf gewesen, als einer der besten Schützen des ganzen Bataillons zu gelten. Das hatte mir manche Vorteile verschafft. Es kam daher, dass ich durch die Jagdpassion meines Vaters mit Waffen aufgewachsen war, und erst von ihm und später dann in der Hitler-Jugend eine sehr gute Schiessausbildung bekommen hatte. Ich besass mit 13 Jahren mein erstes eigenes Gewehr, eine Kleinkaliber Mauser mit einem kleinen Zielfernrohr, mit dem schoss ich auf 50 m das As aus der Spielkarte. Also landete ich auf dem Kasernenhof ganz schnell als MG-Schütze 1 hinter dem berühmt-berüchtigten MG-42. Das war eine Präzisionswaffe, die jeden Fachmann und Waffennarren begeisterte. Nach den Erfahrungen der ersten Kriegsjahre entwickelt, war dieses MG-42 leichter als alle

seine Vorgänger, was im Geländekampf über längere Strecken und beim Marschieren besonders wichtig war. Man konnte damit zur Not auch aus der Hüfte heraus schießen, es war einfach zu bedienen, der Laufwechsel dauerte nur Sekunden, es war ziemlich unempfindlich gegen Nässe und Dreck, und was das allerwichtigste war, es besaß eine bis dahin beispiellose Feuergeschwindigkeit von 14 Schuss in der Sekunde, allerdings auch einen entsprechenden Munitionsverbrauch. So schleppte der ebenfalls zum MG gehörende Schütze 2 neben zwei Reserveläufen noch zwei volle Munitionskästen, und mindestens einen kompletten Munitionsgurt mit. Zusammen mit den anderen Ausrüstungsteilen eines Panzergrenadiers ergab das, sobald man vom Schützenpanzerwagen abgesprungen war, eine fürchterliche Schlepperei. Diese Waffe war für uns 18jährige zunächst ein richtiges Abenteuerispielzeug. Es machte Spass, dieses beim Feuern rasende Ungeheuer mit festen Griffen und sicherem Auge so zu bändigen, dass die Ziele nur so purzelten. Es waren ja nur Pappfiguren und Scheiben, die von unseren Feuerstößen zerfetzt wurden. Keiner von uns war in der Lage sich wirklich vorzustellen, wie ein menschlicher Körper nach solchen Treffern aussehen würde. Wir wollten auch nicht darüber nachdenken, so wie wir über zu vieles zu wenig nachdachten. Vorläufig bewunderten wir das tanzende Mündungsfeuer unseres Riesenspielzeuges und hatten den sportlichen Ehrgeiz, mit möglichst wenig Munition möglichst viele Treffer auf den Übungsscheiben zu erzielen.

Von diesem Ehrgeiz spürte ich nun überhaupt nichts mehr. Aber der Befehl zwang mich, meinen kostbaren Kopf aus der Deckung herauszunehmen, das MG, dessen Laufgabel ohnehin oben auf der kleinen Brüstung lag, hinten anzuheben, seinen Kolben an die Schulter zu pressen, das Ziel anzuvisieren und mit dem rechten Zeigefinger den ersten Feuerstoß meines Lebens auf lebende Ziele loszulassen. Ich tat alles, was ich gelernt hatte, nur sah ich vorne kein Ziel. Zwar schoss der Gegner immer noch, aber

es war nicht auszumachen, wo er drüben im Wald sass. Ich tat also das, was Soldaten aller Armeen in solchen Situationen immer tun, ich ballerte einfach los. Fuhr den Waldrand ab, setzte auch Feuerstösse in die Wipfel einzelner besonders hoher Bäume, hörte neben mir das Einzelfeuer der anderen – und das war's dann. Warum der Gegner sein Feuer so plötzlich einstellte wie er es begonnen hatte, war nicht zu erkennen. Da wir es auch taten, war die Stille, im Gegensatz zu dem eben noch das Tal erfüllenden Radau, fast gespenstisch.

Eines jedenfalls hatte der Zwischenfall bewiesen. Der Feind war noch da, er beobachtete uns ständig, und er hatte registriert, dass sich unsere beiden Panzer zurückgezogen hatten, sonst hätte er diesen Feuerüberfall kaum riskiert. Schöne Aussichten für die Nacht. Es begann zu dämmern. Da das Flusstal auf beiden Seiten von hohen Berghängen gesäumt wurde, tastete sich die Dunkelheit zuerst unten, da wo wir lagen, vorwärts und kroch dann den Waldhang rechts neben uns hoch. Die halb links gegenüberliegende Seite, hinter deren Kamm die Sonne jetzt schnell verschwand und von wo aus wir unter Feuer genommen worden waren, lag jetzt schon im Dunkeln. Was wir nicht wussten, und was auch ein Spähtrupp am Nachmittag nicht hatte feststellen können, war, wo genau auf unserer Seite des Flusses sich der Gegner eingegraben hatte. Der Talgrund war unübersichtlich und kaum passierbar, weil Baumstämme und Stümpfe neben verfilztem Buschwerk, Dornengestrüpp und Altwasserkuhlen ein Durchkommen zu Fuss fast unmöglich machten, jedenfalls für uns als Fremde. Wir hatten aber noch am Nachmittag erfahren, dass laut Gefangenenaussage zusammen mit regulären Truppenverbänden einheimische Partisanen, die hier natürlich in der Dunkelheit jeden Pfad und jedes Schlupfloch kannten, gegen uns eingesetzt waren. Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was uns in der Nacht bevorstehen konnte. Wir waren satt und müde, aber schlafen konnte keiner von uns. Die Wachen

waren eingeteilt worden. Ich hatte die unbeliebte «Hundewache» erwischt, zwischen 3 und 4 Uhr früh. Da kommt man vorher nicht richtig zum Schlafen, weil man erst auf das Wecken wartet, und hinterher ist die Nacht schon fast vorbei.

Auf Horchposten vor unserer Linie hatte unser Oberleutnant verzichtet. Wir waren ihm wohl noch zu unerfahren für diesen riskanten Auftrag, und er fürchtete, dass diese Posten bei dem zu erwartenden Angriff von den Partisanen als erste abgemurkst werden könnten. Über diese Entscheidung waren wir alle sehr erleichtert. Den Auftrag hätte keiner gern übernommen. Jetzt schob er sich auf dem Bauch von einem zum anderen, kontrollierte noch einmal das Schussfeld, das gar nicht so schlecht war, weil jetzt der Mond das Tal in zartes Nachtlicht tauchte, forderte uns zu grösster Aufmerksamkeit auf und machte auch noch dumme Witze.

Wir hatten es gut getroffen mit diesem Kompaniechef, der mit seinen 24 Jahren schon ein Auge in Russland verloren hatte und mich in Figur und Stimme immer an die ‚Simplicissimus‘-Karikaturen von kaiserlichen Leutnants vor 1914 erinnerte. Dabei war er blitzgescheit und mutig und setzte sich für uns, seine «Männer», ein. Nur gelegentlich kam er mit unserem Zugführer, dem Stabsfeldwebel Stephan, Berufssoldat seit 14 Jahren, über Kreuz. Der, zehn Jahre älter als der Oberleutnant, war ein weisser Rabe unter seinesgleichen. Ich habe diesen Mann nur ein einziges Mal brüllen gehört. Er war leise, von grosser selbstverständlicher Intensität bei allem, was er tat, sportlich so durchtrainiert, dass er uns Junge noch abhängen konnte, gerecht im Urteil, und beherrschte sein Handwerk als Soldat auf allen Feldern mit unanfechtbarer Perfektion. Natürlich bewunderten wir ihn alle. Er war ein geborener Führertyp im guten Sinne, aber nicht nur wegen seiner vielen Auszeichnungen, sondern auch, weil er unseren Oberleutnant auf eine unnachahmliche, lässige Art nicht ganz ernst nahm, ohne jemals die gerade noch zulässige Grenze zwi-

schen Untergebenem und Vorgesetztem zu überschreiten. Mit diesem Gespann und dem Bauernsohn Timm, die keineswegs typisch waren für das, was sich im fünften Kriegsjahr überall als Vorgesetzte aufspielte, waren wir mehr als gut bedient, und wir wussten das zu schätzen.

Ich fror erbärmlich, obwohl die Nacht kaum begonnen hatte. Wenn die Sonne erst mal verschwunden war, merkte man sehr schnell, dass in dieser Gebirgsgegend, mit Höhen zwischen 1'000 und 2'500 Metern, der Sommer endgültig vorbei war. Im Augenblick interessierte mich nur, wie ich meinen Bauch und die Beine gegen die vom Boden aufsteigende Kälte schützen konnte. Wir hatten uns nicht richtig eingraben können, weil nur die oberste Bodenschicht aus Schwemmsand bestand, unter dem eine dicke Kiesschicht begann, mit vielen massiven Steinbrocken. Da war mit unseren kurzstieligen Infanteriespaten nicht viel auszurichten. Noch schlechter dran waren die links von uns, näher am Ufer, die ganz schnell auf Wasser gestossen waren. Feucht war es ohnehin überall. Ich beriet mich mit meinem MG-Schützen 2. Er hiess Jakob und war einer von unserer Volksgruppe III, aus Kielce in Polen, wegen irgendwelcher deutschstämmigen Grosselternteile in der grossdeutschen Wehrmacht gelandet, obwohl er besser polnisch als deutsch sprach. So alt wie ich, aufgewachsen in einem Dorf, aus dem er vorher nie herausgekommen war, besass er grosse Körperkräfte und war aussergewöhnlich gutmütig, solange ihn keiner ärgerte oder gar verspottete. Ich mochte ihn. Er war ein guter und vor allem zuverlässiger Kumpel und mit solchem Appetit gesegnet, dass ihm seine Verpflegungsportionen nie reichten. Da ich meine Zigarettenzuteilung als Nichtraucher bei den Qualmern immer gegen Fressalien eintauschte, die ich mit ihm teilte, empfand er seinen Job neben meinem MG als vorteilhaft, und so waren wir ein gut eingespieltes Team.

Wie spät war es? Ich schreckte hoch, war tatsächlich eingeschlafen, erschrak, aber es gab keinen Grund dafür. Ich versuchte im Dunkeln das Zifferblatt meiner Uhr abzule-

sen, denn es war strikt verboten, auch nur ein einziges Streichholz anzuzünden, jeder wusste warum. Ich dachte an zu Hause, an den dritten Stock in der Breslauer Kaiser-Wilhelmstrasse 37 mit meinem schönen gepflegten Schülerzimmer, an das warme Federbett und den weissen Kachelofen in der Ecke, der so eine schöne behagliche Wärme ausströmen konnte, wenn die Grete Feuer gemacht hatte. Mir fielen die Sonntagmorgen ein, wenn man so lange schlafen konnte, wie man wollte, einfach weiterschlafen, den Bettzipfel unter den Kopf gezogen, behaglich warm, schlafen. Ich wachte auf von einem schmerzhaften Rippenstoss. «Du gottverdammtes Idiott, du schnarchst wie alte Sau von Eber, du schnarchst wie Trompeten von diese Bibeldingsda!» Der Jakob konnte sehr direkt werden, auf seine katholische Art. Meine Schnarcherei war immer schon meine Achillesferse, schon im Internat in Liegnitz, aber hier war sie vielleicht sogar gefährlich. Es war noch Zeit, bis ich mit meiner Hundswache an der Reihe war.

Der Himmel hatte sich etwas bewölkt. Immer wieder zogen Wolkenschleier so über den Mond, dass fast sein ganzes Licht absorbiert wurde. Ausser dem gleichmässigen, einschläfernden Rauschen des Flusswassers war nur noch gelegentlich ein Windstoss zu hören. Mitternacht war vorbei, und sobald es das Mondlicht zuliess, suchte ich mit dem Fernglas unser Vorgelände ab, ohne etwas Besonderes erkennen zu können. Man durfte sich nicht narren lassen. Unter den wechselnden Lichtverhältnissen verwandelten sich vermodernde Baumstämme in kriechende Figuren, vom Wind bewegte Buschzweige erschienen als anschleichende Menschen, und die verschiedenen Geräusche der Nacht konnten den Unerfahrenen leicht erschrecken. Aber hier kannte ich mich aus. Seit meinem achten Lebensjahr hatte ich meinen Vater in unserem Jagdrevier auf unzähligen abendlichen und nächtlichen Streifzügen an Waldrändern und durch Buschgelände begleitet. Ich hatte über Jahre hinweg gelernt, die einzelnen Geräusche genau zu unterscheiden. Es war auch mein Vater, der mir gesagt hat-

te, dass die einzige wirkliche Gefahr in der Nacht draussen nicht von der Natur ausging, sondern immer nur von Menschen. Damals konnten das Wilderer oder Sehlingenleger sein, die unterwegs waren, und heute hier Menschen, von denen ich nichts wusste, ausser dass sie mich töten würden, wenn sie die Möglichkeit dazu hätten. Es war irgendwann in dieser ersten Nacht an der Front, dass mir meine Situation auf einmal ziemlich verrückt vorkam. Später gewöhnt man sich als Soldat daran, aber in dieser Nacht habe ich die Diskrepanz zwischen meinem bisherigen normalen Leben und dem kompletten Wahnsinn, der sich hier abspielte, mit einer Intensität empfunden wie später nie mehr. Das ist auch gut so, weil man sonst verrückt wird.

Ich erinnerte mich an das betroffene Schweigen in unserem Schützenpanzerwagen gestern auf unserer Fahrt in die Kampfzone. Wir hatten uns, um das bange Gefühl in uns zu überspielen, gegenseitig angepflaumt, als die Gesichter plötzlich erstarrten. Mitten auf der geteerten Strasse lag ein Mensch, nein, das, was von einem menschlichen Körper übrigbleibt, wenn Hunderte von Autoreifen und Panzerketten ihn zerquetschen, nur noch einen platt gewalzten Abdruck hinterlassen, als wenn eine Dampfwalze ihn in den Teer hineingepresst hätte. Für uns war es ein schauerlicher Anblick, und für einige der erste Tote, die erste Leiche, in ihrem Leben. Wir schwiegen und sahen geflissentlich aneinander vorbei, als unser Fahrer, ohne zu zögern, mit unseren Panzerketten das Zerstörungswerk fortsetzte. Es dauerte, bis wir unser Gespräch wieder aufnahmen. Über das, was wir eben gesehen hatten, wurde kein Wort verloren.

Ich hing noch meinen Gedanken nach, als der Wind auf einmal Geräusche aus dem Gelände vor uns herantrug. Vertrocknete Zweige krachten. Da bewegte sich auch etwas am Boden. Ich sah durchs Fernglas. Was die Weidenbüsche in ihren Spitzen bewegte, war nicht der Wind, sie neigten sich gegeneinander, völlig unregelmässig, wurden also von unten her in verschiedenen Richtungen bewegt.

Auch die anderen waren jetzt aufmerksam geworden. Ich schätzte die Entfernung auf höchstens 200 Meter. Das konnte kein Wild sein. Ich wusste von zu Hause, von unserer Jagd, dass sich Rehwild, auch Rotwild, selbst starke Geweihe tragende Hirsche, nächtens fast lautlos durch den Wald bewegen können, und hatte das immer bewundert, weil kein Mensch es schafft – ausser vielleicht die Indianer bei Karl May. Ich stellte die Entfernung ein und zog das MG an die Schulter, es war feuerbereit. Aber noch bevor ich den Zeigefinger krumm machen konnte, peitschte die erste Garbe unseres oben an der Strasse postierten schweren MGs mit einem langen Feuerstoss in das Weidengestrüpp. Die waren auch aufmerksam geworden und hatten schneller reagiert als wir, hatten auch das bessere Schussfeld. Zwischen den Weiden und dem Unterholz begann ein gewaltiges Rumoren und nerventötendes Gequietsche, und im Karacho, wie wir damals sagten, fegte eine ganze Rotte von Wildschweinen quer von uns durch das Gebüsch, zurück zur Strasse, hinein in die Deckung des Waldes, aus dem sie, unbemerkt von uns allen, zum Flussufer gekommen waren. Mit denen hatte ich nicht gerechnet, die gab es nicht bei uns auf der Jagd. Wir lachten erleichtert, alle waren natürlich hellwach geworden. Für Minuten löste sich die Spannung, und wir vergassen, wo wir waren. Wenig später kehrte Ruhe ein, jeder versuchte, so gut es die Verhältnisse zuließen, ein wenig Schlaf zu finden.

Es war Zeit für mich. Dem Schützenloch neben mir gab ich Handzeichen und signalisierte die Übernahme der Wache. Es war drei Uhr früh und stockfinster. Ich fror so gottserbärmlich in meiner dünnen Sommeruniform, dass mir die Zähne aufeinanderschlugen. Unsere Mäntel lagen weit hinten beim Tross in einem LKW, die Zeltbahn bot zu wenig Schutz, und die von einem Dutzend Vorgängern ausgeleierte Wehrmachtsunterwäsche taugte nichts mehr. Ich besass, ausser dem MG-42, nur ein einziges wirklich gutes Ausrüstungsstück, das ich bei der Ausgabe per Zufall in die Hand gedrückt bekam. Das war mein Stahlhelm,

der noch in Friedenszeiten produziert worden war. Er trug einen Stempel von 1937, und der sollte mir eines Tages hier draussen das Leben retten.

Ich kannte die Hundewache schon aus meiner Zeit beim Reichsarbeitsdienst in Polen, immer war es mir besonders schwer gefallen um diese Nachtzeit wach zu bleiben, und hier hing jetzt vielleicht unser Leben davon ab, dass ich nicht wieder einschlief. Mein Kampf gegen die Müdigkeit nahm ein plötzliches Ende, als ich bemerkte, dass vom Fluss her etwas auf uns zu kroch. Es sah aus wie ganz zartes Elfengespinnst, so fein und durchsichtig. Aber dann wurde eine weisse Decke daraus, und ich erschrak. Das war Nebel, und was für einer. Das war fast das Schlimmste, was uns im Moment passieren konnte. Auf einmal verstand ich, warum sich der Gegner seit dem kurzen Feuerüberfall am Abend die ganze Nacht hindurch nicht mehr gerührt hatte. Zumindest die Partisanen, als Einheimische mit allen Naturerscheinungen hier bestens vertraut, wussten genau, wann und wie stark um diese Jahreszeit der Morgennebel in das Flusstal einfallen würde. Jetzt hatten sie noch genug Zeit für ihren Gegenangriff, denn bis die Sonne hier so weit über die Berghänge geklettert kam, dass ihre Wärme den Nebel wegfrass, das würde noch Stunden dauern.

Es hatte keinen Zweck länger zu warten. Ich robbte aus meiner Deckung heraus und weckte alle anderen. Dabei traf ich auf Timm, der von der anderen Seite gekrochen kam und dasselbe machte, und leise vor sich hin fluchte. Immer neue Nebelschwaden kamen vom Fluss herauf. Es ging auch kein Wind mehr, der den Nebel hätte verteilen können. Wir hockten hinter unseren Steindeckungen und starrten auf die weisse Wand um uns herum. Es dauerte nicht lange, und keiner von uns konnte noch seinen Nebenmann erkennen. Vor uns, neben uns, hinter uns und über uns stand eine einzige milchige Sосse, undurchdringbar für jedes Auge. Ich hatte wahnsinnige Angst, und ich ahnte, dass es den anderen ähnlich gehen musste. Wenn die jetzt angriffen, vertraut mit jedem Quadratmeter Boden

hier, hatten wir ihr Bajonett im Bauch, bevor wir überhaupt merkten, dass sie da waren. Die mussten nicht mal schießen, die konnten uns hier einfach totschiessen, wenn sie es geschickt anstellten. Jakob und ich sahen uns an, waren beide blass um die Nase, aber wir wollten uns wenigstens so teuer wie möglich verkaufen. Also hockten wir uns Rücken an Rücken, Sprung- und schussbereit, jeder für seinen Halbkreis, mehr konnten wir nicht tun. Aber gleichzeitig mussten wir höllisch aufpassen, nun nicht etwa vor lauter Übereifer einen der unsrigen zu erschiessen, der sich unserer Stellung näherte. Es war dann tatsächlich so, dass der Zugführer Stephan, schon lange, bevor wir ihn sehen konnten, laut in den Nebel hinein rief: «Nicht schießen, Stephan!» Er schärfte uns ein, uns absolut still zu verhalten und sorgfältig auf alle Geräusche zu achten. So verging die Zeit, und wenn wir nicht so genau gewusst hätten, dass die anderen mit Absicht lange warten würden, in der Hoffnung, dass unsere Aufmerksamkeit schliesslich doch nachlassen würde, hätten wir uns besser gefühlt.

Dann ging alles so rasend schnell, dass keiner von uns auch nur eine Sekunde Zeit zum Nachdenken hatte. Ohne jede Vorwarnung krachten plötzlich 10 bis 15 Handgranaten zwischen unsere Deckung, so dass uns die Stahl- und Steinesplinter nur so um die Ohren flogen. Es war immer noch nichts zu sehen, aber im Nebel direkt vor uns ertönte lautes Gebrüll und Zurufe in einer fremden Sprache. Wir schleuderten unsere Handgranaten in die Nebelwand hinein in Richtung auf die Stimmen und schossen, was die Rohre hergaben. Es war ein völliges Durcheinander, es krachte und knallte um uns herum, über unsere Köpfe peitschten Garben aus Maschinenpistolen. Wir hörten plötzlich neben uns einen gellend aufschreien, dann ein gurgelndes Geräusch, ein den Lärm übertönendes Brüllen: «Sani, Sani!» nach einem Sanitäter, da musste es einen oder zwei von uns erwischt haben. Der Feind musste bis auf wenige Meter an uns herangekommen sein, das Gebrüll wurde immer lauter, wir wollten nur noch weg von hier,

bevor wir ein Seitengewehr im Bauch hatten. Da galoppierte einer direkt neben uns nach hinten, so nah, dass wir einen von uns erkannten, mit angstverzerrtem Gesicht, am Arm eine lange blutige Mullbinde hinter sich her schleifend. Der sah uns gar nicht, der rannte um sein Leben, und Sekunden später taten wir das gleiche. Ich riss noch das MG hoch, hatte zum erstenmal in meinem 18jährigen Leben Todesangst. Wusste, dass ich gleich tot sein würde, wenn ich hier den Helden spielte. Mir war alles egal, ich wollte nur noch raus aus diesem Hexenkessel, und schon rannte ich, so schnell mich meine Beine trugen, nach hinten, gefolgt von Jakob, der schwer an seinen Munitionskästen schleppte, die er nicht stehen lassen wollte. Wir hörten am Keuchen und dem Getrappel im Nebel um uns herum, dass da auch noch andere Richtung Heimat rannten, aber sehen konnte man noch immer nichts, der dicke Nebel verbarg das Bild unserer feigen Flucht.

Hinter uns wurde immer noch geschossen, aber der Kampfeslärm ebte ab. Ich habe keine Erinnerung mehr daran, wie weit und wie lange wir gerannt sind, aber fast schlagartig war die Nebelwand zu Ende, wir standen keuchend oben an der Strasse, von der aus wir gestern nachmittag unsere Stellung bezogen hatten, mit dem strikten Befehl, sie gegen jeden Angriff zu halten. Jeder von uns hatte jetzt ein elend schlechtes Gewissen, schon wegen der anderen, die wir im Stich gelassen hatten. Mein erster Gedanke war, wenn da unten jetzt einer von uns tot liegengeblieben ist, weil wir abgehauen sind, das halt ich nicht aus. Kaum war die Erleichterung, dem Tod gerade noch entronnen zu sein, vorbei, schämten wir uns so, dass wir am liebsten im Boden verschwunden wären.

Der Oberleutnant sass am Strassenrand auf einem Kilometerstein, hinter ihm die 30 Mann vom Reservezug, die beiden Abteilungen mit den schweren MGs auf Lafette. Er sagte die ganze Zeit kein einziges Wort. Beobachtete nur, wie einer nach dem anderen von uns nach Atem ringend aus der Nebelwand herausstürzte, sah uns schweigend an

und deutete mit der Hand auf eine Stelle, abseits von allen anderen, wo wir uns sammeln sollten. Das war eindeutig, wir gehörten nicht mehr dazu. Das war viel schlimmer, als wenn er uns angebrüllt und beschimpft hätte. Woher wusste er überhaupt, dass der Gegner nicht auf unseren Fersen plötzlich auch hier, aus dem Nebel angreifend, auftauchen würde? Tatsächlich kamen aber aus dem Nebel nur Leute herausgerannt, die mit uns in der Stellung gelegen hatten. Wir begannen zu zählen, und mit jedem neu Eintreffenden machte sich bei uns Erleichterung breit. Einige hatten kleine Handgranatensplitter abbekommen, eher Kratzer als Verwundungen. Der Schreier mit dem blutigen Verband war am Unterarm von einem Streifschuss getroffen worden und konnte schon wieder lachen. Jetzt sahen wir auch unsere beiden Panzer, die hier hinter der Biegung Stellung bezogen hatten. Deshalb blieb der Oberleutnant so ruhig. Als letzter tauchte unser Unteroffizier Timm aus dem Nebel auf, mit hochrotem Kopf und vor Wut so kochend, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte.

Wir waren heilfroh. Keiner war liegengeblieben, keiner in Gefangenschaft geraten, keine Verluste, wir waren wieder komplett, was uns ein Wunder dünkte, nach dem, was wir gerade erlebt hatten. Aber der Rest der Kompanie sah uns an, als ob wir alle die Krätze hätten, Verachtung im Blick, totale Ablehnung, weil wir die Firma blamiert hatten. Der Oberleutnant hatte immer noch keinen Ton gesagt, sass nur da mit völlig unbewegtem Gesicht und wartete. Als Timm sich wieder gefasst hatte und damit anfangen wollte, uns fürchterlich zusammenzustauchen, stoppte er ihn mit einer einzigen Handbewegung.

Ich musste ihn dauernd beobachten, nachdem ich mich von meinem Schock erholt hatte. Er beschäftigte mich im Moment mehr als alles andere. Ich traute ihm nicht, das Gehabe und Getue, wie man in Breslau gesagt hätte, machte mich zutiefst misstrauisch. Er führte irgendetwas im Schilde, das sagte mir mein Bauch. Irgendetwas stimmte nicht. Ich dachte, der stellt uns alle vor ein Feldkriegs-

gericht wegen Feigheit vor dem Feind. Das ging damals schnell, und die Strafen waren hart. Da musste man Gott danken, wenn man mit der Versetzung in eine Strafkompagnie zu einem dieser Himmelfahrtskommandos abkommandiert wurde. Nein, das würde er nicht machen, das passte auch wieder nicht zu ihm. Aber was hatte er vor, denn dass da noch was kommen würde, war uns allen klar. Der würde niemals freiwillig schlucken, dass ein Teil seines Vereins vor dem Feind einfach davongelaufen war, niemals. Das Rätsel löste sich wenig später. Er wies mit dem Zeigefinger genau in die Richtung, aus der wir gerade gekommen waren, und sagte ein einziges Wort: «Los!»

Wir sahen uns verdattert an. Das durfte doch nicht wahr sein, wir sollten wieder zurück in unsere Stellung, wo sich der Gegner inzwischen in aller Ruhe festgesetzt hatte, im Zweifelsfall schon unseren Gegenangriff erwartend. Die ganze Scheisse noch mal, und ohne Panzerunterstützung und den SMG-Zug, ohne jede Hilfe vom Rest der Kompanie. Der Kerl musste wahnsinnig geworden sein, der schickte uns doch in den sicheren Tod. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder heulen sollte, auch über mich selber, weil ich gottverdammter Idiot mich früher, in einem ganz anderen Leben, auch noch als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte. Es half alles nichts. Timm gab Befehl das Gerät aufzunehmen, und wir durften noch Munition und Handgranaten ergänzen. Jetzt hatte sich die Stimmung im Rest der Kompanie schlagartig geändert. Wir taten ihnen leid. Ich fand es ganz rührend, dass mir einer von der SMG-Abteilung eine Kostbarkeit in die Hand drückte, SKK-Munition für mein MG, eine Spezialmunition, mit der man sogar leichte Panzerungen durchlöchern konnte. Sie steckten uns Zigaretten zu und einer sagte: «Auf Wiedersehen in Walhalla.» Na ja, das war so unsere Art damals Witzchen zu machen.

Inzwischen war es früher Vormittag. Der Nebel, in den wir jetzt hineinmarschierten, weit auseinandergezogen, im Gänsemarsch, um möglichst wenig Zielfläche anzubieten, begann sich zu lichten. Es war auch viel heller gewor-

den. Da war sie wieder, diese fürchterliche Angst, die einem die Kehle zuschnürte. Wir hatten ja keine Ahnung, wie stark dieser Feind war, aber allein die Tatsache, dass er uns angegriffen und aus unserer Stellung geworfen hatte, verlieh ihm in unseren Augen eine Überlegenheitsposition. Das hatte sicher auch damit zu tun, dass wir mit dieser Vorstellung von seiner Stärke auch die Tatsache unserer doch sehr schmachvollen Flucht bemänteln konnten. Auf jeden Fall würde er uns jetzt erwarten, und wir waren genau nur wieder die 28 Mann von vorher und hatten keine Vorstellung, ob das überhaupt ausreichen würde, unsere Stellung zurückzuerobern. Auf jeden Fall konnten wir nicht damit rechnen, wieder so billig davonzukommen, das wusste jeder von uns. Diesmal waren einige von uns fällig. Wir verfluchteten den Oberleutnant, der uns keine Verstärkung zugebilligt hatte, und wünschten ihm Pest und Cholera an den Hals. Zwei Stunden später erfuhren wir, dass er zur gleichen Zeit den ganzen Rest der Kompanie im Schweigemarsch oben auf der Strasse parallel zu uns in Kampfformation vorwärts marschieren liess und Befehl gegeben hatte, bei Beginn unseres Gefechts sofort ins Flusstal nach links abzuschwenken und den Feind von der Seite her anzugreifen, um uns zu helfen. Aber das wusste zu dem Zeitpunkt nur Timm, der sich wenige Schritte vor mir mit so grosser Geschicklichkeit durch das Weidengebüsch schlängelte, dass ich Mühe hatte, ihm mit meinem schussbereiten MG auf den Fersen zu bleiben.

Um den anderen bei unserem Angriff Feuerschutz zu geben, hatte mich Timm hinter sich befohlen, gefolgt von Jakob mit unseren Munitionskästen. Ich weiss noch, dass ich den Gurt mit der geschenkten Spezialmunition einglegt hatte, weil ich mir, bei den zu erwartenden fürchterlichen Querschlägern, ein Aufgeben des Feindes erhoffte, zumindest aber eine demoralisierende Wirkung.

Ich erinnere mich aber auch noch bis heute sehr genau vor allem an eine Überlegung, die mich beschäftigte, die aus der Angst geboren war und für die ich mich später

immer wieder geschämt habe. Ich dachte darüber nach, dass der erste von uns, der auf den Gegner stossen würde, Timm vor mir sein müsste, dass mir also, wenn er getroffen würde, gerade noch genug Zeit blieb, mich in Deckung zu werfen, wenn ich nur schnell genug sein würde. Er wäre für mich also eine Art Kugelfang und würde mir dadurch die besseren Überlebenschancen verschaffen. Ich ahnte damals nicht, dass sich genau das, was ich mir überlegte, später bei meiner Verwundung abspielen würde. Der vor mir Gehende, vor dem die Panzergranate einschlug, wurde von den Splittern fast zerrissen und starb sofort. Mich traf, was an ihm vorbeiflog, das war etwas zu wenig, um auch noch draufzugehen. So hat er mir das eigene Überleben gesichert, und ich weiss nicht einmal seinen Namen.

In der Erwartung, jeden Moment unter Feuer genommen zu werden, schlichen wir vorwärts, und dann kam alles ganz anders und völlig unerwartet. Als wir uns der alten Stellung näherten, sahen wir schon durch das Fernglas, dass sie leer war. Natürlich vermuteten wir eine Falle, vielleicht Minen, aber das war es nicht. Aus Gründen, die wir nie erfuhren, hatte der Feind die Stellung wieder geräumt und sich auf die andere Flussseite zurückgezogen. Wir hatten mehr Glück als Verstand gehabt und waren dementsprechend erleichtert. Wir hatten unsere Feuertaufe mit (fast) heiler Haut hinter uns gebracht. Die Sonne schien uns warm auf den Pelz, der Feind war verschwunden, es wurde Verpflegung ausgegeben, und den reichlichen Spott der anderen liessen wir mit der abgeklärten Miene des erfahrenen Frontkämpfers über uns ergehen, bemerkten höchstens, dass sie ja vielleicht auch noch mal das rechtzeitige Weglaufen lernen müssten.

Sie konnten es alle nicht mehr lernen, weil das ganze Bataillon als Teil der deutschen Verteidiger im Dezember 1944 von der Roten Armee in Budapest eingeschlossen und in einer furchtbaren Kesselschlacht bis auf den letzten Mann aufgerieben wurde. Ausser den vorher Verwundeten, zu denen ich zählte, gab es keine Überlebenden.

Halbzeit

Ich war allein. Es dauerte einige Minuten, bis mir diese Tatsache bewusst wurde – durch die plötzliche Stille um mich herum. Die vertrockneten Zweige, die unter den Schritten der letzten Abmarschierenden knackten, das Rascheln des dicken feuchten Laubteppichs unter ihren Stiefeln waren verstummt. Ich sass am Rand einer Waldlichtung, ganz bequem auf einem mit dickem Moos gepolsterten Felsbrocken, und wenn nicht neben mir an demselben Felsen mein MG-42 gelehnt hätte, durch dessen Mitte sich wie ein metallisch glänzender Vipernleib der Munitionsgurt schlängelte, dann hätte ich hier ein ganz idyllisches Bild abgegeben.

Die Lichtung, die sich vor mir hangabwärts erstreckt, ist die grösste, die wir bisher auf unseren Vorstössen gefunden haben. Das muss in Friedenszeiten so ein Art Hochalm für das Vieh aus den Dörfern im Tal gewesen sein. Am gegenüberliegenden Waldrand rauchen die Reste eines grossen Holzstadels, den wir kurz zuvor mit einer geballten Ladung von Stielhandgranaten in die Luft gesprengt haben. Erst als uns dabei die zentnerschweren Firstbalken um die Ohren flogen, merkten wir, dass unter dem Schuppen ein ganzes Munitionslager der Partisanen versteckt gewesen war, das jetzt mit hoch ging. Das war vorbei. Nur wenn der Wind von der anderen Seite herüber wehte, trug er noch den Gestank nach Pulver und Dynamit, durchmischt mit dem Geruch nach frischem Mist. Ich überlegte, wo ich mich am besten hinlegen könnte, denn ich brauchte einen Platz, von dem aus ich die ganze Lichtung im Blick hatte, ohne selber gesehen zu werden. Dann merkte ich auf einmal, dass mich eine seltsame Unruhe überkam, die ich mir nicht erklären konnte. Es war eine Mischung aus Ängstlichkeit und Unwohlsein, und es dauerte einige Zeit, bis ich herausfand, was mich da bis zur Zaghaftigkeit verunsicherte. Ich war überhaupt nicht mehr daran gewöhnt, län-

gere Zeit völlig allein zu sein. Seit vielen Wochen, seit Monaten war ich nicht mehr allein gewesen. Hier an der Front nicht, nicht als Rekrut in Neisse, nicht beim Arbeitsdienst, nur sehr selten im Internat in Liegnitz und nie beim Dienst in der Hitler-Jugend. Ich war über die Jahre zum reinen Herdentier degeneriert, und das jetzt schon so weit, dass mich nicht mal der Krieg so verunsicherte wie dieses plötzliche Gefühl völliger Verlassenheit und Vereinsamung, nur weil ich hier allein mit einem Maschinengewehr am Rande einer Waldlichtung stand. Ich musste alle Kraft zusammennehmen, um das aufkommende Panikgefühl zurückzudrängen, denn mir war klar, dass ich in den nächsten Stunden nichts dringender benötigen würde als Gelassenheit und ruhige Überlegungen.

Also suchte ich mich an Situationen zu erinnern, in denen ich alleine und sehr in Übereinstimmung mit mir gewesen war. Das hatte es doch auch gegeben, ich wusste das auch noch. Schliesslich half mir meine Umgebung hier, weil sie mich plötzlich an die vielen Stunden erinnerte, die ich zu Hause in Schlesien auf der Jagd meines Vaters hinter Trebnitz verbracht hatte und auch beim Fischen an der berühmten Militscher Seenplatte. Ich erinnerte mich an schwüle Sommernachmittage auf den in die träge dahinfließende Oder hineinragenden Bühnen mit ihren gefährlichen Strudeln am Ende. Aber das Schönste, was mir einfiel, war die uralte Tanne im Breslauer Südpark, die alle anderen Bäume weit überragte. In deren Zweigen war ich wie auf einer Strickleiter in schwindelnde Höhen bis fast in die oberste Spitze hinauf geklettert. Dort hatte ich seit frühen Bubentagen meinen geheimgehaltenen Stammsitz, geteilt nur mit meinem besten Freund Olli. Wenn mich dort oben sanft der Wind hin und her wiegte, der Blick nach Norden über die Türme von Wasserturm und Johanniskirche bis zur Innenstadt reichte, und auf der anderen Seite bis zu den Dächern der Dörfer Krietern und Klettendorf, da war ich allein und glücklich. Der Geruch nach Nadeln und klebrigem Harz, begleitet von den sanften Wellen-

Bewegungen des Windes, war beides, Trost und Zukunftsversprechen.

Ich erschrak, für einen Augenblick hatte ich geträumt, und das war genau das, was ich mir hier und jetzt am allerwenigsten leisten konnte. Ich stülpte mir meinen Stahlhelm wieder über den Kopf und begann mir einen Platz am oberen Rand der Lichtung zu suchen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, wir waren noch bei Dunkelheit aufgebrochen, und jetzt war es später Vormittag. Die Landschaft um mich herum war so schön und friedlich. Nur der Anblick der zertrümmerten Hütte erinnerte an den Krieg. Ich musste vorsichtiger sein. Grosse menschenleere Räume verführen leicht zu der Vorstellung, dass ausser einem selber niemand unterwegs sei. Dass das nicht zutraf, hatte das Munitionslager unter dem Stadel bewiesen, ein für die Partisanen frisch aufgefülltes Versorgungsdepot. Wenn die nicht über Horchposten den Knall der Explosion gehört hatten, würden sie irgendwann auftauchen, um sich ihren Munitionsnachschub zu holen, und ich hoffte sehr, dass dies nicht ausgerechnet heute Nachmittag geschehen würde. Mit meinem Auftrag war ich ohnehin alles andere als einverstanden, auch wenn unser Zugführer Stephan doch sehr eindringlich versucht hatte, mich bei meinem Ehrgeiz als Offiziersanwärter zu kitzeln. Aber so schlau war er auch wieder nicht, zu merken, dass es damit nicht mehr so weit her war, weil mich die tägliche praktische Erfahrung immer weiter desillusionierte, und das mit Windeseile und ohne Aussicht auf Änderung.

Der Zug sollte feststellen, ob die beiden Bergkuppen seitlich von uns, beide noch diesseits der Baumgrenze und deshalb dicht bewaldet, «feindfrei» waren, wie das militärdeutsch hiess. So kletterten wir seit den frühen Morgenstunden wieder mal hangaufwärts, fluchten, schwitzten und hofften inständig, dass uns ein Angriff hier oben erspart bleiben würde. Hier an der Lichtung teilte Stephan den Zug in zwei Abteilungen, führte die eine und übergab die andere dem Unteroffizier Timm. Ich hatte den Befehl

bekommen, beide Gruppen nach unten mit meinem MG abzusichern, so dass sie nicht mit einem Überraschungsangriff von hinten rechnen mussten. Es gab hier oben, anders als in den Tälern unten und längs der Strassen und Eisenbahnlinien, keine durchgehende überschaubare Frontlinie, sondern nur ein Chaos sich überlappender Einzelabschnitte mit grossen Löchern dazwischen. Der liebe Gott hatte diese schöne Gegend nicht dazu geschaffen, in ihr Krieg zu führen, sonst hätte er sich dabei nicht so angestrengt. Ich aber sollte hier einen eventuell auftauchenden Gegner unter Feuer nehmen, ihn vorübergehend aufzuhalten versuchen, und mich dann schleunigst in Richtung auf die anderen beiden Gruppen verkrümmeln, die durch mein Abwehrfeuer rechtzeitig gewarnt sein würden. Die mir angebotene Signalpistole hatte ich dankend abgelehnt, da hätte ich mir gleich eine Schiessscheibe um den Bauch binden können, um meine eigene Position an den Feind zu verraten.

Das Ganze, so klein das Unternehmen auch war, war typisch für die Art und Weise, wie von uns im sechsten Kriegsjahr gekämpft werden musste. Für diesen Auftrag waren wir mit 30 Mann viel zu wenig Leute. Hätte der Gegner die Kuppen besetzt gehalten, eventuell in Stellungen, dann hätten wir uns, ohne Artillerie und nicht mal mit einem Granatwerfer ausgerüstet, eine blutige Abfuhr geholt. Die eigentlich zugesagte Verstärkung wäre viel zu spät eingetroffen. Eventuelle Luftunterstützung konnten wir vergessen. Die jammerten nur noch am Telefon, dass sie wegen Spritmangel Startverbot hatten, es sei denn, der Feind drohte durchzubrechen. Da war es dann ohnehin meistens zu spät, und ich hier mit meinem MG und meinem Deckungsauftrag hatte mir ein halbes Himmelfahrtskommando eingefangen. Wenn mir mein Schutzengel gnädig war, tauchte überhaupt kein Gegner auf, worauf ich mit dem mir eigenen Optimismus mal wieder fest rechnete. Hier war so viel Platz, der Himmel hoch und endlos die Wälder, und morgen war auch noch ein Tag, es konnte doch leicht sein, dass ich eine ruhige Kugel schieben würde, viel-

leicht sogar beneidet von den anderen, die sich inzwischen bergan schinden mussten.

Es war gar nicht so einfach, einen geeigneten Platz zu finden. Wegen der Querschläger wollte ich keine Felsbrocken vor der Nase haben, auch kein morsches Holz, das zu wenig Schutz bot. Ausserdem musste ich so nahe am Waldrand liegen, dass ich im schlimmsten Fall schleunigst verschwinden konnte, möglichst ohne dass ich dabei ein Ziel bot. Wenn es ganz mulmig werden würde, dann hing mein Leben von der Schnelligkeit meines Rückzuges ab, und ich hatte keineswegs die Absicht, hier auch nur eine Sekunde länger rumzuballern als unbedingt notwendig war, um den anderen oben am Berg zu signalisieren, dass sie von hinten mit einer Überraschung rechnen mussten. Bis mir das alles durch den Kopf gegangen war, bis ich den richtigen Platz gefunden und mit meinem kurzen Spaten eine Mulde gebuddelt hatte, die dann auch noch mit Zweigen gut getarnt werden musste, lief mir der Schweiss in kleinen Bächen runter. Der Griff nach der Feldflasche war vergeblich, die war leer. Beim Aufstieg hatten wir aber einen Bach gekreuzt, der hier, etwas seitlich von der Lichtung, durch den Wald lief, und unten sogar in einer Art kleinem Hochmoor mündete, wo wohl auch die Bauern das Vieh getränkt hatten. Ich lief die paar Schritt seitwärts durch den Wald, bis ich auf den Bach stiess.

Es war herrlich klares, eiskaltes Gebirgswasser, und ich beugte mich herab, um meine Feldflasche vollaufen zu lassen. Was dann geschah, ist mir bis heute unerklärlich geblieben, es hat mir auch nie jemand erklären können. Ich wollte mir mit der Hand Wasser ins verschwitzte Gesicht und in den Mund schöpfen, als es mich plötzlich traf wie ein elektrischer Schlag. Mit einem Ruck waren alle meine Nerven auf Hochspannung. Ich zuckte regelrecht zusammen, erschrak, dachte natürlich sofort an einen Gegner im Unterholz, war unbewaffnet, das MG lag am Waldrand in der Mulde, die Pistole hatte noch Jakob. Ich erstarrte, wagte keine Bewegung mehr, aber da war nichts. Ich drehte

mich ruckartig um, dachte, einer steht hinter dir und schießt, aber da war auch nichts. Es war völlig ruhig um mich herum, ich hörte nur den Wind oben in den Baumwipfeln und das leise Plätschern des Bachwassers zu meinen Füßen – und trotzdem wusste ich, dass hier irgend etwas nicht stimmte. Ich überlegte, beobachtete sorgfältig meine Umgebung, wusste, dass es hier auch keine wilden Tiere gab. Braunbären kamen erst weiter östlich vereinzelt vor, wenn sie aus den Karpaten herüberwechselten, und Wölfe griffen, entgegen allen Schauernmärchen, so gut wie nie Menschen an. Das alles konnte es nicht sein, oder war das Ganze doch nur eine Einbildung? Ich beschloss, noch einige Schritte weiter bachaufwärts zu gehen, wo der Bach um einen kleinen Felsenvorsprung herumbog. Vorsichtig tastete ich mich am Ufer entlang, möglichst ohne unnötige Bewegungen und leise, und als ich um den Felsen herumbog, wusste ich auf einmal, was der Grund war. Nur, wie das möglich war und wie das zusammenhing, das hat mir mein Leben lang kein Mensch erklären können, bis heute. Da lagen zwei furchtbar zugerichtete Tote im Wasser, bei denen nicht mehr zu erkennen war, ob es Soldaten oder Zivilisten gewesen waren. Die mussten schon seit einigen Tagen dort liegen, Füchse und Raubvögel hatten längst mit ihrer Arbeit begonnen, die Leiber waren aufgerissen, Gesichter nicht mehr zu erkennen. Eine Wolke von grünlich schimmernden fetten Schmeißfliegen stieg hoch, als ich mich den Leichen näherte. Das Bachwasser hatte die Kadaver so sorgfältig ausgespült wie auf einem Schlachthof, und das Ganze bot auch durch den Überraschungseffekt einen so schaurigen Anblick, dass es mir bei der Vorstellung, ich hätte das Wasser da unterhalb eben beinahe getrunken, mit einem Ruck den ganzen Magen leerte. Sehr empfindlich war ich nicht mehr, aber doch erst so kurze Zeit an der Front, dass mir hundeehend wurde. Ich hörte erst auf mit der Kotzerei, als nichts mehr im Magen war, was noch hochkommen konnte.

Dann ging ich zurück, legte mich hinter mein MG, schob mir das Fernglas griffbereit und ersetzte den Munitions-

gurt durch eine Trommel. Das war wichtig. Ich hatte keinen Schützen 2 mehr, weil Jakob oben mit am Berg gebraucht wurde. Wenn ich gezwungen wäre, das Feuer zu eröffnen, war niemand mehr da, der den Gurt nachführen konnte. Bei einer Ladehemmung, oder wenn sich der Gurt verhasen sollte, würde das kostbare Sekunden kosten. Das Risiko konnte ich nicht eingehen, und Zeit, um mehr als eine Trommel durchzujagen, würde ich ohnehin nicht haben. Ich hatte nicht die Absicht, hier den Helden zu spielen, und mein Platz war so gewählt, dass ich mit einem einzigen Sprung im dichten Unterholz hinter mir verschwunden sein würde.

Das waren so meine theoretischen Überlegungen, für mich immer ganz wichtig, weil sie in diesem Meer der Bedrohung, des Ausgeliefertseins und der völligen Unsicherheit so eine Art mentalen Rettungsring boten. Es gab ganz andere Typen unter uns, die hätten über meine doch sehr intellektuelle Schwimmweste nur gegrinst. Es gab sogar einige, ganz wenige, die kannten keine Angst, jedenfalls hier an der Front. Ob sie sie sonst kannten, habe ich nie erfahren können. Ich habe mich, auch nach dem Krieg, immer mal wieder gefragt, ob das eigentlich ein psychischer Defekt ist, oder ob fehlende Angst ein Zeichen besonderer Stärke darstellt. Auf jeden Fall waren mir diese Figuren hier als Soldaten eher unheimlich, und ich war froh, dass man bei unserem bewunderten Profi, dem Zugführer Stephan, nie erkennen konnte, ob er nur so beherrscht und selbstkontrolliert war, dass man ihm seine Angst, wenn er denn welche hatte, nie anmerkte, oder ob er zu denen gehörte, die keine kannten. Ich wollte nicht darüber nachdenken, wie die beiden Toten da oben in den Bach gekommen waren. Wir wussten nichts von Gefechten hier oben, aber das Munitionsdepot sprach dafür, dass es hier militärische Unternehmungen gegeben haben musste. Es war müssig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, Tote gab es jeden Tag, es war Krieg und es würde noch viele Tote geben. Am wichtigsten war, dass man selber nicht dazu gehörte.

Es waren inzwischen gut drei Stunden vergangen. Oben an den beiden Bergkuppen blieb alles ruhig. Vielleicht hatten wir Glück, alles würde still bleiben, und wir konnten bis abends wieder unten bei unserer Kompanie sein, was Anständiges essen, einen Sliwowitz kippen und ausschlafen.

Das war ein schöner Wald hier oben, der hatte seit Jahrzehnten keinen Holzfäller mehr gesehen. Fast alles Laubbäume, uralte Buchen, dazwischen eindrucksvolle Eichen, die ich auf 150 Jahre schätzte, es wuchsen auch einzelne Nadelbäume dazwischen, meistens Tannen, und andere, die ich nicht kannte. Während ich die Gegend betrachtete, trat aus dem gegenüberliegenden Waldrand das erste Rehwild heraus. Na, dachte ich, fast wie zu Hause, und als ich einen schönen starken Sechserbock und vier Ricken erkannte, fiel mir ein, dass wir immer noch August hatten, dass also Schusszeit war, und gleichzeitig, welcher Blödsinn das hier war, wo es das ganze Jahr über nicht mal Schonzeit für Menschen gab und die «Schusszeit» zur Dauereinrichtung geworden war. Ich überlegte, was die Kameraden sagen würden, wenn ich sie, als anerkannter Hühnerdieb, zur Abwechslung mal mit einem Rehbraten überraschen würde. Dann fiel mir ein, dass ich ja gar kein Gewehr hatte, und mit meinem MG auf ein Reh zu schießen, das war weit unter meiner Würde als Jungjäger. Ausserdem würde es beide Gruppen oben am Berg alarmieren. Ich konnte mir gut vorstellen, was Stephan mit mir machen würde, wenn ich ihm beichten müsste, dass ich nicht etwa auf Partisanen, sondern auf einen Rehbock geschossen hatte. Das war keine so gute Idee.

Die Rehe fühlten sich hier so sicher, dass sie sich nicht mal durch den Gestank des gesprengten Stadels stören liessen. Sie zogen jetzt langsam auf die Lichtung hinaus und begannen zu äsen.

Es war einige Zeit vergangen, als eine von den Ricken, dem Körperbau nach die älteste, die die Wache über das Rudel übernommen hatte, plötzlich unruhig wurde, im-

mer wieder aufwarf und nach dem Waldrand äugte. Nicht zu mir, sondern in die entgegengesetzte Richtung, und dann, wie auf Kommando, sprang die ganze Gruppe in langen Fluchten ab, auf kürzestem Weg zurück in den Wald, oberhalb der Lichtung. Dann hörte man noch drei-, viermal das empörte, wütende Protestschreken des gestörten Rehbocks, und dann war wieder völlige Stille.

Ich hatte jahrelang meine Jagdktionen bei meinem Vater gelernt und liess mich durch die Ruhe nicht täuschen. Der Wind, das probierte ich mit dem angefeuchteten Zeigefinger, wehte mir ins Gesicht, kam also vom Waldrand gegenüber auf der anderen Seite, wohin die Ricke immer wieder geäugt hatte. Rehe sehen sehr schlecht, ausser Bewegungen, aber ihr Gehör und ihre Witterung gehören zum Feinsten was die Natur geschaffen hat. Also musste da was sein, fragte sich nur, was? Die eigenen Leute konnten es nicht sein, die mussten von oben runterkommen, also genau aus der Richtung, wohin die Rehe abgesprungen waren, da war nichts. Ich merkte, wie mir die Hände nass wurden, und hörte plötzlich mein Herz wummern. Ich holte tief Luft und begann lautlos zu fluchen, weil mir bewusst wurde, dass ich die ganze Zeit über nicht ernsthaft mit einer Überraschung gerechnet hatte. Selbst die beiden Leichen oben im Bach hatten daran nichts geändert. Mein verdammter Optimismus hatte mich wieder in der Hoffnung gewiegt, ich könnte hier die ganze Zeit bis zur Rückkehr der Kampfgruppen eine ruhige Kugel schieben. Jetzt gab es noch zwei Chancen. Es konnten sich wildernde Hunde aus den verlassenen Dörfern unten im Tal hier oben rumtreiben, oder es waren die eigenen Leute, vielleicht die versprochene Verstärkung.

Ich wagte keine Bewegung mehr, kontrollierte noch einmal meine Tarnung, von der vielleicht alles abhing, packte nun doch den Munitionsgurt für alle Fälle direkt neben die Trommel, so dass ich ihn im Notfall mit zwei Griffen ins Schloss ziehen konnte, und starrte durch das Fernglas auf den Waldrand gegenüber. Jetzt hiess es warten, und das oh-

ne jede Bewegung. Wer immer auch da drüben aus dem Wald kommen würde, er tat es nicht, ohne meinen Waldrand und das Gelände oberhalb von mir meterweise vorher abzusuchen. Wer den gesprengten Stadel sah, wusste, dass er hier nicht mehr alleine war, und mir fiel ein, dass wir den verdammten Kasten besser auch erst unmittelbar vor unserem Abmarsch in die Luft gejagt hätten. Das hätte auch gereicht. Aber jetzt war es zu spät für diese Überlegung.

Ich hatte so viel Angst, dass ich mir in die Hose pinkelte, ohne es zu merken. Ich habe auch keine Vorstellung mehr, wie lange dieses Warten dauerte, ich wagte nicht einmal mehr einen Blick auf meine Armbanduhr unter meinem Ärmel. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, in Minutenschnelle um Jahre zu altern. Mein Auge hing über dem Visier meines MG, das ich auf die Entfernung zum Waldrand gegenüber eingestellt hatte, und ich wagte kaum zu atmen. Fast war es eine Erlösung, als sich dort drüben die Büsche bewegten und gebückte Gestalten heraussprangen, die sich sofort auf den Boden warfen. Ich versuchte zu zählen. Das waren drei, vier, sieben, acht, mindestens zehn, das waren keine Partisanen, das waren Soldaten. Ich erkannte ohne Schwierigkeiten die erdbraunen Uniformen und die topfförmigen runden Stahlhelme. Sie hatten auch eines dieser leichten Maschinengewehre dabei, die so komisch schepperten.

Ich überlegte, soweit ein Mensch, dem im Liegen die Knie zittern, überhaupt noch überlegen kann, wann ich am besten das Feuer eröffnen würde. Jetzt nicht, die lagen alle auf dem Bauch, die meisten konnte ich in dem hohen Gras, das noch nicht gemäht worden war, nicht erkennen. Ich nahm mir vor, einfach abzuwarten, wie sich die Lage weiter entwickeln würde, ausserdem waren sie mir mit 300 bis 400 m Entfernung zu weit weg. Nach einiger Zeit erhob sich drüben der erste, wohl der Gruppenführer, dann die anderen, immer noch in Lauerstellung, aber wohl jetzt doch der Meinung, allein auf der Lichtung zu sein. Ich

hörte auch ihre Stimmen. Sie stiegen zu der Ruine des Stalds herab und begannen dort die Gegend nach Spuren abzusuchen. Was war ich froh, dass der mit allen Wassern gewaschene Stephan uns darauf gedrillt hatte, bei solchen Einsätzen so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen. Er hatte uns mal erzählt, als er 1932 im 100.000-Mann-Heer der Reichswehr als Rekrut angefangen habe, sei sein Ausbilder ein Karl-May-Verehrer gewesen, der alle Indianertricks kopiert habe. Da seien sehr brauchbare Ratschläge dabei.

Ich wäre jetzt auch gerne ein Indianer gewesen, denn die begannen, drüben den Waldrand abzusuchen, und ich überlegte, wie lange es dauern würde, bis sie bei mir wären. Sollte ich jetzt schießen? Sie waren so weit auseinander, dass ich höchstens zwei oder drei mit dem ersten Feuerstoss erwischen würde. Dann war der Überraschungseffekt vorbei und die anderen konnten in Ruhe Kleinholz aus mir machen. Nein, jetzt nur nichts übereilt falsch machen aus Schiss, ganz ruhig bleiben, genau beobachten. Vielleicht trafen sie noch mal zusammen, bevor sie mein Versteck erreichten, dann hatte ich eine Chance, mit ein, zwei Feuerstößen die ganze Gruppe so zu erledigen, dass sie mir nicht mehr gefährlich werden konnte. Bei der rasenden Schussfolge des MG-42 war das vielleicht zu schaffen.

Ich war nun so aufgeregt, dass ich beinahe meine Angst vergessen hätte. Mir fiel auch plötzlich wieder ein, dass es hier ja gar nicht um mich ging, sondern dass ich durch einen Befehl hier festgenagelt war, um die anderen oben am Berg rechtzeitig zu warnen und ihnen den Feind im Rücken zu signalisieren. Den Soldaten drüben war ihre Suche zu langweilig geworden. Mit Zurufen, die ich nicht verstand, verständigten sie sich über etwas, und jetzt hiess es aufpassen. Würden sie weiter hangaufwärts, auf den Spuren unseres Vorstosses weiterziehen, durfte ich keine Sekunde mehr verlieren, sondern musste sofort feuern, ganz gleich wie der Erfolg sein würde. Natürlich wollte ich

diesen Moment so lange wie möglich hinauszögern. Er bedeutete das Ende meiner Tarnkappe und war vielleicht der Anfang von meinem Ende. Jetzt standen sie unten alle zusammen noch mal vor dem Stadel, und ich ertappte mich bei einem Stossgebet gen Himmel, ich, der ich schon längst den alten Kinderglauben verachtete, ich flehte: «Lieber Gott, lass sie irgendwohin marschieren, nur nicht hangaufwärts hinter meinen Kameraden hinterher, lieber Gott, bitte, bitte!»

Die Soldaten standen so nahe zusammen, wie ich es mir gewünscht hatte. Ich presste den MG-Kolben in meine rechte Schulter, jetzt voll draufhalten, Entfernung 350 m, Ziel aufsitzen, Feuer frei, schiess doch, du gottverdammter Idiot, schiess endlich, jetzt oder nie – Gott ist Scheisse und du ein feiges Schwein, und als ich meinen Finger krumm machen wollte, verschwand der erste hinter den Bäumen. Einer nach dem anderen tauchte im Buschwerk unter, auf dem gleichen Pfad, auf dem sie gekommen waren, fast genau mir gegenüber, parallel zum Hang, ich war gerettet. Mein Gesicht fiel nach vorne über das MG, und ich heulte mir die ganze unerträgliche Spannung aus dem Leib. Über der Lichtung lag wieder die träge Stille eines Spätsommernachmittags. Wie lange hatte das alles gedauert – keine Ahnung, ein Blick auf die Uhr, eine halbe Stunde. Seitdem weiss ich, wie lang eine halbe Stunde werden kann. Ich war ziemlich fertig, wusste noch nicht mal, ob ich mich, militärisch gesehen, richtig verhalten hatte, es war mir, ehrlich gesagt, im Moment auch völlig wurscht, ich hatte vor allem meine Haut gerettet, das zählte.

Es dauerte nicht mehr sehr lange, bis unsere beiden Gruppen vom Berg zurückkamen. Beide Kuppen waren feindfrei und menschenleer, die Viehweiden verlassen, die Ställe abgeschlossen. Ich machte Meldung, berichtete sachlich, erwähnte natürlich mit keinem Wort meine Angst, wohl aber die beiden Leichen oben im Bachwasser. Stephan sah mich nachdenklich an, dann sein erlösender Satz: «Gut, dass Sie die Nerven behalten und nicht geschossen

haben, das erspart uns vielleicht eine Menge Ärger.» Er schickte Timm los, um nachzusehen, ob es sich bei den Toten um deutsche Soldaten handelte, die an ihren Erkennungsmarken identifizierbar gewesen wären, und besah sich alle Spuren an der Stelle, wo der Gegner wieder im Wald verschwunden war. Wir sammelten uns zum Abmarsch, und Stephan deutete auf diese Stelle und sagte: «Rückmarsch in Gefechtsformation, ich denke, da gibt es noch Rabbatz!»

Da sollte er recht behalten, aber ganz anders, als er sich das gedacht hatte. Wir machten uns, weit auseinanderggezogen, auf den Rückweg. Jakob übernahm wieder seinen Posten als Schütze 2 und wollte wissen, wie es mir inzwischen ergangen war. Ich erzählte ihm von dem unwahrscheinlichen Schwein, das ich gehabt hatte, und wie leicht der «Besuch» auf der Lichtung hätte ein übles Ende nehmen können. Er sah mich misstrauisch an, überlegte einen Augenblick und sagte dann: «Bin ich fast sicher, dass du doch bist getauft worden katholisch.» Für ihn als frommen Polen war es unvorstellbar, dass ein Protestant so intensiv von der Mutter Maria beschützt werden konnte, geschweige denn ein Kerl wie ich, der nie in einen Gottesdienst ging. Er hat mich dann aber sehr energisch ermahnt, ihr auf jeden Fall bei nächster Gelegenheit eine Kerze zu stiften, das sei ich ihr, nach diesem Schutzmantel, auf jeden Fall schuldig, auch als «Heide», wie er mich ziemlich abschätzig bezeichnete. Weil er ein herzenguter Kerl war, der es mit seinem Glauben sehr ernst nahm, habe ich es ihm auch versprochen. Es kam dann nicht mehr dazu. Die nächsten Dörfer standen in Flammen, wir kamen in neue Gefechte, dann wurde ich verwundet, und schliesslich ging meine ganze Welt unter.

Viel später, ich hatte schwere Jahre hinter mir und gerade in München einen beruflichen Neuanfang begonnen, stand ich zum erstenmal wieder in einer katholischen Kirche. Das war fast auf den Tag genau fünf Jahre später, im August 1949, in der uralten und ehrwürdigen Klosterkir-

che auf der Insel Frauenchiemsee an einem strahlend schönen Hochsommertag, und ich war gerade 23 Jahre alt geworden. Vor dem eisernen Kerzenhalter am Hochaltar fiel mir plötzlich ein, woran ich nie mehr gedacht hatte, mein Versprechen, das ich damals Jakob an der Ostfront gegeben hatte. Da wusste ich noch nicht, dass sie alle, ohne Ausnahme, unter den Trümmern des unkämpften Budapest begraben lagen. Aber ich ahnte etwas, und so erfüllte ich mein Versprechen mit fünfjähriger Verspätung und stiftete drei Kerzen, eine für Maria, eine für Jakob und eine für alle gefallenen Kameraden aus meiner Kompanie, und dankte einem unberechenbaren und unbegreiflichen Schicksal, das mich hatte überleben lassen.

Der letzte Tag

Ich hatte vieles dazugelernt. Eine Erkenntnis war besonders bitter. Es war absolut verrückt gewesen, entschuldbar höchstens durch meine völlige Unerfahrenheit, dass ich mich schon als Oberschüler auf dem Wehrbezirkskommando in Liegnitz als ROB gemeldet hatte, als Offiziersanwärter, wie ausnahmslos alle anderen Mitschüler aus unserem Internat, der ehemaligen Ritterakademie. Es war dort ein ungeschriebenes Gesetz, das von keinem von uns in Zweifel gezogen wurde. Dabei kam ich nicht, wie die meisten Mitschüler, aus einer Familie des preussischen Adels, sondern stammte aus einer Aufsteigerklasse. Mein Vater war der Typ des Selfmademan, und noch meine Grosseltern hatten noch nicht einmal zum bürgerlichen Mittelstand gehört.

Nach der bestandenen Auswahlprüfung lief ich jetzt hier an der Front mit den beiden Silberlitzten auf jeder Schulterklappe herum, für jeden als einer der Verrückten kenntlich gemacht, die verpflichtet waren, immer durch besondere Tapferkeit und Mut zu glänzen. Ich dachte nicht daran zu glänzen, ich war froh, wenn keiner was von mir wollte und ich still und bescheiden möglichst unbeachtet meine Runden drehen konnte. In meiner Kompanie gab es ausser mir noch drei solche Figuren, und dass wir uns eines besonderen Ansehens erfreuten, war nicht etwa durch die erst in zwei Jahren zu erwartende Beförderung zum Leutnant zu erklären, sondern viel schlichter auf den durch unsere Existenz vorhandenen Entlastungseffekt für alle anderen. Das hing mit den Kastanien und dem oft zitierten Feuer zusammen. Zu dieser Zeit, als das Überleben schon viel wichtiger geworden war als das Siegen, war es für die Kompaniechefs nicht mehr so einfach, Freiwillige für Spähtrupps, Stosstrupps oder die gefürchteten Sondereinsätze herauszufischen. Es meldeten sich immer weniger, manchmal auch niemand, und selbst die Aussicht auf schnelle

Beförderung oder Orden –, mit beidem wurde nicht geizt –, hatte noch grossen Erfolg. Die alten erfahrenen Frontschweine wollten kein zusätzliches Risiko mehr eingehen, und wir jungen Dachse hatten sehr schnell gelernt, uns in unserem Verhalten nach diesen Vorbildern zu richten, die teilweise sehr imponierende Überlebenstaktiken entwickelt hatten. Der konsequente Verzicht auf jede Art von Lametta und militärische Statussymbole gehörte dazu. Das war dann der Augenblick, in dem unser Oberleutnant sich so unnachahmlich wie die Simplicissimus-Typen in den Hüften wiegte, sich sein Monokel (er hatte wirklich eines) in das nicht zerschossene Auge klemmte und fröhlich krächte: «Na, wie steht's denn mit unseren Herren Offiziersbewerbern, ich kann aus dieser Richtung heute überhaupt nichts hören, da vermissem ich schon sehr unseren Elite-Chor. Meine Herren», er grinste böse, liess das Monokel blitzschnell in die Hand fallen, nie fiel es auf den Boden, worauf wir immer angespannt warteten, «hier werden jetzt noch Anmeldungen akzeptiert, aber dalli, dalli!» Was blieb uns anderes übrig. Während die anderen alle befreit auflachten, sehr erleichtert, dass der Kelch diesmal wieder an ihnen vorübergegangen war, traten wir zu viert vor, verlegen lächelnd, dass es erst dieser sehr direkten Aufforderung bedurft hatte, um uns in Bewegung zu setzen. Ganz geheim, im tiefsten Inneren verfluchten wir Gott und die Welt, dass es unmöglich war, aus diesem Geschäft, auf das wir uns da leichtsinnigerweise eingelassen hatten, wieder auszusteigen. Dafür war es längst zu spät. So waren die Kameraden froh, dass es uns vier überhaupt gab. Ihr Spott hielt sich in Grenzen, und sogar die Unteroffiziere und Feldwebel liessen uns in Ruhe, auch für sie waren wir eine Entlastung.

Viel später, als der Krieg schon lange vorbei war und ich über die Wehrmachtsauskunftsstelle in Berlin dem Schicksal meines Regiments nachforschte, da interessierte es mich doch, wie gross unsere Überlebenschancen als Leutnants und Kompaniechefs gewesen wären. Die Verluststatistik

des Oberkommandos der Wehrmacht gab eine fürchterliche Antwort. Vom Eintreffen eines jungen Kompaniechefs einer Grenadierkompanie an der Ostfront bis zu seinem Ausfall durch Tod oder schwerste Verwundung vergingen im Durchschnitt 17,5 Tage - keine drei Wochen. Wie gut, dass wir damals keine Ahnung hatten, was uns bevorstand. Wir hatten schon genug Probleme, uns in diesem undurchdringlichen Urwald vorwärts zu arbeiten.

Als uns Sturzkampfbomber unterstützen sollten und wir, wie verabredet, unsere vorderste Linie im Wald durch Schüsse von grünen Leuchtraketen markierten, mussten wir mitansehen, wie plötzlich kurz vor uns ebenfalls grüne Signalraketen hochgingen - nur stammten die von den Partisanen. Die Stuka-Piloten, von dem Durcheinander völlig entnervt, drehten schliesslich ab, und wir mussten noch froh sein, dass sie ihre Ladung nicht über uns auskippten. Trotzdem verloren wir fast eine Gruppe an Toten und Verwundeten, bevor wir endlich, am Abend des 13. September den Ort im Tal erreichten, in dem mein Leben um Haaresbreite zu Ende gewesen wäre.

Uns tat jeder Knochen einzeln weh. Seit Tagen waren wir nicht mehr richtig zum Schlafen gekommen. Ein, zwei Stunden zwischendurch, wir nutzten jede kurze Pause, mehr war nicht drin. Als wir in der Abenddämmerung aus dem Waldrand herauskamen und unten auf die breite Landstrasse trafen, auf der sich jetzt das Bataillon für den Angriff am nächsten Morgen sammelte, waren wir mit unseren Kräften am Ende. Völlig ausgepumpt, sogar zu erschöpft, um das erste warme Essen seit drei Tagen zu geniessen, legten wir uns, so wie wir waren, verdreckt und hungrig, einer neben dem anderen, wie die Orgelpfeifen in den Strassengraben ins Gras und waren schon eingeschlafen. Wir verzichteten auf das Allerwichtigste, uns die Füsse zu waschen und einzureiben, was sonst keiner versäumte, denn unsere Füsse waren längst zum wichtigsten Körperteil von uns geworden, lebenswichtig und überlebenswichtig. Wer in diesen endlosen Bergwäldern nicht mehr

weiter konnte, weil ihn seine Füße im Stich liessen, der war verloren. Die viereckigen Fusslappen, die wir statt Strümpfen zugeteilt bekamen, erforderten eine besondere Falt-Technik, wenn man sich keine Blasen laufen wollte.

Jakob, der jetzt schon einem anderen MG-Schützen zugeteilt worden war, setzte sich neben mich. Er war voll wie eine Haubitze. Er musste sehr viel getrunken haben, denn er stank nach Schnaps wie ein altes Spundloch. Aber er war bei klarem Verstand, zugleich wütend und todtraurig. Er wartete, bis wir allein waren und uns keiner zuhören konnte, dann brach es aus ihm heraus. Er war so aufgewühlt, dass ihm immer wieder mal ein polnisches Wort reinrutschte. Sie hatten oben, bei den letzten Kämpfen um den Zugang zum Talkessel, in dem die Stadt vor uns lag, einen Mann verloren, der auf einen der wenigen, hier von den Partisanen mit Minen gepflasterten Trampelpfade gestossen war. Dem hatte es das halbe Bein abgerissen. Sie hatten ihn verbunden, so gut es ging, aber alle wussten, dass er praktisch keine Chance hatte. Es hätte Stunden gedauert, ihn runter zu transportieren, und sie hätten ihren Kampfauftrag abbrechen müssen, beides war unmöglich – jedenfalls damals. Sie mussten ihn liegen lassen, mit das Schlimmste, was es für uns gab, denn, ich erinnere mich heute noch, als wäre es gestern gewesen, wir 18jährigen hatten uns, nach dem Desaster des ersten Kampftages, gegenseitig in die Hand versprochen, keiner würde den anderen verwundet im Stich lassen. Natürlich war das eine Illusion, weiss ich heute, aber damals war es uns eine heilige Verpflichtung.

Einer hat sie gehalten, und mir das Leben gerettet. Ich hatte Glück, denn als das ganze Bataillon am nächsten Tag angriff, da gab es erfahrene Sanitäter, Truppenärzte und sogar einen richtigen Hauptverbandsplatz mit Zelt, hinter der Kampflinie. Aber wer mich, der ich mehr tot als lebendig war, auf dem dreckigen Kopfsteinpflaster an den Füßen packte, während die Querschläger des Panzer-MGs heulend ihren Todestanz tanzten, und diese Halbleiche aus

der Feuerzone zog, was kein anderer sich bei dem Höllenfeuer traute, das war unser Hilfssanitäter von der Volksgruppe III. Sein Gesicht ist meine letzte Erinnerung an diesen Tag, als er sich im Schutze einer Haustür über mich beugte und anfang, mich mit Notverbänden einzuwickeln.

Ich schob mir meinen Stahlhelm als Kopfkissen ins Genick und schief sofort ein, zu erschöpft, um über Jakobs Geschichte nachzudenken. Wir hörten und sahen nichts mehr. Eine gnädige, mondlose Nacht schützte uns vor den Blicken irgendwelcher Vorgesetzter, die uns hätten hochscheuchen können. Nicht einmal der ohrenbetäubende Krach der dicht neben uns vorbeirollenden schweren Panzer unterbrach unseren Schlaf.

Einmal wachte ich mitten in der Nacht auf, weil mir Wasser über das Gesicht lief und den Stahlhelm gefüllt hatte. Es regnete in Strömen, es kübelte, wie man so sagt. Ich hörte auch das Rauschen des Regens und den Donner über uns, dachte noch, eh, ein richtiger Wolkenbruch, und war schon wieder eingeschlafen. Gegen Morgen, es war aber noch finster, wurde ich plötzlich an der Schulter geschüttelt: «Mensch, wach auf und nimm deine Flossen hoch, avanti, aber schnell!» Es hatte zwar aufgehört zu regnen, aber der Strassengraben war jetzt voller Wasser, und das drohte uns in die Stiefel zu laufen. Einer nach dem anderen kam hoch, wir waren alle klatschnass bis auf die Knochen, aber wenigstens einigermaßen ausgeschlafen. Es war typisch für diese Zeit und unsere Situation, dass wir zwar fluchten, aber die ersten sorgenden Gedanken nicht etwa unserer Gesundheit galten, sondern unseren ebenfalls triefnassen Waffen. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt mein MG schon weitergegeben, weil auch andere mit dem Ding gut schiessen konnten, und mir hatte man stattdessen eine Waffe in die Hand gedrückt, die wir in unserer Ausbildung nur kurz kennengelernt hatten, ein Gewehrgranat-Gerät, auch Schiessbecher genannt.

Ich war schliesslich erleichtert, das MG-42 wieder losgeworden zu sein, weil mich jetzt vor dem Ding schauderte.

Die anfängliche, ahnungslose Bubenbegeisterung für diese Supertechnik hatte sich in Entsetzen verwandelt über das, was man mit dieser Waffe anrichten konnte, als ich das erste Mal einen Gegenangriff auf uns unter Feuer nehmen musste, und hinterher sah, was ich, zusammen mit den anderen, getan hatte. Wir hatten keine Wahl, wenn wir nicht selber sterben wollten, aber das Bild von den toten und getroffenen Menschen auf dieser Wiese vor dem Bahndamm, hinter dem wir schutzsuchend und feuernd lagen, das verfolgt mich heute noch in meinen nächtlichen Albträumen, und alle stehen dann wieder auf und greifen weiter an, bis sie direkt vor mir stehen – seit jetzt 56 Jahren. Ich war wohl nicht lange genug an der Front, um mich an diese Dinge zu gewöhnen, wie das so vielen anderen offenbar gelungen ist. Ich habe die sich nach dem Krieg ihrer Heldentaten rühmenden Veteranen an den Stammtischen der Nation noch mehr gehasst als die aktiven Militärärzte, und die waren schlimm genug.

Innerhalb weniger Tage an der Front war als erstes eine Illusion von mir zusammengebrochen, die ich jahrelang für eine feststehende, unangreifbare Tatsache gehalten hatte. Ich war aufgrund meiner ganzen Erziehung, meiner politischen Überzeugung und meiner Vorstellung von mir selber felsenfest davon überzeugt, ein guter und tapferer Soldat zu werden. Ich hatte nie auch nur den leisesten Zweifel, dass es mir gelingen würde, dieses Ziel zu erreichen. Selbst in meiner Rekrutenzeit in Neisse kam ich nie auf die Idee, dass ich scheitern könnte. Ich hatte jahrelang Berge von Büchern über den Ersten Weltkrieg verschlungen, die Ereignisse des Zweiten bis zu meiner Einberufung mit glühendem Interesse verfolgt. Die Gewissheit, dieser Aufgabe gewachsen zu sein, half mir über unzählige Schulschwierigkeiten und Probleme im Elternhaus hinweg. Die Tatsache, dass mein Vater, im Ersten Weltkrieg so alt wie ich jetzt und mit beiden Eisernen Kreuzen und anderen Orden hoch dekoriert, als Frontsoldat viermal verwundet, niemals auch nur mit einem Wort über seine Erlebnisse in diesem Krieg

gesprochen hatte, hätte mich warnen sollen. Aber ich achtete nicht darauf. Kam hinzu, dass man uns, von der Schule über alle Zeitungen und Zeitschriften bis zur Hitlerjugend, den in den Materialschlachten an der Westfront 1917/18 gehärteten Typ des Frontsoldaten als das grosse Vorbild und Ideal hinstellte, dem nachzueifern unsere höchste Pflicht sei. Diese jahrelange Propagandawalze zeitigte natürlich Wirkung, nicht nur bei mir, sondern auch bei den meisten anderen Jugendlichen.

In welchem Geist heroischer Selbstaufopferung meine Generation 12 Jahre lang, aber auch schon vor 1933 mit zunehmender Intensität erzogen wurde, dafür drei eindrucksvolle Beispiele, die sich beliebig vermehren liessen. So unbegreiflich sie für die heute Jüngeren auch sein mögen, damals waren sie eine Realität, die nur von viel zu wenigen angezweifelt wurde. Als erstes die lateinische Inschrift in der Berliner Universität am Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges, angebracht schon in den zwanziger Jahren: Sie lautet übersetzt:

Den Unbesiegten
Die Besiegten
Die wieder siegen werden.

Damals verstanden alle, was damit gemeint war. Den toten Helden (unbesiegt), die Geschlagenen von 1918 (die Besiegten), die Rache nehmen - demnächst (und wieder siegen werden), also eine ziemlich direkte Aufforderung an die Studenten, einen Zweiten Weltkrieg zur Revision von 1918 vorzubereiten. Als zweites Beispiel zitiere ich den Fahnenspruch des Hitler-Jugend-Dichters Hans Baumann (1934): «Und hebt der Tod seine Hand einst zum Gruss an des Helmes Rand, dann stürmen Soldaten das Sterben und bauen aus Sternen ihr Land.»

Als letztes Beispiel der Text des höchsten offiziellen Feierliedes der Hitler-Jugend, das nur bei ganz besonderen Anlässen mit einer zündenden, mitreissenden Melodie

gesungen werden durfte. Verfasser war der erste Reichsjugendführer der HJ, Baldur von Schirach. Ich habe dieses Lied nur sehr selten gehört und mitgesungen, aber dann immer zusammen mit Hunderten, wenn nicht Tausenden von Hitlerjungen. Es gab da, für uns unheimlich geschickt inszeniert, die sogenannten Totenappelle. Da wurden die Namen der vor 1933 bei den Strassenkämpfen und politischen Anschlägen getöteten Hitlerjungen von einem Redner auf dem Podium vorgelesen, und nach jedem Namen erscholl aus unseren Tausenden von Mündern das rausgebrüllte «hier!» als Symbol für ihre Unsterblichkeit.

Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren,
vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren.

Deutschland, du wirst leuchtend stehn,
mögen wir auch untergehn.

Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren,
vorwärts, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren,

ist das Ziel auch noch so hoch,
Jugend zwingt es doch.

Unsre Fahne flattert uns voran,
in die Zukunft ziehn wir Mann für Mann.

Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not
mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.

Unsre Fahne flattert uns voran,
unsre Fahne ist die neue Zeit,
unsre Fahne führt uns in die Ewigkeit,
ja die Fahne ist mehr als der Tod.

Jugend, Jugend, wir sind der Zukunft Soldaten,
Jugend, Jugend, Träger der kommenden Taten.

Ja durch unsre Fäuste fällt,
was sich uns entgegenstellt.

Jugend, Jugend, wir sind der Zukunft Soldaten,
Jugend, Jugend, Träger der kommenden Taten.

Führer, dir gehören wir, wir Kameraden, dir.
Unsre Fahne flattert uns voran ...

Als abschreckender Schluss hier noch der Text eines «Weihe-
liedes» von 1936:

«Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit
über die Zeiten fort seist du gebenedeit.

Heilig sind deine Seen, heilig dein Wald und der Kranz
deiner stillen Höhn, bis an das grüne Meer.»

Dann kam die Front. Die ersten Toten, die schreienden Ver-
wundeten, die fürchterliche Angst, die man sich nicht
anmerken lassen durfte, der Befehlsterror der Militärma-
schine. Ich merkte ganz schnell, dass ich bisher einem
Phantom nachgehetzt war. Ich schaffte es nicht, wirklich
tapfer zu sein, und immer wenn ich es versuchte, sagte mir
mein Bauch: «Ulli, hör auf mit dem Blödsinn, da stirbst du
bloss noch schneller. Das ist doch alles sinnlos, und bild dir
ja nicht erst ein, dass du aus dieser Scheisse jemals wieder
lebendig herauskommst. Du wirst hier krepieren wie alle
anderen vor und nach dir. Versuch jetzt ja nicht den Hel-
den zu spielen, dann kannst du vielleicht noch ein bisschen
überleben.» Und mein Kopf sagte: «Junge, diesmal hat
dein Bauch recht. Wenn du nur ein ganz klein wenig feige
bist, nur so, dass es keiner merkt, dann stirbst du nicht
ganz so schnell und darfst noch ein bisschen am Leben blei-
ben.»

Was ich nicht erkannte, war das Normale an dieser
Reaktion, und dass um mich herum der Wahnsinn tobte.
Ich sah nur meine eigene Schwäche, war nur fähig zu töten
aus eigener Todesangst. Ich hätte ein Kämpfer aus Über-
zeugung sein sollen, war aber nur einer, der überleben
wollte, und schoss und tötete, um am Leben zu bleiben.
Erst später habe ich mir die Frage gestellt, warum ich bei
meiner Begeisterung als Oberschüler nie auf die Idee
gekommen bin, mir realistisch vorzustellen, wie man sich
fühlt, wenn man Menschen tötet. Da sass eine tiefliegende
Sperr in mir, die mit dem Arzthaushalt meiner Eltern zu-
sammenhing, in dem ich von Kindesbeinen an als völlig
selbstverständlich mitbekommen hatte, dass ein Menschen-

leben zu den kostbarsten Gütern gehört, das zu erhalten und zu schützen höchste Pflicht und Aufgabe ist. Das eine war mit dem anderen unvereinbar, aber das merkte ich viel zu spät, beinahe zu spät, in der einzigen Situation in meinem Leben, in der ich beinahe zum Mörder geworden wäre.

Das war gleich am Anfang von unserem Fronteinsatz, bei einem der ersten Angriffe, als wir als Spitzengruppe, einer hinter dem anderen, eine Landstrasse entlang marschierten, hinter uns, im Abstand, noch mal zwei Kompanien. Wir sollten in Stellung gehen und angreifen, sobald wir auf den Feind stossen würden. War aber noch keiner da, der sass nämlich inzwischen in den Wäldern und liess uns kommen. Wir durchquerten eines der einsam gelegenen kleinen Bauerndörfer, dessen aus Holzbalken gebaute Häuser aussahen wie aus einem Ferienprospekt. Tief herabgezogene Schindeldächer, in den Vorgärten blühende Herbstblumen und kein Mensch zu sehen, nur ein paar rüdicke Dorfköter. Wir beobachteten alles sehr wachsam, aber ausser dem Geklapper unserer Ausrüstung und dem Plätschern des Dorfbrunnens war nichts zu hören. Türen und Fensterläden waren fest verschlossen. Es wurden Stichproben in einzelnen Häusern gemacht, aber da waren nur verschüchterte Frauen und rotznasige, neugierige Kinder.

Wir zogen weiter, verliessen das Dorf und waren schon ziemlich weit, als plötzlich hinter uns die Hölle losging. Es knallte und krachte, auch zwei oder drei MGs waren zu hören. Die uns folgende Kompanie war mitten im Dorf in einen Feuerüberfall geraten und hatte sofort, unvorbereitet wie sie war, mehrere Tote und Verwundete. Wir rannten zurück, so schnell wir konnten. Im Dorf knallte es aus zahlreichen Kellerlöchern und Verstecken. Ich bekam den Befehl, mit meinem MG die leeren Äcker zwischen Dorf und Waldrand zu sichern, und während ich hinter einer Holzlege mein MG aufbaute und Jakob als Schütze 2 die Gurte fertig machte, stürmten die im Dorf die einzelnen Häuser mit Handgranaten. Schon brannten die ersten

Häuser, und jetzt rannten die ersten Partisanen hinten aus den Häusern raus, durchquerten die Gemüsegärten und rannten, so schnell sie konnten, auf den Waldrand zu, um sich in Sicherheit zu bringen.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich auf Menschen schoss, die ich sehen konnte, noch dazu auf Menschen, die flüchteten, Partisanen, die jetzt um ihr Leben liefen. Aber wenn sie den Waldrand erreichten, dann würden wir demnächst um unser Leben laufen müssen. Aber das dachte ich alles erst später, hinterher, als alles vorbei war, und ich mir Rechenschaft darüber ablegen wollte, was ich da eigentlich getan hatte. Es ist ziemlich schaurig, das heute niederzuschreiben, aber ich weiss, dass ich damals auch stolz darauf war, dass keiner der Partisanen lebend den Waldrand erreichte, keiner mehr auf uns schiessen konnte. Aber gleichzeitig war mir bewusst, dass ich da eben etwas Fürchterliches, nie mehr Korrigierbares getan hatte. Ich war nicht religiös erzogen worden, und doch sass mir das Gebot «Du sollst nicht töten» so tief in den Knochen, dass ich es nicht fertigbrachte, noch einmal dahinzublicken, wo jetzt auf den schon abgeernteten Feldern die seltsam verkrümmten Figuren lagen, die eben noch lebendig gewesen waren. Erst als ich schnell einen neuen Munitionsgurt einziehen wollte, merkte ich, dass ich so zitterte, dass mir der Gurt aus der Hand fiel. Ich war froh, dass mich ausser Jakob niemand sehen konnte. Jakob zitterte vor Aufregung genauso wie ich. Das alles dauerte keine 15 Minuten. Dann waren die meisten Partisanen tot. Jetzt wurde Haus für Haus für Haus durchsucht und keine Gefangenen gemacht.

Plötzlich stand unser Unteroffizier Timm im Garten vor der Holzlege und trieb einen Bauernburschen vor sich her, hieb ihm seine Maschinenpistole so auf den Kopf, dass der in die Knie ging und aufheulte. Aber bevor er schiessen konnte, fielen am anderen Dorfrand noch einmal einzelne Schüsse. Er rannte sofort in diese Richtung los und rief uns noch zu: «Seht euch die Hände an, legt das Schwein um!»,

und weg war er. Das war ein glasklarer Befehl, und ich sah den Jakob an, und Jakob sah mich an, mit einem seiner Blicke, die sagten, du bist der Chef hier, und dann sahen wir beide diesen Bauernburschen an. Das war ein stämmiges Kerlchen, so um die 15 Jahre, ärmlich angezogen, Hose und Jacke mehrfach geflickt. Er hatte halblange Arbeitshosen an und war barfuss. Das war hier kein reiches Dorf, der Boden sah nicht so aus, als ob er viel hergeben würde, viele Steine, das hatte ich schon registriert. Die Menschen, die hier lebten, das waren Häusler und Kleinbauern.

Ich zog seine Hände hoch, und das war sein halbes Todesurteil. Die waren dunkel von Schmauchspuren und seine Finger stanken nach Pulver. Es konnte keinen Zweifel geben, der hatte eben noch geschossen, und zwar auf uns, als Zivilist. Er sah uns an, halb trotzig, halb ängstlich. Ich dachte noch, der hat keine Ahnung, dass wir ihn jetzt gleich umlegen werden, vielleicht ist das ganz gut so. Wir waren fast gleichaltrig, er hätte auch der kleinere Bruder sein können, um den man sich dauernd kümmern muss, weil er nur Scheisse baut. Ich sagte zu Jakob: «Mach du es, du hast die Pistole.» «Was», sagt der entsetzt, sieht mich vorwurfsvoll an und raspelt auf einmal los: «Heilige Mutter Maria, bitte für uns ...», macht dann polnisch weiter, ich verstehe kein Wort und denke, diese verdammte Volksgruppe III mit ihrer katholischen Schlagseite, und dann drückt mir Jakob die Pistole in die Hand. Ich stehe da, neben meinem MG, mit dem ich eben Menschen erschossen habe, und soll jetzt diesen gottverdammten Idioten auch noch erschiessen. Jetzt merkt der Bursche, dass es um sein Leben geht, und fängt auch noch an zu heulen wie ein kleines Kind. Die ganze Zeit über hatte uns jemand beobachtet, ohne dass wir etwas davon bemerkt hatten. Aber unser Zögern war genau gesehen und richtig eingeschätzt worden. Rast jetzt wie eine Lokomotive durch die Haustür, stürmt durch den Gemüsegarten direkt auf mich zu, wirft sich mit Schwung vor mir flach auf den Boden, umklammert mit beiden Armen meine Stiefel und schreit und heult

wie ein geschundenes Tier, in ohrenzerreissenden Jammer-
tönen - seine Mutter. Die Frau ist dick und rund und
schwer und das Ganze zittert wie Espenlaub im Wind.
Und ich stehe jetzt da, halte die durchgeladene Pistole in
der Hand und soll einen erschliessen - vor seiner Mutter.
Ein Befehl ist heilig, hat man uns eingetrichtert. Wer einen
Befehl nicht ausführt oder verweigert, kommt vor ein
Kriegsgericht. Der Befehl steht über allem, und der Kerl ist
ein Partisan. Jetzt sieht sie mich auch noch an, umklam-
mert meine Knie, spürt genau meine Verlegenheit und
meine Unsicherheit, mein Zögern, und dann passiert das
Schlimmste. Auf einmal geht ein unwirkliches Strahlen
über dieses verheulte, geschwollene Muttergesicht, sie
lächelt mich an, hofft und weiss alles, und wenn ich jetzt
nicht sofort schiesse, ist alles zu spät. Es ist schon zu spät,
und ich weiss es natürlich. Ich kann nicht mehr, nicht schon
wieder, nicht auf halbe Kinder.

«Scheiss auf den Befehl», sage ich zu Jakob, der krampfhaft
lacht und mir die Pistole aus der Hand nimmt, will sie ein-
stecken, und seine Hände zittern so, dass ihm die Waffe in
den Dreck fällt. Der weiss so gut wie ich, was uns blüht,
wenn es herauskommt, dass wir einen Partisanen haben
laufen lassen. Das ist noch schlimmer als die Nichtbefol-
gung eines Befehls. Das Kriegsgericht ist uns sicher. Wie
auf Kommando brüllen wir beide wütend auf den Bur-
schen ein, der uns jetzt den Rücken zugekehrt hat und von
seiner Mutter in Richtung Haus gezerrt wird, und wir
geben ihm zwei solche Tritte in seinen Hintern, dass er in
hohem Bogen auf den Bauch fällt. Dann drehen wir uns
um und verschwinden so schnell es geht und treffen wie-
der auf der Strasse mit den anderen zusammen, und zu
unserem Glück geht alles noch ziemlich durcheinander.
Sanitäter laufen herum, Häuser brennen, es hat Tote und
Verwundete gegeben und wir müssen möglichst schnell
weiter wieder nach vorn, die Spitze übernehmen. Bis wir
wieder auf Timm treffen, vergeht Zeit, und dann passiert
das Verrückteste. Der fragt nicht nach, ob wir den Jungen

erschossen haben. Für ihn ist die Ausführung seines Befehls durch uns so selbstverständlich, dass er überhaupt nicht auf den Gedanken kommt, dass wir seinen Befehl nicht ausgeführt haben könnten – und genau das rettet uns vor dem Feldkriegsgericht. Für mich aber war das eine erschreckende Lehre, ich erkannte, an welchem seidenem Fädchen hier ein Menschenleben hing, und wie wenig es wert war.

Ich weiss, dass es sich heute völlig verrückt anhört, aber so froh wie ich war, nicht auf den Jungen geschossen zu haben, so sehr machte mir meine mangelnde Härte zu schaffen. Warum das so war, und nicht nur bei mir, das kann ich heute erklären. Zu den schlimmsten und fürchterlichsten Folgen der konsequenten Erziehung im Geiste des Nationalsozialismus zählte die Tatsache, dass man uns über viele Jahre hinweg systematisch eine der besten und humansten menschlichen Eigenschaften abtrainierte, das Mitleid. Das sollte es nur für die eigenen Kameraden, für alle deutschen Volksgenossen und deren Freunde geben, niemals für Fremde, und auf keinen Fall für den Gegner. Gegenüber denen war kompromisslose Härte und Brutalität gefordert, und wir männlichkeitsbesoffenen Narren fanden das noch erstrebenswert. Nicht alle, aber viel zu viele, und ich gehörte dazu, aber nicht mehr lange.

Zurück in diese letzte Nacht am Strassenrand. Es begann hell zu werden und kein Wölkchen trübte den Himmel, das versprach ein herrlicher Herbsttag zu werden. Wir wurden zur Munitionsausgabe gerufen und empfangen vor allem Handgranaten und geballte Ladungen für den Häuserkampf, was unsere Stimmung nicht gerade hob. Ich sass auf einem Holzstamm und trocknete und überprüfte meinen Schiessbecher. Das Ding sah aus wie ein etwas grosser Sektkelch aus Stahl, ungefähr 30 cm lang mit einem Durchmesser von 2 cm, den man vorne auf die Gewehrmündung aufsetzte und festschraubte. Es gab ein Spezialvisier und Spezialmunition, richtig hübsche, kleine Spielzeuggranaten, die man einfach vorne in den Becher

reinschob. Mit dem Spezialvisier konnte man direkt schießen, aber man konnte mit Hilfe einer eingebauten kleinen Wasserwaage auch indirekt aus der Deckung heraus schießen, wenn man ein sehr gutes Auge für das Entfernenschätzen hatte. Ich fand das gut, da musste ich meinen Kopf nicht unbedingt unnötig gefährden. Das Ding war vor allem für uns hilfreich gegen feindliche MG-Nester, Dachschützen und wenn der Feind in einem Hohlweg lag. Es war so eine Art Mini-Granatwerfer.

Noch in der Morgendämmerung mussten wir antreten. Der Angriffsbefehl wurde erklärt, die Kampfgruppen eingeteilt, dann kam der Bataillonskommandeur höchstpersönlich und verteilte, als Morgenüberraschung, Orden. Es wurden Eiserne Kreuze verliehen «für besondere Tapferkeit vor dem Feind», und ich war wirklich völlig überrascht, als mein Name aufgerufen wurde. Dass das mal als Erfüllung eines Bubentraumes galt, ist heute nicht mehr vorstellbar, war aber so. Die Kumpels gratulierten, ich spendierte einen Sliwowitz aus meiner Feldflasche, und der Timm kam dazu und frozzelte: «Das Ding haben Sie nur bekommen, weil Sie als der geschickteste Hühnerklauer des ganzen Bataillons gelten», und die andern meinten, «nein, dann eher schon als Brandstifter». Das hing damit zusammen, dass es mir auch unter den schlechtesten Bedingungen immer gelungen war, ein Feuer für uns hochzubringen. Ich hatte da meine speziellen Tricks, von denen alle profitierten. Dann gab es noch für diejenigen die Nahkampfspange, das Panzersturmmabzeichen, die an drei verschiedenen Tagen jeweils einen Nahkampf durchgestanden haben mussten, bei dem man, wie es so schön in der Vorschrift hiess, «das Weisse im Auge des Feindes gesehen haben musste». Daran wollte ich nicht erinnert werden, das war das Allerschlimmste, Totschlag aus Angst selber umgebracht zu werden. Trotzdem machte ich das Ding an meiner Feldbluse fest.

Dann kamen die Kommandos: «2. Kompanie fertig machen zum Angriff. Gerät aufnehmen, Herr Oberleutnant,

übernehmen Sie!» und ich ahnte nicht, dass dies der letzte Angriffsbefehl in meinem Leben war, den ich befolgen musste. Um es kurz zu machen, ich konnte eigentlich nicht mehr. Nur noch mit ausgeschaltetem Gehirn war ich in der Lage jetzt loszumarschieren, und ich überraschte mich auf einmal bei dem wahnwitzigen Gedanken, wie schön und idyllisch es jetzt sein müsste im Internat in Liegnitz in der Mathematikstunde beim Prof. Bindseil zu sitzen, der immer das gleiche zu mir sagte: «Frodien, Ihre mathematischen Kenntnisse stehen im umgekehrt proportionalen Verhältnis zum Einkommen Ihres Vaters, setzen, fünf!», wofür ich ihn hasste und beschloss Millionär zu werden. O Ulli, dachte ich noch, jetzt bist du wirklich im Eimer. Haste gerade das EK bekommen, bist ein richtiger Frontkämpfer und hast Sehnsucht nach der Schulbank. Ich wusste schon, warum. Ich war jetzt sicher, dass ich aus dieser ganzen Scheisse nicht mehr mit heiler Haut herauskommen würde. Hier wurde zu viel gestorben, es gab zuviele Bauchschüsse, zuviele zerfetzte Körperteile. Ich hatte bis jetzt nur unheimliches Glück gehabt, aber das war schliesslich nicht im Abonnement zu haben.

Der Ort, eine bisher unzerstörte Kleinstadt, die noch so einen Hauch von österreichischer k.u.k.-Monarchie aus längst vergangenen Jahrhunderten hatte, wurde jetzt als Schlüsselstellung verteidigt, und es gingen Gerüchte, dass wir es hier mit neuen Panzerverbänden und russischen Fallschirmjägern zu tun bekommen würden. Das waren schöne Aussichten. Angriffsbeginn 7 Uhr 30, die Sonne kam hoch, es wurde schnell warm, keine Wolke am Himmel und eine phantastische Weitsicht, typische Nachregentimmung. Wir gingen längs der tief eingeschnittenen Eisenbahnlinie gegen den Stadtrand vor, hatten durch den Hohlweg eine gute Deckung, was auch nötig war, weil wir massives Abwehrfeuer bekamen, sobald wir die Nase aus der Deckung hoben. So viel konnte ich erkennen, auf dem Wasserturm war eine MG-Stellung, die uns beharkte. Aber als ich meine erste Granate abfeuerte, hatte ich übersehen,

dass unmittelbar am Rand des Bahneinschnitts, direkt über unseren Köpfen, der Maschendrahtzaun einer Viehweide entlanglief. Meine Granate blieb prompt hängen und kreperte so, dass uns die Splitter um die Ohren pfiffen. In einer besseren Situation hätten mich die anderen verprügelt, dafür war jetzt keine Zeit. Ich suchte mir so ein kleines Stellwerker-Häuschen als Deckung und schoss Granate nach Granate auf den Turm, bis die Stellung auseinanderflog. Wir bekamen jetzt auch Panzerunterstützung und konnten uns hinter diesen Dickschiffen bis direkt an den Ortsrand vorkämpfen. Dann begann der Häuserkampf, ich weiss nicht mehr, wie das lief, da geht in meiner Erinnerung einiges durcheinander, weil mir auch spätere Aufzeichnungen fehlen, und ich will nichts schreiben, was nicht belegbar ist. Ich weiss nur noch, dass wir höllisch aufpassen mussten, nicht auf die eigenen Leute zu schiessen, die sich durch benachbarte Querstrassen vorarbeiteten. Es gab ja keine Verbindung untereinander. Als wir eine Feuerpause machen mussten, weil uns die Munition ausgegangen war, stand die Sonne hoch am Himmel. Es war so heiss wie im Hochsommer und uns lief der Schweiss in Strömen über die verdreckten Gesichter. Unsere Kompanie war beträchtlich zusammengeschmolzen, aber wir hatten keinen Überblick mehr, wo wer genau kämpfte, und der Gegner war uns durch seine genaue Ortskenntnis überlegen. Ich war in einer Kampfgruppe gelandet, die sich bis zum Anwesen der örtlichen Feuerwehr durchgekämpft hatte, einem Massivbau mit einem sehr hohen hölzernen Turm, in dem die ihre Schläuche zum Trocknen aufhingen. Von der Plattform oben musste man eine tolle Aussicht über die Stadt und ein ideales Schussfeld für meine Gewehrgranaten haben - dachte ich. Ich hatte mich inzwischen nachmunitioniert und schleppte eine ganze Kiste mit Granaten, zusammen mit einem anderen, nach oben auf die höchste Plattform, deren Fenster mit schwarzem Luftschutzpapier völlig abgedeckt waren. Da passierte das erste Wunder. Ich fummelte noch an meinem Schiessbecher herum, als plötz-

lich mit der Schärfe eines ohrenbetäubenden Peitschenknalls eine MG-Salve quer über die Plattform fuhr, Fenster und Papier zerfetzte und ich für die Bruchteile von Sekunden das Gefühl hatte, dass mir jemand mit einer rotglühenden Eisenstange ganz blitzschnell über den Rücken gefahren wäre. Wir lagen sofort platt wie die Flundern auf dem Holzboden und wagten uns nicht zu rühren. Das war astrein ein MG-42, das hätte ich im Schlaf erkannt. Es waren also die eigenen Leute, die bemerkt hatten, dass sich da oben was rührt, und einfach voll draufgehalten hatten. Viel später nannten die Amerikaner das in Vietnam so bühnenwirksam «friendly fire» und dem fielen, nach meinen eigenen Beobachtungen, viel mehr Soldaten zum Opfer als jemals eingestanden wurde. Wir trauten uns nicht mal mehr den Versuch zu, uns zu erkennen zu geben. Wenn der Idiot nochmal abdrückte, waren wir tot.

Also krochen wir auf allen vieren, eng an den Holzboden geschmiegt, abwärts, immer darauf achtend, dass uns keine neue Salve treffen konnte. Bis wir schreckensbleich unten ankamen und der andere plötzlich zu mir sagte: «Mensch, was ist denn mit deinem Rücken los?» Ich zog meine Ausrüstung runter und die Feldbluse aus. Da zog sich von der Hüfte unten links nach oben rechts bis zur Schulter ein gelb-brauner fingerdicker angesengter Streifen, der noch stank. Das heisst, die MG-Salve hatte meine Wirbelsäule um knapp 2 cm verfehlt und nur meine Feldbluse versengt. Eigentlich hätte ich jetzt da oben mit zerschossener Wirbelsäule gelähmt verbluten müssen. So hautnah, im wahrsten Sinne des Wortes, war mir der mit der Sense noch nie auf die Pelle gerückt.

Ich hatte etwas Zeit, sass allein auf einem Stück Mauer neben dem Feuerwehrhaus, weil ich am ganzen Körper zitterte. Neben mir gingen Soldaten nach vorn, wo noch in den Strassen gekämpft wurde. Ich hörte die Schüsse und das MG-Feuer, die Sonne schien warm, und ich sah die Wälder an den Talhängen am Rande des Städtchens. Schön war es hier, und ich war eigentlich schon tot. Mir lief das

Wasser runter, und wieder überfiel mich diese furchtbare Müdigkeit, die aus einer tiefen Erschöpfung kommt. Und hier, in diesen Minuten neben dem Feuerwehrhaus, begriff ich zum erstenmal, dass wir alle geschlachtet werden würden. Das war nicht mehr wie bisher eine Furcht oder Erwartung. Es wurde mir klar, dass wir überhaupt keine Chance mehr hatten. Es gab keinen Weg mehr zurück, mein Leben war zu Ende. Ich hatte das Empfinden, als ob meine ganze, kurze Vergangenheit, meine Familie, mein Zuhause, die Geborgenheit längst vergangener Jahre, wie wenn auf eine Kinoleinwand die Kamera langsam zurückfährt und der Abstand sich bis ins Endlose steigert, ganz einfach auf Nimmerwiedersehen verschwände.

Als ich aufstand, waren die Kämpfe abgeebbt. Nur noch vereinzelte Schüsse waren zu hören. Mittagspause in der Todesfabrik, fehlte bloss noch die Fabriksirene. Unser Angriff hatte sich festgefahren, mitten im Ort. Meine Kameraden sassen hinter schnell hochgezogenen Deckungen und leerten ihre Kochgeschirre. Abgesehen von vereinzelten Artillerieeinschlägen war es fast still - selbst unsere Panzer, die zu unserer Unterstützung für den Nachmittag herangefahren waren, stellten ihre Diesel ab und machten Kampfpause.

Ich hatte keinen Hunger. Ich stieg einfach in eine von diesen altmodischen, gelb gestrichenen kleinen Villen mit bunten Vorgärten am Strassenrand. Das Haus war völlig unzerstört und offensichtlich in grosser Hast verlassen worden. Ich ging durch die Zimmer, hübsch und geschmackvoll eingerichtet. An den Wänden alte Stiche und Drucke. Ich landete im ersten Stock in einer kleinen Bibliothek, entdeckte einen bequemen Sessel, und unter den vielen Büchern waren auch Klassiker in deutscher Sprache. Ich begann zu lesen, ich weiss nicht mehr was, aber um mich herum versanken für wenige Minuten Krieg und Tod und Untergang.

Plötzlich knallte es. Ich hörte, dass die Panzerbesatzungen ihre Motoren anwarfen, hörte Befehle, eiliges Getrap-

pel auf der Strasse - und da kam mir eine völlig verrückte Idee. Ich setzte mich schnell an den alten Schreibtisch, nahm Papier und Bleistift und schrieb auf einen grossen Bogen Papier das Datum des 14. September 1944, meine Breslauer Adresse, und dann: Ich bin ein deutscher Soldat, das Haus verlasse ich heute unzerstört und ungeplündert. Es ist alles noch an seinem Platz. Ich danke für Ihre Gastfreundschaft, für eine Stunde in Ihrer schönen Bibliothek. Ich muss jetzt wieder an die Front, die Kämpfe hier gehen weiter, und ich weiss, dass ich sterben werde. Wer diesen Zettel, wann immer, finden wird, möge ein Vaterunser für mich beten. Alles Gute für die Bewohner dieses Hauses. Ulrich Frodien. Legte den Zettel in das Buch und stellte es wieder zurück. Hatte die Vorstellung, dass vielleicht Jahrzehnte später jemand in einem Antiquariat zufällig auf diese Zeilen stossen könnte, und fühlte mich seltsam getröstet.

Ich war ja erst 18 Jahre alt und fühlte mich gottserbärmlich alleine.

Raus, Treppe runter, wo ist die Tragetasche mit den Gewehrgranaten. Draussen formiert sich die Kompanie zum Angriff. Befehl, die Stadt muss unbedingt bis spätestens zum Anbruch der Dämmerung in unserer Hand sein. Es kommt zu einer wütenden Diskussion zwischen unserem Zugführer Stephan und dem Panzerkommandeur. Der weigert sich nämlich strikt, seine Panzer ohne voraus sichernde Infanteristen in den engen Strassen einzusetzen. Das begriff jeder von uns, hier waren sie am verwundbarsten, weil sie aus jeder Kellerluke und von jeder Querstrasse aus relativ leicht abzuschliessen waren. Ausserdem konnte der Gegner aus den Fenstern Molotowcocktails werfen. Die Kehrseite aber war, dass die Männer dieser Panzersicherung ein Himmelfahrtskommando hatten, weil sie bei jedem Gefecht zwischen zwei Feuer gerieten.

Ich hörte mir den Streit an und auf einmal war ich mir ganz sicher, dass unsere Gruppe für diese Panzersicherung eingeteilt werden würde. Genau so kam es. Minuten spä-

ter marschierten wir hintereinander, fünf Mann rechte Strassenseite, fünf Mann linke Strassenseite, im Gänsemarsch immer am Bordstein entlang dem Feind entgegen, die Panzer etwa 30 Meter hinter uns. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Wir schlichen, geduckt und sprungbereit, alle Waffen entsichert und feuerbereit, langsam vorwärts, dabei jedes Fenster und jeden Kellereingang beobachtend. Es war immer noch ziemlich ruhig. Wir begannen vorsichtig aufzuatmen. Hatte der Feind die Gefechtspause benützt, um die Stadt zu räumen? Vielleicht hatte er den Aufmarsch unserer Panzerverstärkung bemerkt.

Dann geschah es. Das letzte, was ich - beinahe - in meinem Leben noch sah, war ein grosses Feld voller mannshoher Sonnenblumen, viele allerdings schon schwarz verfärbt. Das war fast am anderen Ende der Stadt, und was wir nicht wussten, war, dass der Gegner ebenfalls Panzer herangeführt hatte und uns am Stadtrand erwartete, wo er viel bessere Gefechtsbedingungen hatte als in den verwinkelten, engen Strassen der kleinen Stadt. Im letzten Augenblick erkannte ich, dass aus den Sonnenblumen etwas herausragte, was da nicht hinein gehörte. Und dann wollte mein Mund den Schrei: «Panzer!» formen, weil ich das Ding als Geschützrohr mit einem gut getarnten Panzerturm ausgemacht hatte, und dieses Geschützrohr war genau auf die Strasse gerichtet, über die wir gerade marschierten, da stiess eine Feuerlohe aus dem Sonnenblumenfeld heraus, ich hörte noch ein Krachen, als ob der Himmel einstürzte. Es zerriss mir beide Trommelfelle. Ich fühlte mich von gewaltigen Kräften emporgerissen und versank in abgrundtiefe Dunkelheit und lautlose Stille. Das alles dauerte etwa eine Sekunde. Es war vorbei.

Im Zwischenreich

Der Feind hatte, unbemerkt von uns, dort, wo sich das Flusstal wie eine Trichteröffnung erweiterte, einen starken Panzerverband zusammengezogen, der zusammen mit Infanterieeinheiten einen Sperrgürtel bildete und wie ein Korken auf der engsten Trichteröffnung sass. Wer raus wollte aus dieser Mausefalle, der musste sich erst durch die Stadt durchkämpfen, die den ersten Teil des Korkens bildete, und lief dann genau in die Abwehrstellung hinein, die den Trichter an seiner engsten Stelle deckelte. Wir waren als erste auf diesen Deckel getroffen. So entwickelte sich über die Toten und Halbtoten hinweg, die jetzt auf den Strassen der Stadt herumlagen, ein Panzergefecht, dessen Ausgang erst am späten Nachmittag entschieden werden sollte.

Von zwei Wundern das erste: Ich hatte mir bei der Vorbereitung zu diesem Angriff für die Gewehrgranaten meines Schiessbechers eine grosse Umhängetasche geklaut, die sich auf meinem Rücken festbinden liess und in die ich 25 Granaten hineinpacken konnte, mehr als das Doppelte der normalen Ausrüstung, die nach meiner Erfahrung nicht ausreichte, wenn ich, besonders bei Strassen- und Häuserkämpfen, in die Fenster und Dachluken hineinschiessen musste, um meinen Kameraden Feuerschutz zu geben. Nun waren diese Gewehrgranaten wegen ihrer Gefährlichkeit mit grosser Vorsicht zu behandeln. Aus waffentechnischen Gründen durfte man sie, einmal scharf gemacht, weder fallen lassen noch herumstossen, ohne in Gefahr zu geraten in die Luft gesprengt zu werden. Sie reagierten mit grösster Empfindlichkeit auf Stösse oder Schläge, und deshalb machten die meisten von uns gerne einen grossen Bogen um diese Dinger, die viel empfindlicher waren als unsere normalen Handgranaten oder geballten Ladungen. Ich hatte mir da eine gewisse Gleichgültigkeit antrainiert. Mir

war bewusst, dass ich einen groben Fehler nicht überleben würde, weil ich die Sprengkraft dieser Minigranaten genau kannte. Womit ich nie gerechnet hatte, war das, was dann tatsächlich geschah. Von der Wucht der Explosion der Panzergranate wurde mein Körper hochgeschleudert und krachte anschliessend wie ein Brett auf das Kopfsteinpflaster, getroffen von mehr als einem Dutzend Granatsplittern. Nach menschlichem Ermessen und allem, was man mir beigebracht hatte, hätten die 20 Gewehrgranaten, die noch in meiner Tasche steckten und die ich zu Beginn des Angriffs alle scharf gemacht hatte, um beim Abfeuern keine kostbare Zeit zu verlieren, sofort explodieren müssen. Dann hätte man das, was von mir noch übrig war, mit dem Löffel vom Pflaster kratzen können, das hätte nicht mal mehr für eine Beerdigung gereicht. Nichts davon ereignete sich. Ich habe bis heute keine Ahnung, was aus den 20 Gewehrgranaten geworden ist. Als ich wieder zu mir kam, war die Tragtasche verschwunden, weggeschleudert, ohne zu explodieren, es war unfassbar für mich.

Von zwei Wundern das zweite: Natürlich gab es seit Beginn des Krieges einen strengen Befehl, dass in jedem Gefecht der Stahlhelm aufgesetzt werden musste. Aber dieser Befehl war inzwischen fast sechs Jahre alt, und längst hatte es sich an der Front eingebürgert, dass es jeder Landser damit so hielt, wie er es gerade für notwendig ansah. Den meisten Vorgesetzten war es viel zu lästig, jedesmal dieselbe Leier herunterzubeten oder zu schimpfen. Es galt hier, wie inzwischen auch auf vielen anderen Gebieten das Gewohnheitsrecht der eigenen Verantwortung. Wer einen Kopfschuss riskierte, weil ihm sein Stahlhelm zu lästig oder zu schwer war, und das waren oft Panzerkommandanten, die in ihrem Turm standen, na, der würde schon merken, was er davon hatte - oder eben auch nicht. Wir hatten schnell gelernt, dass sich die Front längst ihre eigenen Gesetze geschaffen hatte, jenseits aller Befehle der Heeresdienstvorschrift. Aber ich merkte bald, dass man gut daran tat, sehr genau aufzupassen und zu unterscheiden zwi-

schen zwar bequemer, aber lebensgefährlicher Schlampe-
rei und sinnvoller Vorschriftenignorierung. So merkwür-
dig sich das heute auch anhören mag, aber ich hatte vom
ersten Rekrutentag in Neisse an, als er mir auf den Kopf
gedrückt wurde, ein sehr persönliches Verhältnis zu mei-
nem Stahlhelm. Das kann heute, wie so viele Dinge aus
diesen NS-Jahren, niemand mehr verstehen, weil die Jahr-
zehnte diese Symbole Gott sei Dank in den Mülleimer der
Geschichte gekehrt haben. Für uns Hitlerjungen aber war
der in zahllosen Büchern und Vorträgen gefeierte Front-
kämpfer des Ersten Weltkrieges das unerreichbare grosse
Vorbild, und sein mythisches Symbol, der Stahlhelm, lag
auf Tausenden von Denkmälern überall in Deutschland.
Das Denken und Handeln der Menschen in meinem Alter
in den Jahren zwischen 1939 und 1945 lässt sich nur verste-
hen und erklären aus der Tatsache, dass wir systematisch
zu Kriegern erzogen wurden, und für diese stand im NS-
Deutschland der Stahlhelm als stählernes Symbol. Als ich
in Neisse, vor dem Spiegel im Kasernengang, zum ersten-
mal in meinem Leben den Stahlhelm aufsetzte, hatte ich
das Gefühl, am Ziel zu sein - ich war Soldat, Erbe der
Frontgenerationen vor uns, deren wir uns würdig erweisen
mussten.

Meiner war ein erstklassiges Friedensprodukt, Jahrgang
1937, eine Spur eleganter als die anderen, und ein Vorbesit-
zer, ein Hauptmann, hatte ihn leicht umspritzen lassen, so
mit einem Hauch von Silbergrün. Ich taufte ihn «mein
Zylinder» und erntete schallendes Gelächter. Er sass wie
angegossen und drückte nie. Das allein war der Grund,
warum ich ihn am 14. September auf dem Kopf behielt, als
die halbe Kompanie bei glühender Hitze mit ihrem Angriff
begann. Dann fetzte die Granate in unsere Reihe, und
eigentlich hätte in diesem Augenblick mein Leben genauso
zu Ende sein müssen wie das der vielen anderen, nach
denen inzwischen kein Hahn mehr kräht.

Da war mein «Zylinder» vor. Bevor mir das auslaufende
Blut Gesicht und Augen so verklebte, dass ich fast nichts

mehr erkennen konnte, sah ich direkt vor mir den im Strassendreck liegenden Stahlhelm. Der war auf seiner rechten Seite wie mit einer Bleischere aufgeschnitten, ein fingerbreiter klaffender Riss von vorn bis hinten. In meinem sich immer mehr vernebelnden Gehirn zuckte für einen Moment noch die Überlegung auf, wenn mein «Zylinder» so aussieht, wie im Himmel muss dann erst mein Kopf aussehen. Doch der sass noch auf den Schultern, allerdings mit zwei Splittern, die in der Schädeldecke steckengeblieben waren, und zwei weiteren, in halber Erbsengrosse, die es bis ins Gehirn geschafft hatten. Ohne Stahlhelm hätte es mir den halben Kopf weggerissen, so blieb ich am Leben, und das war das zweite Wunder dieses Tages.

Für die Schilderung der folgenden Zeit kann ich nicht mehr auf Tagebuchaufzeichnungen oder Briefe zurückgreifen. Ich werde nur erzählen, woran ich mich erinnern kann und was ich wenige Monate später meiner Schwester berichtete. Ich kann nur von Bruchstücken an Eindrücken berichten, die plötzlich wie Schemen aus dem Nichts auftauchten, in dem ich mich befand, vorüberglitten und wieder verschwanden. Sie wurden begleitet von meinen Gedankenketten, mit denen ich versuchte, an diesen Eindrücken einen Halt zu finden, um eine Ordnung in das Chaos zu bringen, das mich umgab. Das sollte mir lange Zeit nicht gelingen. Ich hatte das Gefühl für Zeit und Raum verloren und schwamm hilflos zwischen langen und tiefen Ohnmächten. Die Ärzte, aber das erfuhr ich erst viel später, rechneten nicht mit meinem Überleben.

Als ich aufwachte, umgab mich zunächst eine tiefe Stille. Ich träumte einen Traum, war weit weg, spürte keinerlei Schmerzen, keine Angst, lag flach bäuchlings ausgestreckt auf dem Pflaster und hatte in dem, was von meinem Gehirn noch funktionierte, nur einen einzigen Gedanken – vorbei, endlich ist alles vorbei. Ich bin schon tot, oder gleich, ich muss jetzt gar nichts mehr, es ist vorbei! Zu mehr reichte es nicht. Aber dann sah ich den Stahlhelm vor mir,

mehr konnte ich nicht mehr erkennen, denn meine Brille gab es nicht mehr und immer mehr Blut klebte mir das Gesicht zu. Dann hörte ich aber doch was, und das war so laut, dass ich es trotz der geplatzen Trommelfelle registrierte. Es war das Geschützfeuer aus der Panzerkanone hinter mir, die versuchte den Feindpanzer abzuschliessen, und dann war da noch ein Geräusch und eine Erschütterung auf der Strasse, und das muss alles, was in meinem geschundenen Körper noch an Lebenskraft vorhanden war zu einer letzten grossen Kraftanstrengung getrieben haben, in diesem Moment erklärlich nur aus der panischen Todesangst, die mich plötzlich überfiel.

Natürlich würden unsere Panzer, die wir ja ursprünglich sichern sollten, auf dieser Strasse weiter angreifen, und wir wussten, dass die hier wegen eines Toten auf dem Pflaster keine Ausweichbewegung machten, selbst wenn dafür Platz vorhanden gewesen wäre. Wenn es mir nicht gelang von hier wegzukommen, würde eine Panzerkette mein Ende besiegeln. Wie das aussah, wussten wir. Schlagartig war sie wieder da, die Todesangst, und ich wollte hoch, Platz machen, bloss weg von hier. Nur, es blieb bei einem völlig vergeblichen Versuch. Ich spürte meinen Körper nicht mehr, kein Muskel gehorchte. Als ich mich mit den Händen über das Kopfsteinpflaster wegziehen wollte, glitschte ich durch eine rote Sosse, bekam keinen Halt mehr. Ich lag in einer immer grösser werdenden Blutlache, und als ich schon aufgeben wollte, kam mir die rettende Idee. Ich rollte mich um die eigene Längsachse, wie eine Wurst beim Braten in der Pfanne. Das schaffte ich gerade noch, bis mich der Rinnstein am Strassenrand in seine rettenden Arme nahm. Das letzte, was ich hörte, waren die heulenden Querschläger, die über die Strasse jaulten, und das Peitschen der MG-Garben, dann verlor ich wieder das Bewusstsein. Später zog mich einer an den Füßen ziemlich unsanft aus der Feuerlinie, dann wurde ich wieder bewusstlos. Jemand wischte mit einem Lappen in meinem Gesicht herum und fummelte unter der Feldbluse nach, ja

nach was fummelte der? Es war unser Hilfssani von der Volksgruppe III, und ich erkannte ihn sogar, und plötzlich merkte ich, was der vorhatte. Der wollte den unteren Teil meiner Erkennungsmarke abbrechen, der hielt mich für tot. Also das ging zu weit, das wollte ich ihm auch sagen, nur brachte ich kein einziges Wort heraus. Ich konnte nicht mehr sprechen, nur noch lallen. Erst jetzt merkte ich überhaupt, dass mein linker Oberschenkel schwer getroffen worden war, auch der linke Ellbogen hatte einiges abbekommen. Er gab mir eine Spritze, ich konnte ihm nicht mal Dank sagen, er war schon weiter gerannt. Später registrierte ich, dass ich unter dem Vordach eines Hauseingangs lag und alle Fliegen, die es hier gab, sich auf meinem Gesicht versammelten. Ich war zu schwach, um sie zu verscheuchen, schaffte es gerade noch mir einen Lappen über das Gesicht zu ziehen. Auf der Strasse zog inzwischen unsere Kompanie weiter nach vorn zum Stadtrand, Panzerketten klirrten über das Pflaster, und ich spürte wieder das wunderbare Gefühl, dass mich das alles nichts mehr anging. Ich hatte es geschafft, ich musste nicht mehr so tun, als ob ich ein Held wäre, ich war jetzt einer. Ich hatte alles gegeben, was ich konnte, niemand mehr in meinem Leben konnte mich als einen Versager bezeichnen. Ab jetzt war mir das völlig wurscht - und schon war ich wieder weggetreten.

Ich wachte noch einmal auf, als man mich durch die Rückklappe auf den Stahlboden eines Schützenpanzerwagens schob. Da lag schon einer, den man zugedeckt hatte, aber die Zeltbahn verrutschte, als man mich an seine Seite legte. Ich schloss die Augen, weil der Anblick nicht zu ertragen war. Keine 50 Zentimeter neben mir lag das, was einmal ein menschliches Gesicht gewesen war und jetzt einem Stück rohem, blutigem Fleisch glich, zerfetzt und zerrissen wie sein ganzer Oberkörper. Er war schon tot, und ich kannte ihn. Er gehörte zu unserem Kompaniezug, er war MG-Schütze 2 und lief als letzter wenige Meter vor mir auf der Strasse. Vor ihm war die Panzergranate eingeschlagen, als wir angriffen. Ein unerklärliches Schicksal

hatte ihn sterben lassen, damit ich am Leben bleiben konnte. Wie soll man nach einer solchen Erfahrung noch jemals wieder an Gottes Gnade glauben. Er war nicht älter als ich, und am Leben hingen wir alle mit gleicher Intensität.

Meine lange Bewusstlosigkeit wurde nur noch einmal unterbrochen, als man uns in einem Steinbruch auslud, wo das Bataillon seinen Hauptverbandsplatz eingerichtet hatte. Ich war schon weit weg, leicht war das jetzt alles, schwebend wie in einem Traum. Ein Arzt beugte sich über mich, ich hörte beruhigende Worte, ohne sie zu verstehen, hatte keinerlei Schmerzen und wollte nur noch lange und tief schlafen und alles vergessen.

Ich weiss nichts mehr von dem, was dann geschah. Es müssen Stunden vergangen sein, denn das nächste, was mit mir geschah, gehört auch heute noch, über fünf Jahrzehnte später, zu meinen allerschlimmsten Erfahrungen. Ich wachte plötzlich auf, geweckt von einem so rasenden Schmerz, dass mein ganzer Körper vibrierte. Schmerz ist ein Wort, ein Nichts, ein Phantom gegen das, was mich als ein aufbrüllendes Bündel Fleisch nach oben schleuderte. Aber ich war festgebunden, ausser diesem ungeheuren Schmerz war nur noch ein grelles Licht in meinen völlig geblendeten Augen und weisse Masken, die mich massakrierten. Es war ein so ungeheuerlicher Schmerz, wie ich ihn niemals mehr in meinem späteren Leben erfahren habe. Ich war kein Mensch mehr, ich war nur noch ein aufbrüllendes, tierisch schreiendes Bündel Fleisch, zerrissen von diesem einzigen, alles beherrschenden Schmerz, der mich zermalmte, zerschmetterte, von dem ich in Fetzen gerissen wurde. Und dann brüllte ich mit dem letzten Rest meiner Lebenskraft nach meiner Mutter. Ich schrie, wie ich nie geschrien hatte, das einzige Wort, das ich noch hinausbrüllen konnte, als allerletzte Hilfe gegen diesen grauenhaften Schmerz. Ich verlor das Bewusstsein, wachte wieder auf, es gab kein Zeitgefühl mehr. Die Schmerzen hatten etwas nachgelassen. Mir schien, ich hätte das Schlimmste überstanden, als es plötzlich wieder losging. Jetzt nicht

mehr an meinem Kopf, das hatte ich überhaupt nicht registriert, sondern an meinem Bein, das sie aufschnitten, um den Granatsplitter, der bis zum Knochen durchgeschlagen war, herauszuholen. Ich war inzwischen so schwach, dass ich nicht mehr brüllen konnte. Ich dachte nur noch, dass ich jetzt gleich sterben würde, und hätte den Tod als Erlösung von diesen unmenschlichen, unerträglichen Schmerzen empfunden. Ich begriff nicht, warum es nicht endlich so weit war und die Quälerei ein Ende hatte.

Aber erst nachdem sie mir noch einige Stecksplitter aus Ellbogen und Oberarmen herausgezogen hatten, stürzte ich, wahrscheinlich nach einer Spritze, in tiefe Bewusstlosigkeit. Später erfuhr ich, dass den Ärzten im Kriegslazarett, in dem ich gelandet war, die Betäubungsmittel ausgegangen waren. Deshalb kamen die Schwerverwundeten, vor allem wenn sie schon bewusstlos waren oder auf dem Verbandsplatz eine Spritze bekommen hatten, sofort auf den Operationstisch, wo die Ärzte wie am Fliessband arbeiteten. Die müssen bis zum Umfallen geschuftet haben, denn das Lazarett quoll über von frisch Verwundeten. Ein Jahr später, als mir in der Göttinger Universitätsklinik ein Spezialistenteam die letzten beiden Splitter aus dem Gehirn herausoperiert hatte, erzählte mir der Professor, dass ich den Kollegen damals mein Leben verdanken würde. Sie hätten bei mir ein medizinisches Meisterstück geliefert.

Als ich sehr viel später wieder aufwachte, hatte ich das Gefühl für Zeit und Raum fast vollständig verloren. Ich wusste nicht, wo ich war, wieviel Zeit verstrichen war, und erst meine Verbände und mein Körper, der meine Bewegungsversuche unbeantwortet liess, erinnerten mich an das Geschehene. Ich dämmerte vor mich hin, empfand kaum Schmerzen, hatte auch keinen Hunger, nur Durst, quälenden Durst, aber ich konnte keine Worte mehr formulieren, um jemand anzusprechen. Meine Kurzsichtigkeit machte es mir auch, ohne Brille, unmöglich, meine Umgebung zu erkennen. Irgendwann beugte sich ein freundliches, altes Frauengesicht, eingerahmt von weissen Haaren, über mich,

und diese alte Frau trug in einem Henkelkorb an ihrem Arm einen Berg herrlicher grüner Weintrauben. Ich brachte nur ein unartikulierte Lallen raus, als ich sie um einige Trauben bitten wollte. Sie fuhr erschrocken zurück, und im Weitergehen sagte sie zu jemandem, den ich nicht sehen konnte: «Es ist furchtbar, so jung und muss schon sterben». Ich begriff erst nicht, dass die mich gemeint haben könnte, es lagen ja noch andere um mich herum. Dann, enttäuscht und fast ein wenig wütend, soweit das mein Zustand überhaupt zuliess, verstand ich, dass sich ihr Erschrecken auf mich bezogen hatte. Begriffen habe ich das aber erst, als ich mich sehr viel später zum erstenmal in einem Spiegel sah und mich selber nicht mehr erkannte, weil mein Gesicht nicht nur durch die Verwundung, sondern auch durch den Aufschlag auf das Pflaster völlig geschwollen und vernarbt war, und dazu noch zwischen Blau und Grün changierte.

Was ich nicht wusste: Ich hatte durch die Kopfverletzung auch eine mörderische Gehirnerschütterung abbekommen, die mir ein Arzt später eindrucksvoll so erklärte, das sei so, als wenn mir jemand mit aller Kraft einen Eispickel in den Schädel gehauen hätte.

Mühsam versuchte ich mich zurechtzufinden, konnte Tag und Nacht nicht unterscheiden, der Raum, in dem ich lag, hatte keine Fenster. Ohne Brille und mit den geplatzten Trommelfellen sah und hörte ich zu wenig, um mich zu orientieren. Als mir das aber dann gelang, war es ein Schock. Die Sanitäter schoben alle Schwerverwundeten, mit deren «Abkratzen» bald gerechnet wurde, einfach auf den Gang raus. Kippten die Leichen derjenigen, die in der Nacht gestorben waren, am morgen auf eine Trage und brachten sie weg. Ich lag auf diesem Gang, und jetzt erkannte ich sogar die komischen Blicke, mit denen sie einen ab und zu musterten.

Es hört sich ja heute seltsam an, aber mich begann das zu ärgern. Verdammt noch mal, ich war noch nicht verreckt und ich wollte nicht morgens auf die Trage gekippt

werden. Mein Problem war, dass ich mich nicht verständlich machen konnte, sprechen war unmöglich, und mein Körper war in den Generalstreik getreten. Ich pinkelte und schiss ohne Kontrolle in meine Decken, lag stundenlang in der eigenen Scheisse und war immer noch nicht tot.

Ich weiss nicht mehr, wie lange das gedauert hat. Tag, Nacht - Nacht, Tag, ich konnte es nicht unterscheiden. Aber eines merkte ich. Das wenige, was mir noch an Kraft geblieben war, wurde jeden Tag weniger. Was bei den Amerikanern und Engländern längst selbstverständlich war, Blutkonserven und -transfusionen sofort, noch an der Front, das gab es in der deutschen Truppenmedizin längst nicht mehr - wenn es das überhaupt je gegeben hatte. Es reichte nicht mal mehr zu anständigem Verbandsmaterial. Was mir da um den zerschossenen Oberschenkel gewickelt wurde, war eine Art Krepp-Papier als Ersatz für einen Stoffverband. Das ging so weit, dass gebrauchte, aber noch gut erhaltene Stoffverbände immer wieder gewaschen, ausgekocht und neu verwendet wurden. Wir haben diese Papierbinden verflucht, bei denen sich Wundsekret und Eiter mit der Zellulose zu einer festen Platte verbanden, so dass bei jedem Verbandwechsel die Verletzungen neu aufgerissen wurden. Ich hatte natürlich sehr viel Blut verloren, und jetzt konnte ich ohne Hilfe weder essen noch trinken. Da wir für die Sanitäter hier auf dem Gang ohnehin nur noch Friedhofskandidaten waren, hielt sich deren Hilfe in Grenzen.

Ich wäre wohl auf diesem Gang schliesslich doch noch krepirt, wenn da nicht eine Ärztevisite stattgefunden hätte, bei der ich ausnahmsweise bei Bewusstsein war. Ich erkannte die weissen Kittel und begriff, dass das meine letzte, wirklich letzte Chance sein würde. Als die an meiner Trage standen und sich wohl wunderten, dass dieser Patient immer noch lebte - da müssen ja auch meine Operateure dabei gewesen sein -, da blubberte ich einen lauten Protest heraus, unartikulierte, aber mit aller Kraft. Schön muss sich das angehört haben. Aber inzwischen gelang es

mir sogar, mit unendlich mühsamer Anstrengung, wenigstens meine Hände hochzubekommen, und mit denen deutete ich auf die Zimmertür im Gang, die zu dem Saal mit den anderen Verwundeten führte, und zu denen wollte ich rein. Ich wollte leben, verdammt noch mal, leben und nicht wie eine Halbleiche behandelt werden. Was die Herrn Ärzte sich dann genau ansahen, war nicht mein Kopfschuss, auch nicht der kaputte Oberschenkel oder die anderen Löcher, sondern meine Augen. Ich habe keine Ahnung, warum das Kriterium für sie entscheidend war. Jedenfalls nickten sie sich gegenseitig mit zufriedenen Lächeln zu, und dann geschah mein drittes Wunder. Zwei Sanitäter bekamen den Befehl, griffen meine Trage, die Gangtür öffnete sich, und ich wurde in einen riesigen Saal geschoben, in dem Dutzende von Betten herumstanden, ausgerichtet wie auf dem Kasernenhof. Ich wurde vorsichtig ausgepackt, Kot, Urin und Schweiß wurden abgewischt, und dann lag ich in einem richtigen Bett. Mein Gott, ein Bett mit Kopfkissen, einem weissen Deckenüberzug, Matratzen, es war nicht zu fassen, wann hatte ich das letztmal in einem richtigen Bett gelegen, das musste in einem früheren Leben gewesen sein, so lange schien mir das zurück zu liegen. Der Saal hatte hohe Fenster, da schien die Sonne durch, es war hell, da waren Menschen, die unterhielten sich, machten Witze, es wurde gelacht und geschimpft, da war Bewegung, und da war das für mich Allerwichtigste, Leben. Ich hatte es geschafft, ich war gerettet, der Tod auf dem Gang, die Leichenträger, ich hatte sie überlebt.

Ich war nach dieser Aufregung so erschöpft, dass ich in einen langen tiefen Schlaf fiel - endlich ohne Angst schlafen konnte. Jetzt wusste ich, ich würde es schaffen.

Es dauerte, bis ich mich in der neuen Umgebung zurecht fand. Meine Schwäche und vor allem die rasenden Kopfschmerzen, sobald ich auch nur das Genick bewegte, setzten mir zu. Es war aber vor allem ein Problem, das mir besonders gefährlich wurde, ich konnte nichts mehr essen.

Das heisst, essen schon, aber Minuten später kotzte ich alles wieder aus, und da ich meinen Kopf kaum bewegen konnte, ging alles Erbrochene vor mir auf die Decke. Ich selber und mein Bett stanken fürchterlich, denn es war unmöglich, jedesmal die Bettwäsche zu wechseln. Man legte mir eine Art Gummischürze auf die Brust, das war's dann. Das Sanitätspersonal, zu dem jetzt auch Krankenschwestern gehörten, hatte mehr als genug zu tun, sie liessen mich einfach in meinem Dreck liegen, bis einer Zeit hatte. Ich verzichtete dann auf das Essen, empfand eigentlich auch kein Hungergefühl, aber ich wurde immer schwächer. Gestorben wurde auch in diesem Saal, nur langsamer und nicht so häufig wie draussen auf dem Gang. Ich weiss nicht, aber ich muss damals einen besonderen Schutzengel gehabt haben, der einfach nicht zulassen wollte, dass ich mit diesem «Heldentod» endete, den man uns als Hitlerjungen so viele Jahre hindurch als vorbildliches Ende für Deutschland ausgemalt hatte.

Die deutschen Sanitäter wurden jetzt unterstützt von einigen einheimischen Krankenschwestern, die natürlich kein Wort Deutsch konnten und anfangs sehr ängstlich waren, weil man sie einfach zwangsverpflichtet hatte. Eines Mittags, es muss so gut eine Woche nach meinem Einzug in den Krankensaal gewesen sein, sass ein Engel auf meiner Bettkante, den ich hier noch nicht gesehen hatte. Gerade hatte ich mal wieder einen Versuch gemacht und mir prompt alles vollgekotzt. Aber jetzt säuberte der Engel mit behutsamen, aber sehr energischen Bewegungen meine Bettdecke, bezog sie neu, kam mit einer Waschschüssel mit warmen Wasser – kann sich jemand vorstellen, was in einer solchen Verfassung warmes Wasser zum Waschen bedeutet –, und dann begann sie mit einem grossen Lappen meinen nackten Körper von oben bis unten zu säubern. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah, ich genierte mich auch ein wenig, sie war jung und hübsch, aber es war wundervoll. Als ich mich jetzt selber zum erstenmal seit meiner Verwundung betrachten konnte, erkannte ich mich nicht wieder.

Ich war nur noch Haut und Knochen. Der Engel verschwand, kam nach einiger Zeit zurück, hatte eine Suppenschüssel in der Hand und begann, mich löffelweise mit einer herrlichen Fleischbrühe zu füttern. Verbot mir mit einer Geste jede Bewegung während des Essens, und tatsächlich, die Suppe blieb drin. Ich sank zurück und war richtig satt. Von diesem Tag an wurde ich gepflegt und gefüttert wie ein Säugling. Tagelang nur Suppe und Breikost, aber was für welche, und von Tag zu Tag kehrten meine Lebensgeister wieder zurück.

Sie tat ihre Arbeit leise und unauffällig, und da sie sich auch um die anderen Verwundeten sorgfältig bemühte, dabei aber immer zurückhaltend und sehr ernst blieb, war sie bald bei allen sehr beliebt. Es gab ihr gegenüber, die kaum älter war als ich, keine der derben bis unflätigen Landser-Bemerkungen oder Zoten. Die Älteren behandelten sie wie die eigene Tochter und die Jüngeren wie die kleine Schwester. Dass sie sich um mich mit besonderer Intensität und mehr Zeitaufwand kümmerte, wurde ihr von den anderen, die meinen miserablen Zustand kannten, nicht übelgenommen. Das war nicht selbstverständlich, wie mich spätere Lazarettfahrten lehrten.

Natürlich verliebte ich mich in sie, soweit das mein Zustand überhaupt zuließ. Ich wollte mir für sie ein paar Blumen durch andere besorgen lassen. Das scheiterte. Zum erstenmal in meinem Leben machte ich die Erfahrung, was es bedeutet, bettelarm zu sein. Ich besass überhaupt nichts mehr. Alles war verschwunden, selbst meine Armbanduhr war weg. Keine Uniform, keine Schuhe, Geld sowieso nicht, weder Zahnbürste noch ein Stückchen Seife, keinen Kamm, keinen Taschenspiegel, und da mein Soldbuch mit der Uniform verschwunden war, bekam ich auch keinen Wehrsold ausgezahlt. Für Geld war im Kriegslazarett nicht mal ein Zahlmeister vorhanden. Anpumpen konnte ich auch niemanden, ich kannte keinen der Verwundeten in meinem Saal. Ich kam mir vor wie ein ausgesetzter Säugling, nur etwas zu alt für so eine Situation. Nur etwas war

mir geblieben. An einem Stück verdreckter Papierschnur hing mir meine «Hundemarke» auf der Brust, unabgebrochen meine Erkennungsmarke mit Truppenangabe und Identifizierungsnummer.

Meine Zuneigung wurde erwidert, das merkte ich an vielen Kleinigkeiten, aber die Verständigung stiess auf grosse Schwierigkeiten, weil keiner die Sprache des anderen verstehen konnte. Kam hinzu, dass ich mit dem Sprechen noch einige Mühe hatte. Weiss der Himmel, wie sie es schaffte, aber sie trieb ein Deutsch-Lehrbuch in ihrer Sprache auf. Das Ding half uns weiter, und bei den ersten Übersetzungsversuchen sah sie mich plötzlich entgeistert an. Sie hatte ein Wort ziemlich komisch verdreht. Mit ihrem Zeigefinger suchte sie das Wort, das sie sagen wollte, fand es, es war «lachen» und sie zeigte mit ihrem Finger auf mich und nickte. Da begriff ich erst, was sie sagen wollte. Ich hatte gelacht, zum erstenmal seit Wochen, seit viel längerer Zeit, als sie wissen konnte, hatte ich wieder lachen können, wieder ein Stückchen Leben zurückgewonnen. Das Mädchen hiess Klara, und das Foto von ihr, das sie mir zum Abschied und zur Erinnerung schenkte, dieses Foto meines Schutzengels hat mich auf allen den vielen Umwegen meines Lebens begleitet. Ich habe es kopieren lassen und diesem Bericht beigelegt.

Die Ärzte wunderten sich über meine schnellen Genesungsfortschritte. Natürlich konnte von Aufstehen noch überhaupt keine Rede sein, obwohl ich mir nichts sehnlicher wünschte. Der Granatsplitter hatte in meinen Oberschenkel auch Stoffetzen meiner verdreckten Uniformhose mit hineingerissen und die brachten die Wunde zum Eitern. Es gab in der Wehrmacht noch kein Penicillin. Was an Antibiotika verwendet wurde, so eine rötliche Sosse, deren Name mir entfallen ist (Prontosil), war viel weniger wirksam, war eher ein Desinfektionsmittel, das über die Wunde gegossen wurde. Das Zeug half wenig, bei jedem Verbandwechsel floss der Eiter raus. Aber sonst erholte ich mich ganz gut.

Es war in diesen Tagen, als es mir etwas besser ging, dass ich zum erstenmal in den vielen Stunden, die ich Zeit zum intensiven Nachdenken hatte, den Versuch unternahm, all das Furchtbare, das ich erlebt hatte, in einen Zusammenhang mit meiner politischen Überzeugung zu bringen. Ich suchte nach einer Rechtfertigung, nach einer moralischen Begründung für das, was ich getan hatte, was die anderen getan hatten, und ich stellte zum erstenmal fest, dass die NS-Indoktrinierung, der ich so viele Jahre ausgesetzt gewesen war, nicht mehr stand. Es gab zu viele Fragen und Zweifel. Natürlich war es völlig unmöglich, mit irgendjemandem darüber ein Gespräch zu führen. Ich verschob eine Klärung auf später, wenn ich wieder auf den Beinen sein würde.

Soweit sollte es hier nicht kommen. Die Betten wurden dringend gebraucht, weil ständig neue Verwundete eintrafen. Bei jeder Visite siebten die Ärzte alle Transportfähigen aus, die am nächsten Tag in Richtung Heimat verfrachtet werden konnten. Dank der unermüdlichen Pflege meines Engels gehörte ich irgendwann Ende Oktober zu jenen Glücklichen und wäre viel lieber noch hiergeblieben. Wir wussten beide, dass es für uns kein Wiedersehen geben konnte. Ich wurde noch mal frisch verbunden, eine Stirn beugte sich über mich, ein Hauch berührte mein kaputtes Gesicht, dann packten mich die Sanitäter auf die Trage und ich wurde abtransportiert.

Man packte uns in mit Stroh notdürftig ausgelegte Güterwagen, durch deren Wände es wie Hechtsuppe zog. Unsere Decken waren verschlissen, dreckig und dünn. Wir machten Krach, beschwerten uns bei den begleitenden Sanitätern, die das gleichmütig über sich ergehen liessen. Es blieb alles, wie es war. In unserem Wagen hatte man die Kopfschüsse zusammengelegt, und so ragten bei meinem Nebenmann nur noch die Nasenspitze, Mund und Kinn aus dem Verband. Dem mussten sie die Augen weggeschossen haben. Er war völlig hilflos und durch diese Katastrophe so traumatisiert, dass er sich überhaupt nicht

mehr auskannte. Ich konnte kaum etwas für ihn tun, weil ich ja selber noch nicht aufstehen durfte. Sanitäter liessen sich nur blicken, wenn der Zug für die Essenverteilung kurz anhielt. Zwar gab es Glasflaschen für den Urin, aber keine Möglichkeit, seinen Kot loszuwerden. Da auch keine Verbände gewechselt wurden, stank es nach wenigen Stunden wie in einem Pesthospital. Das Ganze war, wie ich später erfuhr, charakteristisch für die immer weiter um sich greifende Desorganisation im sechsten Kriegsjahr, die in schreiendem Gegensatz stand zu der auf Hochtouren laufenden NS-Propaganda zum Thema: unsere lieben Verwundeten. Es fehlte inzwischen an allem. Um ein Loch zu stopfen, riss man drei neue auf. Selbst jemand mit einem solchen NS-Brett vor dem Kopf wie ich merkte an allen Ecken und Enden, dass dieses ganze System in seinen Fugen krachte und bebte.

Aber etwas ist mir von dieser Fahrt, die ziemlich lange dauerte, im Gedächtnis geblieben. Es gab noch das, was an der Front immer seltener wurde, woran man aber auch in dieser Zeit noch einen bestimmten Typ Soldaten erkennen konnte, unabhängig von Alter und Dienstgrad: das sogenannte «Frontschwein», der an nichts anderes mehr dachte als ans Überleben, und der doch, soweit das Überleben nicht gefährdet war, ein solches Mass an stiller Solidarität und selbstverständlicher Hilfe für den Kumpel aufbrachte, dass ich mich wunderte. Wer am schlechtesten dran war, bekam die beste Decke. Mein Nachbar wurde gefüttert. Wer sich noch bewegen konnte, kümmerte sich um den neben ihm. Wir wollten nicht, dass jetzt noch einer von uns krepirt, wo wir alle auf dem Weg nach Hause waren. Die «Stimmung», selbst in unserem Viehwagen, war durchweht von einer stillen Erleichterung, ausser bei denen, die es so schwer getroffen hatte wie meinen Nachbarn. Mit jedem zurückgelegten Kilometer entfernten wir uns weiter von der Front. Wie schnell uns die wieder einholen sollte, das ahnte damals keiner im Wagen. Vor uns lagen zwar Lazarett und Operation, aber auch das, was sich die mei-

sten ersehnten, endlich Heimaturlaub. Für ein paar Tage die Illusion von Frieden, Familie und Überleben.

Die zwei Nächte, die wir unterwegs waren, froren wir erbärmlich. In den Wochenschauen und Kriegsberichten der Zeitungen gab es nur diese piekfeinen modernen Lazarettzüge mit blütenweiss bezogenen Betten, hübschen Schwestern vom Roten Kreuz und lachenden Leichtverwundeten. Die NS-Propaganda vermied es peinlichst, ihr lädiertes Schlachtvieh so zu zeigen, wie es wirklich aussah.

Das dürfte auch die Ursache für die entsetzten und mitleidigen Blicke gewesen sein, mit denen uns die normalen Reisenden auf dem Bahnsteig beobachteten, an dem wir schliesslich ausgeladen wurden. Da war ein Regiefehler passiert, der den Reichsbahnbeamten teuer zu stehen gekommen sein dürfte. Statt uns, wie vorgeschrieben, über den Güterbahnhof auszuladen, landeten wir mitten im abendlichen Berufsverkehr einer Kleinstadt in Ostdeutschland. Ich verrenkte mir den Hals, um das Stationsschild zu erkennen. Wir hatten keine Ahnung, wohin man uns gebracht hatte. Dann konnte ich es erkennen, wir waren in Oderberg gelandet, in Oberschlesien, und von hier aus war es nicht mehr sehr weit bis nach Breslau.

Ich war ganz aufgeregt, mit so einer glücklichen Lösung hatte ich nicht gerechnet. Man brachte uns in eine uralte, riesige Klosteranlage, wo wir von einer grossen Zahl katholischer Ordensschwestern in Empfang genommen wurden. Ich wurde gewaschen, neu verbunden, in ein herrliches frisch bezogenes Bett gelegt. Ich lag zusammen mit etwa 30 anderen in einem grossen Saal mit hohen Fenstern. Mir war jetzt das allerwichtigste, eine Verbindung mit meinen Eltern aufzunehmen. Aus dem Kriegslazarett hatte ich nicht schreiben können, weil ich keinen Stift halten konnte. Hatte dann einen Kameraden gebeten, einen Text von mir aufzuschreiben und mit der Feldpost abzuschicken, blieb aber ohne Antwort, obwohl ich noch einige Postkarten für mich schreiben liess. Die Ordensschwestern, viele schon ziemlich alt, waren das Beste, was ich je an Pflege in einem

Krankenhaus erlebt habe. Es gab wohl keinen unter uns, und das galt selbst für die Eisenköpfe von der Waffen-SS, der sie nicht bewundert hätte. Wann die eigentlich geschlafen haben, blieb uns unerfindlich, sie waren immer da, immer hilfsbereit, geduldig und einige mit einem herrlichen, sarkastischen Humor gesegnet. Eine von denen, mit der ich über mein Problem gesprochen hatte, kommandierte einfach zwei Sanitäter mit einer Trage an mein Bett und befahl ihnen, mich ins Geschäftszimmer zu bringen, drückte mir den Telefonhörer in die Hand, ich bat sie, die Nummer zu wählen, so zitterten meine Hände, und Sekunden später hörte ich die Stimme meines Vaters aus der Praxis in Breslau.

Kann sich ein Mensch vorstellen, was das in diesem Moment, nach allem, was hinter mir lag, für mich bedeutete. Aber auch mein Vater hatte ein Zittern in der Stimme. Sie hatten nur die offizielle Benachrichtigung meines Kompanieführers über meine schwere Verwundung bekommen und die eine von einem Fremden geschriebene Postkarte, so dass die ganze Familie das Schlimmste befürchtete. Ich konnte sie beruhigen, vermelden, dass ich in den nächsten Tagen anfangen durfte, Gehversuche mit Krücken zu machen, dass keine Lebensgefahr mehr bestünde.

Jetzt wurde ich zum erstenmal richtig gründlich untersucht und geröntgt und da fanden sich diese beiden kleinen Stahlsplitter, die meinen Stahlhelm, die Kopfschwarte, meine Schädeldecke, die Hirnhaut durchschlagen hatten, und jetzt, gut gepolstert über meiner rechten Schläfe im Gehirn sassen. Also, die beiden schloss ich in mein Herz, ich liebte sie beinahe, nicht etwa, weil ich durchgedreht hätte, nein, im Gegenteil, die beiden sollten mir behilflich sein, diesen Krieg zu überleben. Mit diesen Eisenstücken im Kopf galt ich, medizinisch astrein, als Hirnverletzter, und so viel hatte ich schon mitbekommen, Hirnverletzte durften nicht mehr «frontdienstverwendungsfähig» geschrieben werden. Da gab es einen Befehl von ganz oben, der selbst

für die «Todesengel in Arztverkleidung», wie wir die Musterrägerzte nannten, verbindlich war.

Was ich für bis zu einem Jahr nach der letzten Operation in Kauf nehmen musste, war die Angst, dass sich eine der drei Geisseln für Himverletzte doch noch bemerkbar machen würde. Das Schlimmste war eine halbseitige Körperlähmung, praktisch nicht mehr korrigierbar, die Sprachstörungen und, fast so schlimm wie die Lähmung, die gefürchteten epileptischen Anfälle. Das war eine Zitterpartie. Kein Arzt konnte voraussagen, wie der Körper reagieren würde. Gut war auch, dass die beiden erst rausoperiert werden konnten, bis alle anderen Löcher und Verletzungen an meinem Kopf restlos und sicher abgeheilt waren. Das verschaffte mir einen weiteren Zeitgewinn.

Ich schob mir die Holzkrücken in die Achselhöhlen, wollte endlich aus dem Bett raus, wieder auf die Toilette laufen können, die Bettscheisserei widerte mich an, ebenso wie der Saal mit den inzwischen fast 50 anderen Patienten. Da wurde abends zur allgemeinen Belustigung um die Wette gefurzt. Jeder versuchte mit seinen Zoten den anderen an Gemeinheit noch zu übertreffen. Das alles war von einer unsagbaren Primitivität und Rohheit. Was mir an «Aufklärung» noch gefehlt haben sollte, bekam ich hier knüppeldick über die Ohren gehauen. Ich war, und bin, bestimmt kein Kind von Traurigkeit, aber das war so abstossend, dass ich für den ganzen grossen Rest meines Lebens eine fast pathologische Abwehr gegen Zoten und sogenannte Weiberwitze zurückbehielt.

Den Grund begann ich erst an einem der unserer Einlieferung folgenden Wochenenden zu begreifen, als sich ein Strom meist weiblicher Besucher aller Altersstufen über die Gänge und Krankensäle unseres Lazarets ergoss. Fast alle der hier in ihrem Bett liegenden Verwundeten waren zwischen zwanzig und fünfzig Jahre alt, hatten Freundinnen, waren verlobt oder verheiratet, und ausser ihren Verwundungen war ihnen eines gemeinsam: bei fast allen lag der letzte Heimaturlaub viele Monate zurück. Es kam

durchaus vor, dass einer seit fast zwei Jahren nicht mehr zu Hause gewesen war.

Je länger der Krieg andauerte und je höher die Verluste an der Front anstiegen, desto dünner wurden die deutschen Abwehrstellungen, und desto weniger konnten die Truppenführer auf ihre erfahrenen Frontsoldaten verzichten. Der Heimaturlaub wurde immer wieder verschoben, es war ein Teufelskreis. Was hier am Wochenende vor allem zählte, war die Möglichkeit, sich zu zweit möglichst ungestört an einen stillen Ort zurückziehen zu können, um in den verbleibenden Stunden möglichst viel von dem nachzuholen, was man in der zurückliegenden langen Zeit zwangsweise versäumt hatte und was sich in den abendlichen Schweinewitzen beinahe gewaltsam Luft zu schaffen versuchte.

Wie in allen Lazarettstädten lebten auch in Oderberg die meisten Hotels und Gasthäuser von dieser Nachfrage, auch zahlreiche private Zimmervermieter, deren Adressen die Verwundeten untereinander austauschten. Mit Beginn der samstäglichen Mittagszeit begann sich das Lazarett fast mit einem Schlag zu leeren. Zurück blieben die Bettlägerigen, zu denen aber eben nicht nur die Schwerverwundeten zählten, sondern auch alle diejenigen, denen die Ärzte das Aufstehen verboten hatten, weil ihnen das zu riskant erschien, oder Männer mit Schussbrüchen, deren Gipsverbände nicht belastet werden sollten. Die Folgen von dem, was sich an den Wochenenden im stillen Kämmerlein abspielen konnte, bekamen die Weisskittel bei ihren montäglichen Visiten und dem obligatorischen Verbandwechsel zu sehen. So hatte sie jahrelange Erfahrung im Umgang mit dem deutschen Landser im Lazarettbetrieb dazu gebracht, relativ strenge Massstäbe bei ihren Ausgehenehmigungen am Wochenende anzulegen. Die logische Folge davon war die Tatsache, dass etliche schon recht kregelige und muntere Verwundete ihren weiblichen Besuch nur auf der Bettkante sitzend begrüßen konnten, obwohl sie sich durchaus imstande fühlten zu weiteren Taten zu

schreiten. In einer nicht zu grossen Stubengemeinschaft, in der alle, unabhängig vom Alter, sozialen Herkommen oder gar Dienstgrad, das gemeinsame Interesse an diesem einen Punkt einte, war es nicht so schwer, einen gemeinsamen Schlachtplan zu besprechen.

Ich war inzwischen in einen kleineren Saal verlegt worden, und von den fünfzehn Soldaten hier durften, ausser mir und drei anderen, alle schon aufstehen, auch wenn nicht alle Urlaub aus dem Lazarett heraus bekamen. Mir ging es nicht so gut. Die ersten Gehversuche mit Hilfe der Krücken hatten nur gezeigt, dass ich zu schwach geworden war, um nur das gesunde Bein zu belasten. Ich hing in den Holzgestellen wie ein nasser Kartoffelsack, und aus dem kaputten Oberschenkel floss so viel neuer Eiter, dass der Stationsarzt eine Drainage legen musste, die mich wieder in die Horizontale zwang. Ich war deshalb im Moment mehr mit mir als mit meiner Umgebung beschäftigt, als sich um mich herum der Saal leerte. Auch dass die drei Bettlägerigen inzwischen weiblichen Besuch an ihre Betten bekommen hatten, war mir nicht aufgefallen. Als letzter marschierte der Stubenälteste aus dem Saal, kam aber vorher zu mir ans Bett und sagte leise, aber eindringlich: «Schlaf jetzt mal ein bisschen, und wenn's nicht geht, tu wenigstens so. Halt dich vor allem ruhig und stör die anderen nicht, die haben ihre Frauen seit Urzeiten nicht mehr im Arm gehalten. Du verstehst schon, was ich meine. Wir passen inzwischen draussen auf, dass keiner stört. Capito?» Ich nickte, zog mir die Bettdecke über das Gesicht und drehte mich zur Wand. Meine Gedanken schossen natürlich Kolbolz und schlafen konnte ich auch nicht, ich war ja nicht taub.

Trotz meiner Schmerzen und meiner Schwäche spürte ich auf einmal das Gefühl einer ungeheuren Spannung, die mich fast zerriss. Ausser dem Alter gibt es kaum mehr Gemeinsamkeiten zwischen einem 18jährigen von 1944 und einem des Jahres 2002. Das gilt schon für die meisten Alltagssituationen, und was die eigene Sexualität betrifft

und die Art, wie man mit ihr umgeht, so hat das dazwischen liegende halbe Jahrhundert auf diesem Gebiet die vermutlich stärksten und nachhaltigsten Veränderungen in der ganzen neueren Sozialgeschichte mit sich gebracht. Die Elterngeneration, die ihre Kinder und Jugendlichen in den NS-Jahren erzog, war ja selber noch so stark von den Erziehungsprinzipien des vorangegangenen 19. Jahrhunderts, der Jahre vor 1914, vor dem Ersten Weltkrieg, geprägt, dass auch später die Erfahrungen in der Weimarer Republik vor 1933 daran nicht mehr viel ändern konnten. Da wurde ein Erbe weitergereicht, dessen sich die NS-Propaganda auf das skrupelloseste bediente. Die deutschen Klassiker und der deutsche Idealismus wurden den braunen Richtlinien ebenso eingepasst wie «Der Wanderer zwischen beiden Welten» mit seiner Forderung «Reif werden und rein bleiben!» Hölderlin: Der Tod fürs Vaterland. «Lebe droben, oh Vaterland, und zähle nicht die Toten! Dir ist, Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.» Da wurde frühe Männlichkeit bewusst umgelenkt, sublimiert in eine ganz andere Richtung, der Typ des Kämpfers, des Siegers war gefordert.

Das musste auch einer der populärsten deutschen Filmschauspieler erfahren, zudem ein Wiener, nämlich Willi Forst, als er vor dem Krieg die Hauptrolle in dem Film ‚Bel Ami‘ übernahm und dabei einen Schlager sang, der überall nachgeträllert wurde:

«Du hast Glück bei den Fraun, Bel Ami, so viel Glück bei den Fraun, Bel Ami, bist nicht schön, doch sehr galant, bist nicht klug, doch sehr charmant, bist kein Held, nur ein Mann, der gefällt!» Mit seinem Leitartikel in der SS-Zeitung ‚Das Schwarze Korps‘ zerfetzte dessen Chefredakteur Gunter d'Alquen diesen Text als staatsgefährdend, weil er der Jugend ein verachtenswertes Ideal vorgaukle, ein charakterloses Nichts, den Typ, der in keinem Film im Dritten Reich eine Rolle bekommen sollte. Diese Attacke war typisch für eine radikale Richtung des Nationalsozialismus, auch in der Jugenderziehung, die sich immer stär-

ker durchsetzen sollte. Für den Dienstbetrieb im Jungvolk und in der Hitler-Jugend bedeutete das, Sexualität war kein Thema, sie fand nicht statt, sie wurde ignoriert. Dieser partielle Puritanismus kontrastierte auf das seltsamste mit der männlichkeitsbetonten Kraftmeierei soldatischer Tugenden. Auf dem Land und in den Arbeiterfamilien regelte sich das meistens von selber durch die praktischen Erfahrungen, aber im Gross- und Kleinbürgertum führte diese verlogene Verdrängung nur dazu, dass das Interesse am anderen Geschlecht um so intensiver wurde.

Ich merkte, dass jemand sich an meinem Nachttisch zu schaffen machte, und als ich meine Bettdecke zurückschlug, sah ich in das etwas verlegene, aber freundlich lachende Gesicht einer Bäuerin, das von einer leichten Röte überzogen war. Ich sagte: «Guten Tag bei uns», und sie antwortet in unverfälschtem Schlesisch: «Schien willkommen, i wullt ehm halt den Mo amol wiedersahn. Zuerrscht gibt's woas zu assa!», sprachs und packte mir einen halben selbstgebackenen Kuchen und zwei Riesenstullen (Gänseschmalz mit Grieben) auf den Nachttisch. Mir ging's gut von da an. In feineren Kreisen hätte man von einem Gentlemen's Agreement gesprochen. Wenn Damenbesuch kam, ging ich in volle Deckung, bis sich eine Besucherin an meinem Nachttisch zu schaffen machte. Das war das Signal für den Beginn einer für das sechste Kriegsjahr unglaublichen Fresserei, zu deren Abschluss es dann immer noch einen selbstgebrannten Korn gab. Ich konnte, ausgehungert und abgemagert wie ich war, unglaubliche Portionen verputzen, und die Frauen machten sich einen Spass daraus, mich zu füttern. Kein Wunder, dass sich mein Allgemeinzustand schnell besserte, was ich aber gut zu verstecken wusste. Diese Quelle meiner Stärke wollte ich nicht selber verstopfen, und so war ich nicht unglücklich darüber, dass die Granatsplitterwunde nur im Schnecken tempo heilte. Komische Augenblicke gab es auch, so als der Chefarzt sich vor meinem Bett aufbaute und mir feierlich mitteilte, dass ich zum Gefreiten befördert worden war und

mir ausserdem das silberne Verwundetenabzeichen an meine nur von einem Nachthemd bedeckte Heldenbrust heftete. Früher hätte mir das noch Eindruck gemacht, aber damit war es vorbei.

Ich hatte gesehen und erlebt, welchen Wahnsinnspreis eine Ideologie verlangte, der ich mich verschrieben hatte. Ich war noch weit entfernt davon die Wahrheit zu erkennen. Das kam erst später mit den Informationen nach der Kapitulation. Aber ich empfand instinktiv, dass ich mich auf einem Holzweg befand. Was mir fehlte, war ein Ansatzpunkt, die falschen Gedankenbahnen systematisch aufzurollen – und zwar von Anfang an. Und bis zum 7. Mai 1945 war es unmöglich, mit jemandem darüber ein offenes Gespräch zu führen. Es wäre für die Beteiligten lebensgefährlich gewesen.

Dann, während der Chefvisite, plötzlich die Mitteilung: «Sie werden mit Marschbefehl nach Breslau entlassen. Ihr Vater holt Sie als Begleitarzt morgen ab. Alles Gute!» Am nächsten Mittag stand er in der Tür. Nein, wir fielen uns nicht um den Hals. Grosse, äusserliche Gefühlsaufwallungen waren in dieser Familie nicht üblich. Aber er hatte an alles gedacht. Saubere Unterwäsche, ein gutes Hemd, Schuhe, Toilettensachen, ich kam mir vor wie neugeboren. Die Fahrt nach Breslau, Erster Klasse, Polsterabteil. Er hatte seine Beziehungen spielen lassen. Auf mich wartete bis zur Operation im kommenden Frühjahr ein Lazarettbett in der Nähe unserer Wohnung. Mir wurde fast schwindelig. Der Wechsel kam so schnell und so überraschend, dass ich mich erst langsam daran gewöhnen musste.

Es war in den ersten Dezembertagen, als ich, noch sehr marode von einer wilden Fieberattacke, die mich als Spätfolge wieder umgeworfen hatte, in meinem Bett direkt unter dem grossen Fenster neben der schönen warmen Zentralheizung lag und mir die grossen alten Bäume im Park der Klinik besah. Als die Dämmerung kam, begann es zu schneien. Ein immer dichter werdender Flockenwirbel

verwandelte die Parklandschaft in einen weissen Zaubergarten, und meine Gedanken wanderten weit weg nach Osten, über die Berge und Flusstäler hinweg und suchten den Ort, wo jetzt meine Kompanie lag, in Erdlöchem, im Schnee, den Winter und die Russen vor sich. Ein zusammenschmelzender Haufen, von dem ich nicht mal mehr wusste, wer noch am Leben war. Ein Brief hatte mich noch erreicht, war mir nach Oderberg nachgeschickt worden, von unserem Oberleutnant mit sehr persönlichen Zeilen. Eine Feldpostkarte lag dabei, da hatten alle, Stephan, Timm und meine ganze Gruppe, Überlebenswünsche an mich unterschrieben. Die brauchten sie jetzt sicher sehr viel mehr als ich, dem in diesem Augenblick bewusst wurde, dass ich keinen von ihnen jemals wiedersehen würde. Wer jetzt noch, als Teil der Kampftruppe, in vorderster Front lag, der hatte nur noch eine einzige Chance: dass es ihm ähnlich erging wie mir. Nur durften die Verletzungen nicht so schwer sein. Dann noch die Möglichkeit, in russische Gefangenschaft zu geraten, was für sehr viele deutsche Soldaten eine solche Horrorvorstellung war, dass sie lieber starben. Was immer mir auch damals durch den Kopf ging, eine innere Stimme sagte mir, dass sie alle sterben würden – wenn sie nicht überhaupt schon tot waren. Ich war allein im Zimmer, die anderen hatten noch Ausgang, und ich schämte mich nicht meiner Tränen, die mir über das Gesicht liefen. Man hatte uns verführt, verraten und verheizt, und was mit das Schlimmste war, man hatte uns schuldig werden lassen bis an das Ende unserer Tage. Natürlich sah ich das damals nicht so genau, aber das Unbehagen und die Zweifel, auch die Schuldgefühle waren da. So lag ich da unter dem Fenster, starrte in die Nacht und erinnerte mich an all die Gesichter, damals noch klar wie fotografisch aufgenommen, im Laufe der Jahre immer weiter verschwindend, und heute längst von den Jahrzehnten aufgelöst und ins Unkenntliche verschwimmend.

Die Flucht aus Breslau

Wenn ich an einem Januartag aus dem Fenster meines Arbeitszimmers auf die verschneiten Gipfel der Alpenvorberge hinter der dunklen Kulisse der Stadt sehe, gilt mein nächster Blick dem Aussenthermometer, und wenn es nicht kälter ist als 12 Grad minus, was hier nicht so oft zutrifft, dann denke ich ganz automatisch «Gott sei Dank, damals war es schlimmer!» Dieses «Damals», das einen nicht loslassen will, eingegraben in das eigene Gedächtnis wie mit einem Grabstichel, wie so viele Erinnerungen an eine Zeit, die man uns Jungen damals zwölf Jahre lang als eine «stählerne» so lange eingetrichtert hatte, bis dieser Stahl uns schliesslich umbrachte.

Am 14. Januar 1945 sass ich abends mit meinem Vater auf unserer Jagd, in einem kleinen schlesischen Dorf 60 km östlich von Breslau, das mit dem albernen Namen «Germanengrund» auf den damaligen Landkarten verzeichnet war. Bis 1934 trug der Ort den alten Namen Domnowitz, aber ein neuer NS-Gauleiter von Schlesien fasste den einsamen Entschluss, alle slawisch klingenden Ortsnamen in Schlesien auszuradieren. Deren gab es nach einer langen gemeinsamen Geschichte eine ganze Menge. Es wurde also, auf seinen Befehl, im Schnellverfahren überall umbenannt, und im Volksmund bekam diese Nazi-Grösse, die auf den Vornamen Johannes hörte, von da ab den Spitznamen «Johannes der Täufer». Der hatte mit seinem Germanisierungsfimmel einen grossen Lacherfolg. Später verging den Dörflern das Lachen, da war es zu spät, der Krieg begann. Auch wenn der Feldzug gegen Polen im Herbst 1939 in Ostdeutschland noch viel Zustimmung fand, weil die Erwachsenen-Generation die Niederlage von 1918 nicht verwinden konnte, nicht den Verlust der preussischen Provinz Posen, und auch nicht den Griff polnischer Insurgenten unter Korfanty nach Oberschlesien im März 1921. Die

meisten Schlesier mochten ihn nicht, diesen neuen feindlichen Nachbarn im Osten, diesen Staat Polen, den es, so dachten viele, früher überhaupt nicht gegeben hatte. Der deutsche «Reichsgau Wartheland» und das «Generalgouvernement» hatten eigentlich für viele Deutsche nur den früher so lange geltenden Zustand wiederhergestellt.

Das war auch meine Meinung an diesem 14. Januar 1945. Wie hätte es anders sein können, bei einem 18jährigen Soldaten, der, 1926 in einem gutbürgerlichen Arzthaushalt in Breslau geboren, 1933, bei Hitlers Machtantritt, sieben Jahre alt, alle Stationen der NS-Jugendindoktrination durchlaufen hatte, einschliesslich eines Führerlehrgangs in der Hitler-Jugend. Der sich, folgerichtig, mit 16 Jahren als kriegsfreiwilliger Offiziersanwärter gemeldet hatte. Mein Vater war 1920 als deutscher Spion von einem polnischen Militärgericht zum Tode verurteilt worden. Zu Recht, wie er immer einräumte, denn er hatte im polnischen Grenzgebiet für die deutschen Freikorps Nachrichten gesammelt. Als ehemaliger Offizier sollte er in der Festungsanlage in Posen erschossen werden. Im letzten Augenblick gelang es ihm, mit Hilfe des deutschen Briefträgers zu fliehen. Polnischen Boden durfte er danach nie mehr betreten. Das Urteil galt noch 1937, wie ihm der polnische Konsul in Breslau lächelnd sagte, als wir Verwandte in Polen besuchen wollten. 1939 führte er im Polenfeldzug eine Sanitätskompanie, und berichtete begeistert von dem Können und den grossen menschlichen Qualitäten der polnischen Kollegen von der Universitätsklinik in Krakau, mit denen er wochenlang operiert und gearbeitet hatte. Ein Jahr später wurden diese Kollegen alle verhaftet, eingesperrt und schliesslich ermordet. Aber das erfuhr mein Vater erst, als er, aus Gesundheitsgründen aus der Wehrmacht entlassen, längst wieder als Zivilist in Breslau arbeitete. Jetzt sass er, mit 46 und seit Jahren davon überzeugt, dass dieser Krieg nur mit einem völligen Desaster für Deutschland enden würde, neben mir vor dem Rundfunkgerät. Für meine nach der schweren Verwundung an der Ostfront ohnehin schwache

Hoffnung auf ein erträgliches Kriegsende hatte er nur noch Spott, und, was schlimmer war, Mitleid übrig.

Wie immer begannen die Abendnachrichten mit dem «Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht», und der liess uns aufhorchen. Von einer neuen sowjetischen Grossoffensive im Mittelabschnitt der Ostfront war da die Rede. Von einem Vorstoss aus den Baranow-Brückenköpfen und von schwersten Abwehrkämpfen, auch von einzelnen Durchbrüchen russischer Panzerverbände. Das alles klang mehr als brenzlich. Wir sahen uns besorgt an, beschlossen dann aber doch, zunächst noch hier draussen im Jagdhaus abzuwarten. Als wir über die stille, tief verschneite nächtliche Dorfstrasse zu unserer Wohnung gingen, hatten wir beide das gleiche mulmige Gefühl, das Frontsoldaten so gut kennen: das eines grossen, unaufhaltsam immer näher kommenden Unheils. Am nächsten Abend fiel im OKW-Bericht ein Ortsname, der meinen Vater elektrisierte: Lysa Gora. Ein Blick auf die Karte zeigte, dass die sowjetischen Panzerspitzen in nur vier Tagen fast 200 Kilometer nach Westen durchgebrochen waren. Jetzt wurde aus dem Krieg, der Schlesien und Breslau bisher, abgesehen von den vielen gefallenen Soldaten, völlig verschont hatte, eine drohende Katastrophe unmittelbar vor der eigenen Haustür. Was aber diese Katastrophe komplett machen sollte, war die Tatsache, dass praktisch niemand in der von der NS-Propagandalawine überschütteten Bevölkerung auf den bevorstehenden Untergang Schlesiens vorbereitet war. Immer waren für die Dörfler alle Fronten weltenweit entfernt gewesen. Jetzt, mit einem Ruck, sollte Schlesien selber zum Kampfgebiet werden. Im Dorf breiteten sich Angst und Ratlosigkeit aus. Alle Ämter, Behörden, Parteidienststellen, soweit sie telefonisch überhaupt noch erreichbar waren, hüllten sich in Schweigen oder waren genauso ratlos. Alle Männer im Alter zwischen 15 und 65 Lebensjahren waren bei der Wehrmacht oder im «Volkssturm», die Frauen blieben völlig sich selber überlassen. Alle Entscheidungen, die plötzlich wichtig fürs nackte Überleben wurden, muss-

ten sie alleine treffen. Die einzigen Helfer, zahlreiche französische Kriegsgefangene, die seit vielen Jahren auf den gleichen Höfen arbeiteten und meistens schon fast zur Familie gehörten, hatten vor Rotarmisten, die sie befreien würden, beinahe ebensoviel Angst wie die Deutschen. Es waren diese Franzosen, die das Überleben zahlloser deutscher Flüchtlingsfamilien erst ermöglichten. Sie halfen beim Beladen der Gespanne, sie führten die Wagen über die vereisten Strassen, sie halfen den Bäuerinnen, die sich um die Kinder und die alten Leute kümmern mussten. Viele von ihnen verliessen ihren Treck erst, wenn die Familien in Sicherheit waren, und viele von ihnen starben, wenn ihr Treck von russischen Panzern eingeholt und überrollt wurde. Es gab damals noch kaum Traktoren auf dem Land. Zum Bauernhof gehörten die Pferde, und die zogen jetzt in einer endlosen Reihe von Planwagen, die das hastig zusammengeraffte Flüchtlingsgepäck trugen, über die verschneiten und eisglatten Strassen. Wer nicht mehr weiter konnte, blieb liegen und erfror. Wer, was viele versäumt hatten, zu wenig Futter für seine Pferde mitgenommen hatte, fiel den vorstürmenden Rotarmisten in die Hände und fand ein schreckliches Ende.

Wer aber noch einmal umkehrte, weil er Zurückgebliebene nachholen wollte, oder etwas vergessen hatte, der riskierte es, erschlagen oder aufgehängt zu werden, so wie der Vater meines besten Freundes. Denn in den Dörfern zurückgeblieben oder beim allgemeinen Aufbruch geflohen waren diejenigen, die hier fünf lange Jahre meist schlechter als die Hofhunde gehalten worden waren, die völlig rechtlosen, jeder deutschen Willkür ausgelieferten polnischen Zwangsarbeiter. Sie waren vogelfrei gewesen, Prügelobjekte für jeden Schlägertyp von Dorfgendarm, ausgenutzt bis zur letzten Kraftreserve und verachtet noch vom letzten deutschen Dorftrottel. Deutsche Frauen, die sich mit ihnen einliessen, landeten im KZ. Ich hatte als Junge schauernd miterlebt, wie sich ein Dorfpolizist damit brüstete, einen Polen, der sich erdreistet hatte, einer

deutschen Bäuerin an den Busen zu langen (wenn's denn überhaupt wahr war), in der Garage zusammengeslagen zu haben. Dabei wippte er mit einer zu einem Strick geflochtenen Lederpeitsche, unter deren erstem Hieb sofort die Haut weggeplatzt sein musste. Kein Wunder, dass sich diese wirklich «Befreiten» sehr schnell in den überstürzt verlassenen Dörfern festsetzten und es sich erst einmal gut gehen liessen. Aber wehe, wer ihnen als Deutscher noch in die Hände fiel. Es wurde fürchterliche Rache genommen.

Die rasende Angst und die Panik unter der flüchtenden deutschen Bevölkerung hatten ihren Grund. Es gab partiell durchaus ein schlechtes Gewissen und ein Bewusstsein dafür, was man Russen und Polen, den «Untermenschen» der NS-Propaganda, angetan hatte. Urlauber von der Front und aus den Partisanenkämpfen berichteten zu Haus am Stammtisch, Eisenbahner und Verwaltungsbeamte aus den besetzten Ostgebieten erzählten im Freundeskreis furchtbare Erlebnisse. Das verdrängten die Deutschen nach dem Krieg, nach ihrem eigenen Leiden, oder stritten es ab, weil sie es einfach nicht mehr wahrhaben wollten. Mit Ausnahme der Vernichtungslager, die mehr oder weniger erfolgreich geheimgehalten werden konnten, wusste man in der deutschen Bevölkerung eine Menge über die grausame Behandlung der Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten. Es war ja kein Zufall, dass, nach der Niederlage von Stalingrad im Januar 1943, sehr häufig der Satz kursierte: «Kinder, genießt den Krieg, der Frieden wird furchtbar!»

Wir lebten in einer Welt, die schon seit Jahren immer mehr aus den Fugen krachte. Wer beschreibt das grenzenlose Erstaunen des ehemaligen Hitler-Jugend-Führers, dem man seit Jahren den Kampf gegen das undeutsche, minderwertige Slawentum eingetrichtert hatte, als er plötzlich im zeitigen Frühjahr 1944, als 1/jähriger Rekrut auf dem Kasernenhof in Neisse, feststellen musste, dass fast die Hälfte seiner neuen, gleichaltrigen Kameraden kaum deutsch lesen und schreiben konnte und untereinander, ich war fassungslos, polnisch sprach, was ihnen sofort, bei Andro-

hung schwerer Bestrafung, verboten wurde. Es dauerte nicht lange, und wir stellten fest, nahezu die Hälfte des Panzergrenadier-Bataillons 13 bestand aus jungen Polen der von den Nazis erfundenen «Volksgruppe III». Weil die Verluste immer schlimmer wurden, zog man jetzt einfach diese «Beutegermanen», wie wir sie frotzelten, zur Wehrmacht ein. Für sie war das vor allem eine Art Lebensversicherung für ihre ganze Familie zu Hause, die jetzt als Soldatenangehörige galten und damit einen gewissen Schutz genossen. Für uns Schlesier waren diese neuen Kameraden auch kein Problem. Sie trugen dieselbe Uniform wie wir, sie wurden geschliffen wie wir, und ihr hartes Deutsch war uns von Jugend an aus Oberschlesien vertraut, und – was in unserer Situation das Wichtigste war – bessere und zuverlässigere Kameraden als diese jungen Polen kann man sich nicht vorstellen. Gelegentlich beneideten wir sie sogar, wenn wir durch die Pfützen gescheucht wurden, und sie zweimal in der Woche in der warmen Stube sitzen durften und Deutschunterricht bekamen. Nicht etwa aus pädagogischer Fürsorge, die war in der preussischen Heeresdienstvorschrift nicht vorgesehen. Sie sollten Berichte, Funksprüche, Texte auf Landkarten und zum Waffengebrauch lesen und verstehen können. Das mit der Sprache funktionierte erstaunlich gut, aber wenn es hart auf hart ging, platzte ganz schnell der deutsche Lack ab. Ich habe die Situation an der Front erlebt, als wir auf einer Bergkuppe von den Partisanen ausgeräuchert werden sollten, und plötzlich zahllose polnische Gebete zu hören waren. Auch Jakob, MG-Schütze 2 aus Kielce, fiel auf die Knie. Als ich ihn wenig später fragte, ob er beim Beten den Sprachbefehl vergessen habe, da sah er mich lachend an und erwiderte: «Du Idiot, Mutter Maria versteht viel besser Polnisch als Deutsch, hast du gesehen eben.» Na, und da hatte er wirklich recht, das sah ich ein.

Zurück nach Neisse auf den Kasemenhof. Wir wurden vereidigt: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf

Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.» Für unsere Kameraden aus Polen muss das ein komisches Gefühl gewesen sein, aber wir sprachen nicht über dieses Thema. Keinem von uns fiel damals auf, dass wir nicht auf unser Vaterland, auf unsere Heimat, nicht auf Deutschland oder gar eine Verfassung vereidigt wurden. Wir wurden alle auf Adolf Hitler vereidigt, als ob das der liebe Gott gewesen wäre. Nach diesem Eid konnte der Kerl mit uns machen, was er wollte. Wer nicht eidbrüchig werden wollte, war gezwungen, jeden Wahnsinnsbefehl auszuführen, der im Namen des Führers erteilt wurde. Als mir dieses Licht aufging, sass ich schon in Gefangenschaft hinter Stacheldraht.

Erst nach der Vereidigung durften wir zum erstenmal die Kaserne verlassen. Wir hatten «Urlaub bis zum Wecken». Wer jetzt verschwand, konnte als Deserteur erschossen werden. Am Montag beim Morgenappell fehlte einer von der Volksgruppe III, einer von über 150, und ausgerechnet aus unserer Kompanie. Es gab eine Riesenaufregung. Sie war so gross, dass die anderen untereinander wieder anfangen polnisch zu reden. Der Flüchtling hatte Besuch von seinen Eltern gehabt, am Bahnhof in Neisse lag in der Gepäckaufbewahrung ein an den Kompaniechef adressiertes Paket. Darin lag, säuberlich zusammengefaltet, seine ganze Ausrüstung, Uniform, einschliesslich Seitengewehr, Soldbuch und Erkennungsmarke. Sie waren am Samstag mit der Eisenbahn in Richtung Osten abgereist, trotz aller scharfen Kontrollen. Er muss es geschafft haben, sonst hätten sie uns – schon zur Abschreckung – über seine Festnahme informiert. Dann geschah etwas Unglaubliches. In der Schreibstube vor dem Büro des Bataillonskommandeurs erschien in der Mittagspause eine gewählte Abordnung der Rekruten der Volksgruppe III. Wir hätten gerne das Gesicht des Unteroffiziers vom Dienst gesehen, als der Sprecher zum Kommandeur vorgelassen zu werden wünsch-

te. In der grossdeutschen Wehrmacht, im fünften Kriegsjahr, nach zehn Jahren Nationalsozialismus, versties das so grundlegend gegen alle Heeresdienstvorschriften, das war schon fast Meuterei, das war eigentlich schon Bolschewismus. Auf jeden Fall war es so verrückt, dass der UvD völlig verblüfft dem Kommandeur die Versammlung in seinem Vorzimmer meldete. Dieser, im Zivilberuf Oberstudierendirektor, also Pädagoge, muss ein kluger Mann gewesen sein. Er liess die Rekruten in sein Zimmer und hörte sie an. Sie meldeten sich, im Auftrag aller ihrer Kameraden, und erklärten: Sie hätten einen Eid geschworen, sie seien gute Katholiken und stolze deutsche Soldaten. Sie würden ihren Eid halten und kämpfen. Weil einer geflohen sei, solle man jetzt nicht allen anderen misstrauen. Sie würden alle ihre Pflicht tun, das wollten sie ihm sagen, und er solle das allen anderen sagen. Ich weiss nicht, was sich der Major gedacht hat, aber er entliess seine Volksgruppe III wohlwollend. Vielleicht war er froh, keinen weiteren Ärger zu bekommen, und in einer Meldung nach oben machte sich diese Sache auch ganz gut. Jedenfalls war die Geschichte damit erledigt.

Aber nicht für einen: unseren Gruppenausbilder, der mit uns in der gleichen Stube lebte, dessen Anwesenheit wir Tag und Nacht ertragen mussten. Der Gefreite Schwulbe, ein Bergbaustudent aus dem Rheinland, 23 Jahre alt, arrogant und eingebildet aus Unsicherheit. Für den waren diese polnischen Rekruten «Dreck aus dem Osten», «Beutegermanen», denen erst mal deutsche Ordnung und Disziplin beigebracht werden mussten. Er schikanierte und benachteiligte sie, benutzte ihre Sprachprobleme, um sie lächerlich zu machen und zu verhöhnen, wusste genau, dass ihm diese noch nicht Erwachsenen wehrlos ausgeliefert waren und dass er mit ihnen Schindluder treiben konnte. Ich war der einzige Oberschüler unter uns zehn, der einzige, der diesem Sadisten wenigstens rhetorisch gewachsen war, aber ich hielt mich lange zurück, auch aus Unsicherheit, und weil ich genau merkte, dass ich hier

keinen Fehler machen durfte. Sah aber auch, dass sich alles auf eine Konfrontation zwischen uns beiden zubewegte.

Zu einem Vorspiel kam es an einem Sonntagvormittag, als wir uns anzogen und für den Ausgang fertig machten. Er gab seine Weisheiten bekannt und plötzlich tönte es aus seiner Ecke: «Merkt euch gefälligst eines, euer Vorgesetzter hat immer recht!» Das war mir zu viel. Wir waren ja auch nicht im Dienst, also sagte ich vernehmbar: «Wer's glaubt wird selig, wer's nicht glaubt, lebt länger!» und lachte auch noch laut. Er zitierte mich sofort und befahl mir, seinen Spruch als Eigenbekenntnis zu wiederholen, was ich rundweg ablehnte. Er wurde dienstlich, ich berief mich auf meine Vorgesetztenstellung in der Hitler-Jugend, er schrie was von «braunem Kindergarten», ich weigerte mich erneut, und die Situation wurde kritisch, weil alle neun Kameraden sehr interessiert zuhörten. Es ging um seine Autorität. Da fing er an, mich im Zimmer zu schleifen: «Auf, hinlegen, auf, hinlegen, auf, hinlegen, auf, hinlegen», zog sich dabei eine halbe Stunde lang weiter an, während ich ihm den Hampelmann machen musste. Drehte sich in der Tür nochmal grinsend um und: «Sie lemen's auch noch, Frodien, das verspreche ich Ihnen», und ging. Schwer verständlich heutzutage, dass es gar nicht in Frage kam, diesen Befehl zu verweigern. Aber die «Befehlsverweigerung» war in der NS-Wehrmacht und vor allem ihrem höherem Offizierskorps das ultimative Schreckgespenst von 1918. Wer, noch dazu als Rekrut, deswegen bestraft wurde, der durfte mit keinen mildernden Umständen rechnen, und wir wussten das ganz genau.

Doch die Geschichte ging weiter. Die Kriminellen in Arzttuniform, die Musterungsärzte auf den Wehrbezirkskommandos, hatten zwei Kinder für unsere Kompanie einziehen lassen, die niemals hätten eine Uniform anziehen dürfen. Zu klein, zu schwächlich, körperlich unterentwickelt. Der kleinste Stahlhelm sass ihnen auf den Schultern, die kleinste Uniformgröße schlackerte um sie herum, kein Stiefel passte, als wir das erste Mal alle nackt unter der Dusche

standen, schüttelten wir nur die Köpfe, fassungslos und entsetzt. Viele von uns hatten noch kleine Brüder, so wie die, die da jetzt neben uns Frontkämpfer spielen sollten. Fast alle Vorgesetzten versuchten die beiden zu schonen, soweit das im Kommissbetrieb überhaupt möglich war. Sie durften in der Küche helfen, der Spiess griff sich einen für die Schusterwerkstatt. Aber ein Teil der Grundausbildung im Gelände konnte ihnen nicht erspart werden. So war der eine in unserer Gruppe bei einer Gefechtsübung dabei, als wir bergauf durch Buschgelände einen Angriff markieren mussten. Mir war schon aufgefallen, dass Schwulbe diesem Babygesicht zusätzlich noch einen Kasten MG-Munition in die Hand gedrückt hatte. Das Zeug wog schwer. Er blieb immer weiter zurück, keuchte mühsam den Hang hoch, und als ich mich umdrehte, sah ich, dass Schwulbe ihm fast auf den Fersen stand und ihn brüllend antrieb. Mein Bauch sagte mir, Ulli hau ab, hier gibt's gleich Ärger, mein Kopf sagte, hör auf, den Schwanz einzuziehen, hilf dem Kleinen! Ich liess mich, gedeckt durch die Büsche, weiter zurückfallen, die beiden immer im Blick, und dann geschah es. Mit wuchtigen Fusstritten traktierte der Gefreite den vor Erschöpfung Niedergefallenen, tobte wie ein Verrückter, und der Junge stand vor ihm, der Stahlhelm war ihm bis auf die Nase gerutscht, und ein Weinkrampf schüttelte das ganze Kerlchen. Da riss es mich vorwärts, rasend vor Empörung. «Kein Vorgesetzter vergreift sich jemals an einem jüngeren oder schwächeren Kameraden. Ein Führer, der hilfsbedürftige oder gar hilflose Kameraden und Untergebene im Stich lässt, verliert sofort seine Führerschnur. Auf Kameradenmisshandlung steht der sofortige Rauschmiss!» Das waren Gesetze, die zehn Jahre mein Leben in der Hitler-Jugend mitbestimmten, und ich rannte auf Schwulbe zu und brüllte keuchend: «Sie Schwein, Sie gottverdammtes feiges Schwein, lassen Sie sofort den Jungen in Ruhe!»

Er zuckte erschrocken zusammen, hatte nie damit gerechnet, hier noch beobachtet zu werden, und wusste, dass

er jetzt mit üblen Folgen bis zur Strafversetzung rechnen musste. Was er getan hatte, war in der Wehrmacht streng verboten. Kein Vorgesetzter durfte sich an einem Untergebenen vergreifen. Das ging so weit, dass unsere Unteroffiziere laufend fragten: «Gestatten Sie, dass ich Sie anfasse?», bevor sie irgendeinen Fehler an der Uniform oder der Ausrüstung korrigierten. Sekunden standen wir uns zu dritt schweigend gegenüber. Schwulbe schwieg, dem Kleinen liefen immer noch Tränen über das verdreckte Gesicht, und ich wendete mich ab und folgte den anderen. Später, nachdem ich mit dem Jungen gesprochen hatte, verzichtete ich auf meine Meldung. Es hatte keinen Zweck, das Baby-face war als Zeuge völlig unbrauchbar, hatte nur Angst vor Schwulbe, und der würde natürlich alles abstreiten.

Von diesem Tag an hatte ich einen Todfeind in der Kompanie, vor allem nachdem ich ihn nicht gemeldet hatte, was er als Schwäche auslegte. Es kam der Tag, an dem er mich endgültig fertigmachen wollte. Wir hatten am Samstagvormittag Scharfschiessen mit dem MG-42 geübt, dann schnell alles gesäubert, aufgeräumt, die Munition abgerechnet, Schiesskladden unterschrieben und MGs und Restmunition in der Waffenkammer abgegeben. Kein Soldat durfte auch nur einen Schuss scharfer Munition besitzen, das war ein eisernes Gesetz in allen Ausbildungseinheiten. Alle wollten möglichst schnell ihren Ausgang antreten. Viele waren schon verschwunden, als plötzlich Schwulbe in der Tür stand, mit einem Gesichtsausdruck, der mich blass werden liess.

Er sagte ganz ruhig: «Meldung von der Waffenkammer, es fehlt ein kompletter Gurt mit MG-Munition. Sie wissen nicht zufällig, Frodien, wo der sein könnte?» Jetzt hatte er mich, und das Schlimmste war, er wusste genau, dass er mich hatte. Ich hatte den ganzen Vormittag an meinem MG Probleme mit Ladehemmungen gehabt und fand die Ursache nicht, tippte aber auf schlechte Munition und warf den ganzen nicht verschossenen Gurt unten in mei-

nen Spind, um ihn mir später in Ruhe anzusehen. Da hatte ich ihn vergessen. Für einen Rekruten war das damals eine Art Todsünde, wurde schwer bestraft. Drei Tage Bau waren mir ziemlich sicher, und damit hätte ich mir die Ernennung zum Offiziersanwärter abschminken können.

Das alles wusste er besser als ich, und mir war klar, dass ich ihm jetzt ausgeliefert war. Ich biss die Zähne zusammen und war bereit auch das durchzustehen. Aber ich ahnte nicht, was jetzt auf mich zukam. Genüsslich befahl er mir, meinen Drillichanzug anzuziehen. Er brachte meinen Gurt auf die Waffenkammer, und dann ging es los.

Inzwischen war die Kaserne fast leer, alle in den Urlaub ausgeflogen. Wir waren also unbeobachtet. Es begann im Duschaum, dessen Boden noch unter Wasser stand, und den ich auf dem Bauch kriechend mit meinem Drillich trocken wischte. Ich robbte so lange von einer Ecke in die andere, bis ich klatschnass war. Dann befahl er mich auf den schmalen Sandstreifen auf der Rückseite der Kaserne und schliff mich dort so lange und so intensiv, dass mir einfach die Luft wegblieb. Meine Lunge war nach einer knapp ausgeheilten Tuberkulose ein Jahr vorher noch nicht voll leistungsfähig, und ich hatte ja schon einen halben Tag Geländedienst hinter mir. Inzwischen sah ich aus wie ein Stück Dreck. Feiner Schlamm und Sand sassen fest auf dem nassen Drillich und scheuerten die Haut auf, nach hundertmal «Hinlegen, sprung auf, marsch, marsch!». Ich versuchte meine Kräfte so einzuteilen, bis ihm das Ganze zu dumm werden würde. Aber ich unterschätzte seine Entschlossenheit, mich bei dieser einmaligen Gelegenheit endgültig kaputt zu kriegen. Ich weiss nicht mehr, wie lange das ging. Ich sah nichts mehr durch meine von Schweiß und Dreck verklebte Brille, meine Beine zitterten und drohten den Dienst zu versagen, meine Lungen versuchten noch jedes Quentchen Luft einzufangen, und mein Herz schlug in einem irren Tempo. Aber ich gab nicht auf, ich konnte einfach nicht ja sagen, wenn er mich zwischendurch immer wieder fragte: «Na, was is', geben Sie auf?».

Er war schlau, die Frage sicherte ihn gegen jede spätere Beschwerde ab. Er konnte sich immer darauf berufen, mich nicht überfordert zu haben. Aber ich wusste genau, was mir blühte, wenn er dieses ungleiche Duell gewann, und war entschlossen eher zusammenzubrechen als aufzugeben. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl einer solchen Erniedrigung wie nie vorher in meinem Leben, und ich war immer mehr erfüllt von einer seltsamen abgrundtiefen Traurigkeit. Schliesslich blieb für Gedanken und Überlegungen keine Kraft mehr, ich war nur noch eine gehetzte springende Maschine, jeder Knochen tat mir weh, ich kam kaum noch vom Boden hoch.

Er merkte, dass ich kurz vor einem Kollaps stand, und das konnte er nicht riskieren, denn was er da mit mir trieb, war schon verboten. Schliesslich kommandierte er mich auf unser Klo, das Scheisshaus für 150 Rekruten. Hier robbte ich am Boden entlang, und zum Schluss liess er mich durch die geteerte, nach Urin stinkende grünliche Pissrinne kriechen. Ich tat es, denn jetzt endlich hatte ich begriffen, was er provozieren wollte. Einen tätlichen Angriff auf einen Vorgesetzten, eine Tat, die – wie immer sie auch zustande kam – in jeder Armee schwerstens bestraft wird. Auch eine Befehlsverweigerung wäre ihm gelegen gekommen, in beiden Fällen wäre er mich losgeworden und hätte als Sieger vor sich selbst und den anderen dagestanden. Ich wurde entlassen mit dem Vermerk: «Das ganze Wochenende Ausgangssperre!»

Da meine Beine nicht mehr mitmachten, zog ich mich mit beiden Händen am Treppengeländer nach oben. Es war ganz still, alle waren schon in der Stadt. Ich hörte, dass mir jemand entgegenkam, konnte aber durch die verklebte Brille nichts mehr erkennen und wollte nur noch eines, mich hinlegen und schlafen, schlafen, schlafen. Aus meinem Dämmerzustand riss mich eine vertraute Stimme: «Frodien, verdammt noch mal, was ist denn mit Ihnen los?» Ich versuchte kläglich, Haltung anzunehmen. Vor mir stand unser Zugführer, Stabsfeldwebel Stephan in

piekfeiner Ausgehuniform, weisse Manschetten, Bügelfalten, hochglanzpoliert. Ich wollte und konnte nicht mehr und sagte: «Bitte Herrn Stabsfeldwebel, jetzt über gar nichts mehr sprechen zu müssen.» Da machte er kehrt und sagte leise: «Kommen Sie mit auf mein Zimmer.» Ging voraus, bot mir einen Sessel an und sagte: «Jetzt Ihren Bericht, aber bitte vollständig.» Na, ich habe ihm die ganze Geschichte erzählt. Als ich fertig war, eine kurze Nachfrage: «Sie können zu jedem Wort stehen, das Sie eben gesagt haben?» Ich nickte nur, dann: «Gehen Sie runter unter die Dusche, schlafen Sie sich aus, Sie haben Urlaub Montag bis zum Wecken.» Ich zog ab, aber noch bevor ich unsere Stube erreicht hatte, ging oben die Tür zu Stephans Zimmer auf, und ein Schrei wie die Trompeten von Jericho dröhnte durch das ganze Gebäude, ein Wort: «Schwuuulbe!» Ich wusste natürlich nicht, was genau da oben los war, aber ich stellte mir vor, wie jetzt Schwulbe durch die Wurstmaschine gedreht wurde, und ich konnte mich gar nicht satt daran denken bis ich einschlief.

In der folgenden Woche stand auf dem Dienstplan «Sport: Boxen», ich denke das war kein Zufall, sondern die Hand Stephans. Es wurden körperlich möglichst gleichwertige Gegner gegenübergestellt und dann haute man drei Runden à zwei Minuten aufeinander ein. Mein Entschluss stand fest, ich würde Schwulbe herausfordern. Wir waren gleich gross, etwa gleich stark, das könnte funktionieren. Aber ich hatte ein Problem. Schwulbe war Linkshänder, das wusste ich, beim Boxen also ein sogenannter Rechtsausleger, stoppt mit rechts und schlägt mit links. Für einen Rechtshänder wie mich ein ganz schwer zu boxender Gegner. Die ganze Gruppe fieberte dem Sportdienst entgegen, vor allem die von der Volksgruppe III. Die sahen in mir so eine Art rächenden Ritter für den beleidigten Osten. Wie sie ihn hassten, das merkte ich, als sie mir die Boxhandschuhe überstreiften. Wir hatten die dicken Zwölf-Unzen-Handschuhe. Sie hatten mir vorne in den rechten Handschuh eine der kleinen Bleiplatten aus der Waffenkammer

hineinpraktiziert, die jeden Treffer in seiner Wirkung vervielfachte. Das war natürlich gegen alle Regeln. Aber es war zu spät. Der Kamerad machte doch tatsächlich so eine Art Kreuz über mir und sagt was auf Polnisch. Dann standen Schwulbe und ich uns gegenüber. Da geschah etwas Furchtbares. Meine Zähne begannen zu klappern. Ich konnte meine Mundmuskeln nicht mehr kontrollieren. Alle sahen das. Meine Zähne schlugen aufeinander, nicht etwa vor Angst, sondern vor – Mordgier. Ich wollte nicht mehr boxen, ich wollte dieses Mistvieh totschiessen, jetzt hier, sofort. In meinem Kopf war nur noch ein einziger Gedanke – schlag ihn tot, und dazwischen wie ein Blitz: Pass auf, Rechtsausleger. Heute bin ich sicher, dass Schwulbe vor lauter Angst kaum einen Treffer landen konnte. Er merkte, was mit mir los war, und versuchte nur noch in Deckung zu bleiben. Schon in der ersten Runde unterbrach Stephan den Kampf und verwarnte mich, weil es nicht erlaubt war, irgendwelche Laute von sich zu geben. Ich hatte nicht gemerkt, dass ich schon bei meinem ersten Angriff angefangen hatte zu brüllen. Ich kann mich heute nur noch daran erinnern, dass ich seine Konterschläge nicht gespürt habe. Ich schlug in sein Gesicht, diese grosskotzige, arrogante Visage, diese Schindermaske, mit aller Kraft, und ich traf ihn. Zum Ende der zweiten Runde brach Stephan den Kampf ab. Schwulbes Lippen waren aufgeplatzt, er blutete aus der Nase, ein Auge war zu. Er sah ziemlich lädiert aus, und mein Sekundant liess das Blei aus dem Handschuh so blitzschnell verschwinden, dass niemand etwas bemerkte. Am nächsten Tag wurde ich in eine andere Gruppe in unserem Zug versetzt, und Schwulbe war nicht mehr mein unmittelbarer Vorgesetzter.

Geholfen hat es ihm nicht. Zu seinem Pech durchbrach die Wehrmacht bei uns ein eisernes Gesetz. Normalerweise durften Rekruten nie mit ihren Ausbildern an die Front. Sie wurden zu einem anderen Truppenteil abgestellt. Die Führung wusste genau, warum, und wir wussten es auch. Plötzlich, wir waren noch nicht fertig mit unserer

Ausbildung, wurden wir als Alarmeinheit an die Front geschickt, es war Feuer am Dach, mit allen unseren Ausbildern. Da half dem Gefreiten auch sein Versuch, plötzlich Kamerad unter Kameraden sein zu wollen, nichts mehr. Wir wussten, was kommen würde, und er ahnte es. Unsere Kameraden aus Polen würden sich rächen. So starb der Gefreite Schwulbe als einer der ersten den Heldentod. Er hatte den Einschuss hinten. Wie war das möglich? Ganz einfach. Alle an diesem Angriff Beteiligten bestätigten bei ihrer Vernehmung auf dem Kompaniegefechtsstand, Schwulbe sei ein besonders tapferer Gruppenführer gewesen, und gerade, als er sich vorne als erster umdrehte, um den anderen das «mir nach» zuzurufen, habe es ihn erwischt. Schade um ihn. Wir grinsten, als uns die Volksgruppe III von ihrer Vernehmung berichtete, sie freuten sich, und wir waren froh, den Kerl losgeworden zu sein. Es wurde sehr schnell gestorben damals, und ein Toter zählte nicht viel. Ausserdem hat der unglaubliche persönliche Mut dieser polnischen Kameraden, ihre Tapferkeit und ihre Hilfsbereitschaft, ganz schnell dazu geführt, dass an der Front jeder von uns froh war, einen von ihnen neben sich zu haben. Sie sind alle gefallen, alle, die Deutschen, die Polen, das ganze Bataillon starb im Kessel von Budapest, in der furchtbaren Winterschlacht im Januar 1945. Es gab keinen Überlebenden.

Im Winter 1943/44 hatte ich zum erstenmal polnischen Boden betreten, gerade 17 Jahre alt. Es war das Ausbildungslager des Reichsarbeitsdienstes in Schwersenz, etwas östlich von Posen. Da gab es ein polnisches Mädchen, so alt wie ich, die in der Küche aushalf, wie ich fand, von umwerfender Schönheit. Aber die Sache war aussichtslos.

Einmal durfte ich sie nach Hause begleiten. Ihr Vater empfing uns am Gartentor, und bis heute kann ich den Satz nicht vergessen, den er mir damals, eher traurig als anklagend sagte: «Junger Mann, es gibt ein sehr altes polnisches Sprichwort, das immer noch gilt, heute vielleicht

noch mehr als früher: „Eher fliesst die Weichsel von ihrer Mündung zurück zu ihrer Quelle, als dass Deutsche und Polen Brüder sein können“

Das war herb für mich, aber irgendwie konnte ich ihn auch verstehen. Ich beschloss auf dem Rückweg ins Lager, jetzt, ab sofort, ganz geheim und ohne irgend jemand einzuweihen, meinen ganz privaten Friedensvertrag mit Polen zu schliessen. Ich würde mich ab sofort im weltanschaulichen Unterricht zum Thema «Deutscher Lebensraum im Osten – unsere Zukunft» nicht mehr äussern. Ich brauchte keinen, und ich würde auch nicht mehr dieses blöde, kitschige Soldatenlied von dem Polenstädtchen mit den Mädchen mitsingen, nicht mehr über die dummen Witze über den Dreck in Polen lachen. In unseren Dörfern in Schlesien sah es nicht viel anders aus als hier im Gebiet von Posen. Ich wollte ja wenigstens noch mit ihr reden können.

Dieser private deutsch-polnische Friedensvertrag erlöste mich ausserdem aus einem Dilemma, in dem ich seit drei Jahren steckte. Es war an einem Abend in Breslau gewesen, schon im Krieg. Die Familie sass beim Essen zusammen. Die Rede kam auf die Grosseltern von uns drei Kindern, die Eltern meiner Mutter, von denen wir so gut wie nichts wussten, weil sie beide gestorben waren, als meine Mutter noch klein war. Meine Mutter erzählte, dass sie sich aber noch an eine Szene erinnern konnte, als ihr Vater sie auf seinen Knien wiegte und zu ihr sagte: «Bist du Jascha, meiner schönes Kind, so lieb, so lieb.» Ich glaubte mich verhöhnt zu haben, fragte sofort: «Was hat der gesagt, wie hat denn der geredet?» Meine Mutter, die gelegentlich sehr rebellische Anwandlungen bekommen konnte, sah mich mit funkelnden Augen an und erklärte ganz ruhig: «Dein Grossvater stammte aus Westpreussen, er konnte nie fliegend deutsch sprechen.» Das war ein Schock für mich. War der etwa ein Pole gewesen? Ich hätte jetzt eigentlich weiter fragen müssen, aber ich wagte nicht mehr den Mund aufzumachen. Ich hatte Angst vor ihrer Ant-

wort. Blitzschnell schoss es mir durch den Kopf: Meine Mutter hiess mit Vornamen Jadwiga, war eine geborene Wiczorek, adoptierte Latofski. Alles Namen, das war mir nie aufgefallen, die sich wirklich nicht sehr germanisch anhörten. Ich war gerade als besonders geeignet für einen Führerkurs in der Hitler-Jugend ausgewählt worden und mächtig stolz darauf, und jetzt diese Schande, mein Grossvater - ein Pole. Wenn das jemand in der HJ erfuhr, flog ich hochkantig aus dem Führerkurs. Vielleicht musste ich überhaupt die Uniform ausziehen.

Bei der Abschlussfeier zu diesem HJ-Führerkursus hatte es ohnehin schon mal laut gekracht. Ich hatte als Jüngster zur Eröffnung den Fahnenpruch beim Appell aufzusagen, der mich so beeindruckte, dass ich ihn noch heute, 60 Jahre später, auswendig kann, als abschreckendes Beispiel, wie man uns den kritischen Verstand verkleisterte:

Kameraden!

Wenn einer von uns müde wird,
der andere für ihn wacht.

Wenn einer von uns zweifeln will,
der andere gläubig lacht.

Wenn einer von uns fallen sollt,
der andere steht für zwei,
denn jedem Kämpfer gibt ein Gott
den Kameraden bei.

Dann ging es in diesem Stil weiter, aber zum Schluss sassen wir alle an einer langen Tafel und es gab Kuchen und viel Glühwein, in den versehentlich zu viel Rotwein geraten war. Einer von uns, eine lässige Type aus einer reinrassigen Breslauer Proletarierfamilie, hochmusikalisch, sass am Klavier. Wir sangen, und je länger sich der Abschlussabend hinzog, desto schräger wurden unsere Lieder. Dann passierte es. Ich stülpte dem Klavierspieler einen Pappzylinder auf den Kopf, der noch von einer Faschingsfeier herumlug. Der schob sich das Ding, glühweinbeschwingt, ins

Genick, kippte seinen Stuhl nach hinten, schrie: «Volle Deckung, Affenmusik!» und begann zu jazziert, dass die Fetzen flogen. Einige Sekunden absolute Stille am Tisch, dann begannen die Füsse zu wippen, auch die des Bannführers, und alle machten mit. Das machte ihn leichtsinnig, und als sich die Obersten kurz zurückzogen, begann er mit einer neuen Melodie. Wir sahen uns verblüfft an, den Schlager kannten wir doch, dann wieherndes Gelächter, der hatte angefangen, das «Horst-Wessel-Lied», den NS-Teil unserer Nationalhymne seit 1933, als Swing zu spielen. Was sich viel besser anhörte als das, was wir immerzu singen mussten. Wir feuerten ihn an weiterzuspielen, als uns ein einziger, scharf gebrüllter Kommandoton aus unserer Begeisterung riss. In der Tür stand der Bannführer mit knallrotem Kopf. Er scheuchte uns auf den Hof, liess antreten, verlor kein Wort über das Vorgefallene, hatte wohl selber Angst vor eventuellen Folgen. Wir brüllten drei «Sieg-Heil» auf unseren Führer, weggetreten! Aus, es passierte gar nichts, nur galt unser ganzer Führerkurs von diesem Tag an als ein Verein unsicherer Kantonisten.

Meine Mutter sah mich schweigend an und wartete. Täuschte ich mich, oder hatte sie nicht ein feines Lächeln auf ihren Lippen? Ich sagte keinen Ton mehr. In diesem Fall, so beschloss ich, war es viel besser, so zu tun, als ob nichts gewesen wäre. Es hatte ja niemand behauptet, ich hätte einen polnischen Grossvater. Wahrscheinlich hatte er so ein hartes Deutsch gesprochen, wie die meisten Oberschlesier, über deren lustige Sprache, die wir sehr gerne hörten, zahlreiche Witze kursierten. Vielleicht hatte sich meine Mutter auch verhört. So klein wie sie damals noch war, konnte sie das gar nicht mehr so genau wissen. Schluss damit, es blieb bei meiner makellosen Ahnengalerie. Aber ein Stachel blieb, und ausgerechnet hier, in diesem lausigen Kuhdorf Schwersenz, holte mich dieser Teil meiner Vergangenheit wieder ein, durch ein polnisches Mädchen, das mir einfach nicht aus dem Kopf wollte. Da ich mich eigentlich schon völlig erwachsen fühlte, fand

ich, das sei genau der richtige Zeitpunkt für meinen privaten Friedensschluss.

Nun aber fuhr ich mit meinem Vater an diesem Januartag, so schnell es die tief verschneiten Strassen zuließen, von Germanengrund zurück nach Breslau. Weit zurück lag Schwersenz und noch ziemlich in den Knochen lag mir die Zeit an der Front. Aber was die Glocke geschlagen hatte, das begriff ich eigentlich erst richtig, als wir an der nächsten kleinen Bahnstation vorbeikamen. Da rollten Güterzüge vorbei, vollgestopft mit Flüchtlingen, deutschen Flüchtlingen, in deren Gesichtern nackte Angst und tiefe Verzweiflung lagen. Wir hielten und fragten. Sie kamen aus dem «Reichsgau Wartheland», dem zwangsgermanisierten Teil Polens. So schnell seien die Russen dagewesen, dass die Zeit nicht einmal ausgereicht habe etwas einzupacken. Sie hatten nur das nackte Leben retten können. Und dann, nach einem vorsichtigen Blick nach rechts und links, denn der Terror und das Denunziantentum florierten, wütend geflüstert: «Keiner hat uns gewarnt, die ersten, die abgehauen sind, waren die Parteibonzen, keiner von denen hat sich um uns gekümmert.» Wir fuhren schweigend über die jetzt leere Landstrasse, vorbei an Trebnitz, in Richtung Breslau. Mich haben diese ersten deutschen Flüchtlinge tief beeindruckt. Wozu die Opfer und die Schinderei an der Front, wenn jetzt hier die eigenen Leute fliehen mussten? Und auf einmal schoss mir der Gedanke durch den Kopf, dass wir diese Strasse vielleicht nie mehr entlangfahren würden, dass dies alles, die Jagd, die Getreideernte mit den fröhlichen Mädchen, die Wohnung in Breslau, die Stadt, das Land, dass dies alles verschwinden würde – und zwar für immer.

Mein Vater hatte bisher auf alle Ereignisse völlig ruhig, überlegt und mit klaren Vorstellungen, was jetzt als nächstes zu tun sei, reagiert. Ich begriff viel langsamer als er, dass es hier und jetzt auch um unseren eigenen Kopf ging. Wir trafen erst am Abend wieder in Breslau ein. Die Stadt schien unverändert und lag, inmitten einer herrlichen, im

Scheinwerferlicht unseres Autos glitzernden Schneedecke, in tiefer Dunkelheit. Es waren kaum Menschen unterwegs. Seit Kriegsbeginn war wegen der Gefahr feindlicher Luftangriffe strengste Verdunkelung befohlen. Keine Strassenbeleuchtung brannte, alle Fenster waren mit schwarzem Papier lichtundurchlässig abgedichtet. Die wenigen Autos - Benzin war streng rationiert - hatten schwarze Kappen über ihren Scheinwerfern, die nur einen schmalen Lichtschlitz freiliessen. Das war vorher in Breslau, das bisher ausserhalb der Reichweite der alliierten Bombengeschwader lag und spöttisch «Reichsluftschutzkeller» genannt wurde, etwas lockerer gehandhabt worden. Um so mehr fiel uns auf, dass die Stadt jetzt schlagartig in tiefe Finsternis versunken war.

In diesem Januar 1945 hatte Breslau etwas über eine Million Einwohner, weil die Bevölkerungszahl von 600'000 bei Kriegsausbruch durch den Zuzug von Menschen aus den zerbombten Grossstädten in West- und Süddeutschland stark angestiegen war. Die Stadt war zu diesem Zeitpunkt noch völlig unzerstört. Hier verlief das Alltagsleben, natürlich gebremst durch die zahlreichen Kriegseinschränkungen, fast wie im Frieden. Es spielten noch alle Kinos, es gab Konzerte, Gaststätten und Cafés waren offen und überfüllt, Ämter und Behörden arbeiteten wie immer. Auf den Strassen dominierten die Uniformen, weil praktisch alle Männer inzwischen eingezogen worden waren. Wir waren kaum zu Hause in der grossen Wohnung mit den Praxisräumen in der «Strasse der SA», die bis 1934 Kaiser-Wilhelmstrasse hiess, eingetroffen, da läutete das Telefon ununterbrochen. Alle Freunde, Bekannten, Verwandten und Patienten griffen zum Telefon: «Seid ihr noch da, bleibt ihr in Breslau oder geht ihr weg, wenn ja, wohin? Was soll man machen, was mitnehmen? Wie kommt man am besten aus der Stadt raus? Was wird aus der Wohnung, wie lange wird das alles dauern? Hält die Front, habt ihr was gehört? Müllers sollen schon geflüchtet sein.» Die ganze Stadt vibrierte vor Angst und Verzweiflung. Nie-

mand glaubte mehr den beruhigenden Verlautbarungen in Zeitung und Rundfunk. Es gab keinerlei zuverlässige Informationen für die Bevölkerung. Das Ergebnis war eine Flut von Gerüchten und Vermutungen, die die Nervosität und Angst der Menschen nur noch steigerte.

Eines dieser Gerüchte ist mir wegen seiner Absurdität besonders im Gedächtnis geblieben. In Trebnitz, einem Städtchen etwa 50 km östlich von Breslau, war in der Klosterkirche die heilige Hedwig begraben, die Gemahlin des schlesischen Piastenfürsten Heinrich II., Schutzpatronin Schlesiens, seitdem ihr Mann in der Schlacht von Liegnitz gegen die Mongolen 1241 getötet worden war. Wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre, hätte ich nur darüber lachen können, wie dieselben Leute, die seit Jahren keine Kirche mehr von innen gesehen hatten und immer auf den reaktionären Klerus schimpften, plötzlich mit verklärtem Gesichtsausdruck berichteten, die heilige Hedwig sei den an ihrem Grab um Rettung vor den Bolschewisten flehenden Betenden erschienen. Sie habe verkündet, so wie 1241 die Mongolen würde die Rote Armee in Schlesien ihre alles entscheidende Niederlage erleiden und damit würde Deutschland gerettet werden. Dieses Gerücht verbreitete sich mit Windeseile in ganz Schlesien, und die Menschen klammerten sich an diese und andere absurde Hoffnungen, weil sich sonst nur noch Katastrophenmeldungen häuften.

Wir sassen in unserer Wohnung, meine Mutter, mein kleiner Bruder Michael, mein Vater und ich, und überlegten, was als nächstes zu tun sei. Man schrieb den 18. Januar, vor sechs Tagen hatte die sowjetische Offensive tief in Polen begonnen. Jetzt standen die Russen am Rande von Oberschlesien, an der alten deutsch-polnischen Grenze, und griffen weiter an. Die Welt in Schlesien begann zusammenzukrachen. Wir packten alles Überlebensnotwendige in das Auto, in dem meine Mutter mit meinem Bruder sich nach Westen in Sicherheit bringen sollte. Schon blieben einige Telefonleitungen tot, die Menschen hatten alles

im Stich gelassen und das Weite gesucht. Was mir in diesen paar Tagen mit am stärksten auffiel, war die rasende Geschwindigkeit, mit der sich Breslau veränderte. Fast von Stunde zu Stunde konnte man den zunehmenden Verfall beobachten. Niemand räumte mehr Schnee, die Müllabfuhr blieb aus, Abfälle häuften sich, alles erste Anzeichen der Verwahrlosung. Die Strassenbahnen verkehrten in immer grösseren Abständen, schliesslich blieben sie ganz aus. Die Verkehrsampeln waren nicht mehr in Betrieb, man sah kaum mehr Polizei auf den Strassen, und die braunen Uniformen der Nazi-Partei waren plötzlich vom Erdboden verschluckt, als hätte es nie eine NSDAP gegeben. Seltsame Dinge geschahen. Im Geschäft gab es für die seit sechs Kriegsjahren zwangszugewiesenen Lebensmittelkarten doppelte und dreifache Portionen. «Nehmen Sie nur, bevor sich's der Iwan holt!» Am nächsten Tag war das Geschäft geschlossen, der Inhaber verschwunden. Immer mehr Geschäfte blieben zu. Kinos und Gaststätten stellten ihren Betrieb ein. Der Alltag hatte sich innerhalb weniger Tage vollständig verändert. Eine fiebrige Unruhe hatte Breslau ergriffen. Ich roch es förmlich, es stank schon nach Frontstadt, nach Feuer und nach Tod.

Ab jetzt überstürzten sich die Ereignisse. Was ich hier chronologisch zu erzählen versuche, das sind Bilder und Eindrücke, die sich überschneiden, gegenseitig einholten und überblendeten. Um zu schildern, wie ich den Anfang vom Ende Breslaus miterlebt habe, muss ich, wie im Film, einfach Szenen aneinandersetzen, die mir im Gedächtnis geblieben sind und die ich in Tagebuchnotizen festgehalten habe.

Es ist Abend. Unser Auto steht, fluchtfertig gepackt, unten im Hausgang. Plötzlich ein Telefonanruf vom Nazi-Blockwart, unserer zuständigen Dienststelle der NSDAP: «Herr Doktor, hier ist bei uns eine Anzeige gegen Sie eingegangen, dass Sie mit Ihrer Familie Fluchtvorbereitungen treffen, noch dazu mit dem Auto, das Sie ja nur als Arzt dienstlich benutzen dürfen. Ich nehme an, dass die Anzeige

nicht zutrifft, aber Sie werden mit einer Kontrolle rechnen müssen.» (Der gute Mann war ein langjähriger Patient meines Vaters, ohne seine Warnung hätte man bei einer Überprüfung das Auto sofort beschlagnahmt.) Wir waren denunziert worden, und das musste jemand aus unserem Haus gewesen sein. Also sofort wieder runter, und fluchend das ganze Auto wieder ausgeräumt. Es wurde immer gefährlicher in Breslau, noch nicht wegen der Russen, sondern wegen der eigenen Leute, denn – wie immer in solchen Zeiten – begannen sich jetzt Neid, Missgunst und Hass an allen Ecken zu regen. In der Nacht wurde es noch kälter. Die Schneedecke über der Stadt wuchs unaufhaltsam. Wir hockten vor dem ständig laufenden Rundfunkgerät, der einzigen Nachrichtenverbindung, denn Zeitungen wurden zwar noch gedruckt, aber schon seit Tagen immer seltener zugestellt. Dann nachts um zwei Uhr plötzlich eine Eildurchsage über Drahtfunk: «Alle Breslauer Stadtteile östlich der Oder müssen sofort von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Die Oderbrücken in der Stadt werden von Pionieren zur Sprengung vorbereitet. Alle Einwohner in den östlichen Stadtteilen verlassen sofort ihre Häuser und begeben sich zu Fuss in den westlichen Teil der Stadt, wo alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet ist.» Diese Durchsage wurde in kurzen Abständen wiederholt.

Wir fassten uns an den Kopf. Das waren einige hunderttausend Menschen, Frauen, Kinder, Greise, Säuglinge und Kranke. Die Temperatur lag bei 18 Grad minus, und von Vorsorge konnte überhaupt keine Rede sein. Es war der absolute Wahnsinn, erklärbar nur dadurch, dass vermutlich einer der völlig überforderten Parteibonzen durchgedreht hatte. Die Oder war schon lange zugefroren, und es begann wieder zu schneien. Plötzlich wurde mir bewusst, dass hier eine ganze Millionenstadt zu sterben begann. Eine Welt ging unter, meine Welt, meine Heimat, und ich war Augenzeuge. Ich sagte mir, was sich jetzt hier abspielt, das wirst du nie mehr in deinem ganzen Leben beobachten können, das wird später in den Geschichtsbüchern stehen,

und du bist dabei – als unmittelbar Beteiligter, wenn du es überlebst. Also raus und sehen, was passiert. Meine Reaktion überraschte mich selber. Wahrscheinlich war es damals schon der Antrieb, durch den ich später im Journalismus landete und Reporter wurde.

Draussen war es stockfinster, aber rund um die damalige Kaiserbrücke, die Hängebrücke am Zoologischen Garten, war die Hölle los. Hier, wie an den anderen Brücken über die Oder, staute sich ein langer Elendszug in Richtung der westlichen Stadtteile. In panischer Angst, abgeschnitten zu werden, hatten sich zahllose Menschen auf die Strasse gestürzt, nicht mal mit dem Notwendigsten ausgerüstet. Nichts war vorbereitet.

In der klirrenden Kälte schrien Kinder nach ihren Angehörigen, alte Leute brachen zusammen, es war ein Chaos. Im Schnee verkeilten sich die Handwagen und Handschlitten. Viele Menschen waren viel zu erschöpft und verzweifelt, um laut zu jammern, und – was ganz unheimlich war – der immer noch fallende Schnee und die dicke Schneedecke erstickten wie ein starker Schalldämpfer alle lauten Geräusche. Im Westen der Stadt gingen viele Haustüren auf. Diese Breslauer ahnten längst, dass sie demnächst genauso auf der Strasse um Hilfe betteln würden wie die, die jetzt draussen zu erfrieren drohten. Wo sich die Türen nicht öffneten, denn viele Häuser und Wohnungen waren schon verlassen, wurden sie jetzt einfach eingeschlagen oder aufgebrochen. Dann hörte der Elendszug langsam auf. Warum?

Später erfuhr ich, dass dieser irrsinnige Evakuierungsbefehl schon relativ bald widerrufen wurde. Aber dieses ständige Durcheinander von Befehlen und Gegenbefehlen war ganz charakteristisch für die chaotischen Zustände im Breslau dieser Tage, und die Bevölkerung, seit 200 Jahren auf preussischen Gehorsam gedrillt, war diesem Versagen der Obrigkeit apathisch und hilflos ausgeliefert. Ich beobachtete auch die ersten Plünderungen und Diebstähle im Schutze der Dunkelheit.

Dann tauchten plötzlich Polizei und «Kettenhunde» auf, Feldgendarmarie der Wehrmacht mit Verhaftungsbefugnis gegenüber allen Soldaten, auch Offizieren, mit einem Metallschild auf der Brust, das an einer eisernen Kette um ihren Hals hing, daher der Spitzname. Die waren bei allen Soldaten wegen ihrer gnadenlosen Härte gefürchtet, und in den nächsten Tagen waren sie für meinen Vater und mich viel gefährlicher als alle Rotarmisten vor der Stadt. Ich war nur ein kleiner Gefreiter, meine Verwundung war einigermaßen verheilt. Dass ich noch zwei Granatsplitter im Kopf hatte, war mir von aussen nicht anzusehen. Ich wirkte äusserlich schon wieder ganz «frontdienstfähig». Schnell verschwand ich um die nächste Ecke und lief nach Hause. Hier übernahm ich jetzt die Initiative. Die nächtlichen Eindrücke am Oderufer hatten mir genug über unsere Situation verraten. «Sofort das Auto wieder beladen. Sobald es draussen hell wird, müssen Mutter und Michael abfahren. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Wenn uns jetzt noch einer denunzieren oder kontrollieren will, bekommt er eine auf die Mütze.» Wir hatten einen Teil der Jagdwaffen in der Wohnung und waren nicht wehrlos. Es ging, man muss das wohl für einen heutigen Leser besonders betonen, ums nackte Überleben, da waren bürgerliche Bedenken eher hinderlich. Es kam hinzu, dass ich am Vortag in der Bevölkerung die ersten Panikreaktionen beobachtet hatte.

Wir brauchten für unsere Flucht, die wochenlang dauern konnte, sehr viel mehr an Bargeld, als mein Vater in der Wohnung hatte. Also machte ich mich auf den Weg zum zentralen Breslauer Postscheckamt, um dort vom Konto meines Vaters 35'000 Reichsmark abzuheben. Das war ein riesiger Backstein-Klotz mit dickem Turm, der 1982, als ich das letzte Mal in Breslau war, immer noch am Rande der Innenstadt, in der Nähe der Oder auftrug. Als ich dort eintraf, fielen mir fast die Augen aus dem Kopf. Eine tausendköpfige Menschenmasse wand sich in Fünferreihe um alle benachbarten Hausecken herum und ver-

stopfte die benachbarten Strassen. Den erst während der Belagerung dort in der Nähe angelegten Flugplatz gab es noch nicht. Die Schlange bewegte sich so langsam vorwärts, dass ich vermutete, ihr Ende würde eher die ersten russischen Panzer zu sehen bekommen als ihr Geld am Schalter. Der Versuch, mich mit Hilfe meines Ausweises als Schwerkriegsbeschädigter am Schlangenkopf einzureihen, scheiterte kläglich. Mit einer Schimpfkanonade und heftigen Drohgebärden scheuchte mich die wütende Menge zurück. Ich wanderte um den Riesenkasten herum, entschlossen, doch noch ein Mausloch für mich zu finden und suchte den Personaleingang.

Den gab es, bewacht von Polizisten und einem einarmigen Pfortner. Ich setzte alles auf eine Karte, trat an den Einarmigen heran und sagte: «Kannst du mir helfen, Kamerad, ich kann mich mit meinen zerschossenen Knochen hier nicht hinten anstellen, das schaffe ich nicht mehr.» Der sah mich an, und heute gehöre ich zu den wenigen ehemaligen Soldaten, die den Wert ihrer Blechorden auf den Pfennig genau beziffern können. Sie waren in diesem Moment genau 35'000 Reichsmark wert. Er nahm mich nämlich schweigend am Arm, bugsiierte mich an den Polizisten vorbei in den Aufgang, schob mich auf eine Angestellte zu und sagte: «Gib ihm die Mäuse, das ist einer von unseren Leuten!» Was er damit genau gemeint hat, weiss ich bis heute nicht. Viel später, erst lange nach dem Krieg, erfuhr ich als Reporter bei einem Besuch bei der Deutschen Bundesbank, dass die NS-Parteileitung, die in diesen Tagen einen Aufstand der Breslauer Bevölkerung befürchtete, die vor Wut über das völlige Versagen der Behörden kochte, bei der Reichsbank in Berlin riesige Bargeldmengen angefordert hatte, um jede geforderte Summe auszahlen zu können. Die Geldsäcke wurden auf dem Luftweg mit Transportmaschinen vom Typ Ju-52 nach Breslau über den Flugplatz in Gandau eingeflogen.

Eine andere Situation: Ich sollte in einem der grössten Breslauer Pelzgeschäfte, in der Gartenstrasse, die vom

Bahnhof zum Sonneplatz führte, den Pelzmantel meiner Mutter abholen, der auf der Flucht bei dieser barbarischen Kälte lebenswichtig werden konnte. Das Geschäft war schon geschlossen, Rolläden und Gitter herabgelassen. Mit Hilfe der Mülltonnen im Hof des Nachbarhauses kletterte ich über die Trennmauer zur Rückseite des Pelzgeschäftes, fand die Stahltür, die die Verkaufsräume nach hinten schützen sollte, zu meiner Überraschung unverschlossen und trat ein. Keine Antwort auf mein Rufen. Das Geschäft war offenbar in Panik verlassen worden. Auf dem Boden lagen Kassen- und Bestellzettel herum, Auftragsbücher bildeten einen wirren Haufen, und in der Kasse befand sich noch Bargeld, nicht viel - aber immerhin. Zwischen dem feinen Interieur aus Mahagoni, wandgrossen Kristallspiegeln und auf luxuriösen Teppichen bewegte ich mich mit dem Gefühl eines Einbrechers. Dann, ich stöberte herum, hinten anschliessend die Lagerräume mit mannshohen, riesigen Schränken die Wände entlang und als Block in der Mitte. Als ich die Schiebetüren öffnete, Pelze, Pelze, Pelze. Es war das grösste Pelzlager, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Hunderte von Pelzmänteln, Jacken, Umhängen, Stolen, Überwürfen, alles was an Herren- und Damenpelzen denkbar ist, war vertreten. Zobel, Nerz, Wolf, Schaf, Fuchs, viele Sorten, die ich nicht kannte, aber es war für einen armen Soldaten, der oft genug in kalten Nächten wie ein Schneider gefroren hatte, ein überwältigender Anblick. Alles schön ordentlich durchnummeriert, so dass ich sogar den Mantel meiner Mutter fand. Dann stand ich lange sehr nachdenklich vor einem herrlichen pelzgefütterten Offiziersmantel aus feinstem Stoff. Ich schlüpfte hinein, er sass wie angegossen. Ich fühlte mich wie ein General. In diesem Mantel hätte ich leicht noch ein halbes Dutzend Kriegswinter überleben können, bildete ich mir ein. Aber dann hängte ich ihn doch resigniert wieder in den Schrank zurück. Es war sinnlos, in diesem Prachtstück hätte mich jede Kontrolle, jeder «Kettenhund» sofort festgenommen. Ein Landser mit Pelzkragen und Innenfutter

aus Wolfspelz auf Seide, der konnte nur geklaut oder geplündert haben. Den Befehl «Wer plündert wird erschossen» kannten wir alle. Tage später, auf der eisernen Plattform eines Lazarettzuges, ich war vor Erschöpfung eingeschlafen, weckte mich nachts der eisige Luftzug des Fahrtwindes, der durch alle Ritzen pfiiff. Schnee im Gesicht und auf meinem dünnen Mantel, verfluchte ich meine Vorsicht und meine Angst, aber da war es zu spät.

Gleich in der Nacht nach dem Wahnsinn an den Oderbrücken wurde unser Auto erneut vollgepackt. Wir umarmten uns zum Abschied, wussten nicht, ob wir uns jemals wiedersehen würden, dann verschwand das Auto in einem fahlen neuen Morgen auf der noch menschenleeren Strasse in Richtung Westen. Mein Vater und ich blieben zurück. Für uns war jeder Versuch, Breslau auf diesem Weg zu verlassen, sinnlos geworden. Wir hatten schon erfahren, dass alle Ausfallstrassen in Richtung Westen und Südwesten überwacht und kontrolliert wurden. Jeder, der noch ein Gewehr tragen konnte, hatte als Einzelperson keine Chance mehr aus der Stadt rauszukommen. Es wurden sogenannte «Festungskompanien» aufgestellt, die sich aus lauter aufgegriffenen Männern zusammensetzten. Zwar hatte die Rote Armee inzwischen die Hälfte von Schlesien erobert, aber in Breslau begann jetzt der Terror wieder zu funktionieren, nachdem sich die Obrigkeit von ihrem ersten Schock erholt hatte. Warum dieser Unterdrückungsapparat gegen die eigene Bevölkerung, trotz der Katastrophe, noch funktionierte, ist wohl nur für Menschen verständlich, die eigene Erfahrungen mit einem Leben unter einer Diktatur gemacht haben. Es wurde gedroht, verhaftet und zur Abschreckung auch öffentlich erschossen. Eines der prominentesten Opfer war Breslaus zweiter Bürgermeister, Dr. Wolfgang Spielhagen, der sich gegen die Verteidigung der Stadt aussprach. Er wurde der Fahnenflucht beschuldigt und von einem Erschiessungskommando am Fusse des Denkmals von Friedrich Wilhelm III. am Breslauer Ring hingerichtet, seine Leiche einfach in die Oder

geworfen. Es existierte ein besonderer Führerbefehl, wie es wohl nie vorher einen ähnlichen in der deutschen Militärgeschichte gegeben hatte. Jeder einfache Soldat war nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, jeden Vorgesetzten auf der Stelle festzunehmen oder auch zu erschiessen, der eine Verteidigungsstellung ohne ausdrücklichen Befehl aufgeben wollte oder sich weigerte, einen dieser irrwitzigen Durchhalte-Befehle zu befolgen.

Das Strassenbild in Breslau hatte sich völlig verändert. Schon hatten Hunderttausende von Zivilisten die Stadt verlassen, das bessergestellte Bürgertum relativ früh, dann zahlreiche andere, die gute Beziehungen oder irgendwelche privaten Möglichkeiten hatten. Uniformen beherrschten jetzt das Strassenbild, dauernd fuhren Lastwagen mit bewaffneten Soldaten durch die Stadt, auch vereinzelt Panzer und Geschütze. Feuerwehr und Pioniere begannen damit, die Hauptausfallstrassen mit neu gebauten Panzersperren zu blockieren. Da wenig geeignetes Material für die vielen Sperren vorrätig war, griff man auf Strassenbahnwagen und alte Autos zurück, die einfach zusammengeschoben wurden. Ich sah mir das in der Nähe unserer Wohnung an und sagte zu meinem Vater: «Zur Überwindung einer solchen Sperre brauchen die russischen Panzerbesatzungen genau 15 Minuten, 14 Minuten, um sich ihre Bäuche vor Lachen zu halten, und eine Minute, um das Zeug wegzuschieben.» Er sah mich strafend an und fand das nicht so komisch. Breslau war zur Frontstadt geworden. Wenn die Nacht hereinbrach, lag Totenstille über der Stadt – es war, als ob sie noch einmal kurz den Atem anhielt vor ihrem endgültigen Untergang. Immer noch herrschte ein erhebliches Durcheinander. Offensichtlich hatten sich zahlreiche Ämter und Dienststellen nach Westen abgesetzt, die man noch gebraucht hätte. Wer eigentlich für was verantwortlich war und wer wem Befehle zu erteilen hatte, war wohl auch nicht geklärt. Eine ganz verhängnisvolle Rolle spielte der langjährige Staatssekretär bei Goebbels im Propagandaministerium, Karl Hanke, der als Gauleiter

und Verteidigungskommissar in Breslau seine Rolle als fanatischer Gefolgsmann des Führers fast bis zum Ende durchspielte. Dann floh er mit dem einzigen Flugzeug, das je von dem während der Belagerung mitten in der Stadt aus dem Boden gestampften Flugplatz startete. Zurück blieben, auch nach Einsetzen der grossen Fluchtbewegung, viele Arbeiterfamilien, die oft zitierten «kleinen Leute», die zu unbeweglich und schwerfällig waren. Allmählich breitete sich eine stoische Gleichgültigkeit aus. Ein Blick aus dem Fenster auf die Schneeberge und Eisklumpen vor den Häusern genügte vielen, um sich wieder in die warme Stube zurückzuziehen.

Der Stadtkommandantur und der NS-Parteileitung, die die Zivilbevölkerung für die bevorstehende Verteidigung Breslaus nur noch als Ballast ansahen, gefiel das überhaupt nicht. Am 20. Januar dröhnten in Breslau zum erstenmal wieder die Strassenlautsprecher, die einst, lange vor dem Krieg, zur Übertragung von Hitler-Reden und NS-Propagandaveranstaltungen überall installiert worden waren. Was da durchgegeben wurde, waren unmissverständliche Befehle an die entsetzte Zivilbevölkerung: «Frauen und Kinder verlassen ab sofort die Stadt zu Fuss in Richtung Opperau und Kanth.» Dann kamen weitere Anweisungen. Es war klar, die Verantwortlichen wollten so schnell wie möglich so viele Zivilisten wie möglich los werden. Es begann der später von Überlebenden als «Todesmarsch» bezeichnete Auszug aus Breslau, denn jetzt war klar, dass ein Verbleiben unmöglich gemacht werden sollte. Es war noch kälter geworden, um die 20 Grad minus, und wieder machten sich Tausende von alten und jungen Frauen mit ihren männerlosen Familien auf den Weg. Ich habe nur den Aufbruch und den Anfang dieses Elendszuges miterlebt, aber es war klar, dass es bei diesen Wetterverhältnissen, bei dem Strassenzustand, kaum Chancen gab, die vorgegebenen Marschziele zu erreichen. Ich hörte später, dass sich die Strassengräben in Richtung Liegnitz mit den Leibern erfrorener Säuglinge und Kleinkinder füllten. Zwi-

schen weggeworfenen und geplatzten Gepäckstücken lagen alte Leute, die vor Erschöpfung zusammengebrochen waren, und immer noch und immer wieder dröhnten in der Stadt die Lautsprecher mit dem Befehl zur Flucht.

Mein Vater und ich sassen immer noch in der Wohnung. Noch gab es fliessendes Wasser und Strom, nur das Gas blieb jetzt weg. Um uns herum griff die grosse Leere Raum. Es war niemand mehr in der Stadt, den wir noch kannten, und wir überlegten angestrengt, welcher Weg uns aus dieser Falle herausführen könnte. Um uns unter den Trümmern von Breslau begraben zu lassen, waren wir beide zu lange Soldaten gewesen. Wir hielten die Verteidigung der Stadt für völlig zwecklos, und für einen Heldentod im voraussehbar letzten Kriegsjahr konnten wir uns auch nicht begeistern. Wir versuchten es in meinem Lazarett, im ehemaligen Wenzel-Hanke-Krankenhaus, einem riesigen Klinikkomplex, wo ich mich jede Woche melden musste, bis zum Termin meiner vorgesehenen Kopfoperation. Da staunten wir nicht schlecht. Über Nacht war der ganze Laden, mit über tausend Klinikbetten, evakuiert worden. Der Kasten war leer, bis auf einen einsamen Sanitäts-Feldwebel in einer Schreibstube. Wir hatten den Anschluss verpasst. Langsam bekamen wir das Gefühl, dass sich um unseren Hals eine Schlinge zusammenzog.

Auf dem Rückweg fielen uns grossformatige Plakate in knallroter Farbe auf. Ihre Schlagzeile: Breslau zur Festung erklärt, die Stadt wird bis zum letzten Mann verteidigt. Ab sofort gelten Sondervorschriften, und dann diese ganze Litanei von Drohungen und Strafmassnahmen, die die verängstigten Restbewohner an die Seite der Verrückten zwingen sollte, die aus einer Millionen-Grossstadt ein Sperrfort machen wollten. Es war der 23. Januar 1945. War es tatsächlich erst zehn Tage her, dass die Russen ihre Offensive begonnen hatten? Reichten zehn Tage aus, eine Welt umzustürzen? Sie reichten, in der Nacht hören wir zum erstenmal, noch schwach, aber für jeden Frontsoldaten unverkennbar, ein vertrautes Geräusch, das dumpfe Wummern

von schweren Artilleriesalven, bisher immer nur auf fremdem Boden vernommen, jetzt vor der eigenen Haustür. Die Rote Armee begann Breslau einzuschliessen.

Ich hatte damals aus vielen Gesprächen den Eindruck, dass der weit überwiegende Teil der Flüchtlinge nur an eine vorübergehende Evakuierung glaubte und fest davon überzeugt war, wieder zurückkehren zu können. Im schlimmsten Fall nach dem Ende des Krieges, auch wenn dieser verloren gehen sollte. Das letztere sprach aber keiner aus, der seinen Kopf auf den Schultern behalten wollte, denn laut geäussertes Zweifel am «Endsieg» war lebensgefährlich. Aber mit einem endgültigen Verlust der eigenen Heimat rechneten die wenigsten. Das war einfach unvorstellbar, nach fast 800 Jahren deutscher Vergangenheit in Schlesien, und auch, weil sich niemand an einen vergleichbaren Vertreibungsakt in der neueren europäischen Geschichte hätte erinnern können. An die Geschichte der deutschen jüdischen Mitbürger nach 1933 dachten nur wenige, ebenso an das Schicksal der polnischen Bauern im «Reichsgau Wartheland» nach 1939.

Wie konnte es zu diesen weitverbreiteten Illusionen unter der Masse der deutschen Bevölkerung kommen, nicht nur in Schlesien, sondern in ganz Ostdeutschland? Eine Schlüsselrolle spielt dabei ein heute nicht mehr vorstellbarer Mangel an Information. Schon vor dem Krieg gab es, mit Ausnahme der Reichshauptstadt Berlin, draussen in der Provinz kaum ausländische Zeitungen. Auch Auslandsreisen waren, mit Ausnahme Italiens, für den Normalbürger praktisch nicht möglich. Man bekam keine Devisen. Als dann, bei Kriegsbeginn, das Abhören von «Feindsendern» - dazu zählte sogar der Schweizer Rundfunk - mit schwersten Strafen bis zum Todesurteil geahndet wurde, blieb den wenigen, die dieses Verbot zu durchbrechen wagten, der Mund verschlossen. Stattdessen gab es eine hochprofessionell bediente NS-Propagandamaschine, nachhaltig wirksam bis ins letzte abgelegene Dorf. Zwar glaubten der Propaganda immer weniger Menschen,

je länger der Krieg dauerte. So dumm war die Bevölkerung auch nicht. Aber es fehlten sämtliche Informationen über das, was sich ausserhalb des deutschen Machtbereiches abspielte. Über die von den Alliierten geplante und dann in Jalta festgelegte Westverschiebung Polens, die automatisch den Verlust aller deutschen Ostgebiete einschloss, war ausser einigen hohen Spitzenfunktionären niemand informiert.

Was ich im Trubel der Ereignisse bisher nicht bemerkt hatte, fiel mir jetzt auf. Mein Vater handelte, als ob er Breslau nie wiedersehen würde. Ich wollte ihn nicht direkt fragen, aber ich beobachtete das an der Art, wie er auf einmal mit Sachen in der Wohnung umging, die ihm immer sehr wichtig und wertvoll gewesen waren. Was wir jetzt nicht auf unserer Flucht mitnehmen konnten, und das war nicht mehr, als was in zwei Rucksäcken Platz fand, war für ihn schon nicht mehr existent. In der rasenden Hast weniger Tage hatte sich ein Wertewandel vollzogen, der mich tief beeindruckte und den ich in meinem ganzen Leben nicht mehr vergessen konnte. Ich kam nie mehr in die Gefahr, materiellen Besitztümern einen Stellenwert einzuräumen, der ihnen – nach dieser einschneidenden Erfahrung – nicht mehr zustehen konnte.

Auf meinem Weg in den zweiten Stock zu unserer Wohnung fiel mir auf, dass die Flurtür zur Wohnung unter uns nur angelehnt war. Hier wohnte der Sanitätsrat Meyer, ein freundlicher alter Herr, Witwer, der seit vielen Jahren von seiner treuen Haushälterin versorgt wurde. Vor vielen Jahren hatte er mir als Bub meine erste Brille angepasst. Alle im Haus mochten ihn. Ich hatte ein unbehagliches Gefühl. Im Haus war es totenstill. Nichts rührte sich, als ich auf die Klingel drückte. Aber er war auch nicht geflohen, das hätten wir bemerkt. Ich betrat die mit alten, kostbaren Möbeln eingerichtete grosse Wohnung und rief. Keine Antwort. Als ich die Praxisräume betrat, sah ich beide. Am Schreibtisch, über der Tischplatte hängend, der verrenkte Körper des Sanitätsrats, auf der Patientenliege, mit starren, weit aufge-

rissenen Augen und verzerrtem Gesicht, das alte Fräulein. Sie mussten schon seit einiger Zeit tot sein, denn in dem vom immer noch warmen Kachelofen aufgeheizten Raum stank es so, dass ich auf dem Absatz kehrtmachte und alle Türen hinter mir schloss. Ich rannte die Treppe hinauf, weil mich plötzlich die Angst erfasste, mein Vater, der ja für mich auch schon ein älterer Herr war, könnte sich auch umbringen. Ich hatte an der Front genug gesehen und erlebt, aber diese Leichen hier nebenan, zu Hause, die brachten mich durcheinander. Niemand wird jemals erfahren, wieviel Menschen sich damals in Ostdeutschland aus Verzweiflung selber den Tod gaben. Es müssen sehr viele gewesen sein. Vor allem alte Leute, die sich der Flucht nicht mehr gewachsen fühlten und nicht zur Belastung für ihre Familien werden wollten. Frauen, die ihre Kinder mit in den Tod nahmen, und sehr viele, die völlig verzweifelt und resignierend einfach da blieben und ihren Tod durch die einmarschierenden Rotarmisten erwarteten, die furchtbare Rache nahmen, nachdem sie Vorher fast 1'000 Kilometer von den Deutschen verbrannter russischer Erde bei ihrem Vormarsch durchquert hatten.

Mein Vater aber stand im Schlafzimmer meiner Eltern und probierte gerade seine alte Offiziersuniform als Stabsarzt an, von der er gedacht hatte, er sei sie vor fünf Jahren für immer los geworden. Ich muss ihn ziemlich konsterniert angesehen haben. Darauf war ich nicht gefasst, beschloss aber, nichts von dem zu erzählen, was ich eben gesehen hatte. Zu tun blieb für uns ohnehin nichts mehr. Und dann kam auf meine Frage wieder so ein Satz, der sich meinem Gedächtnis bis heute einprägte: «In Gefahr und grosser Not bringt der Mittelweg den Tod.» Erst viel später habe ich erfahren, dass das eine ganz alte jüdische Weisheit ist, geboren aus den Erfahrungen jahrhundertelanger Vertreibung und Verfolgung. Wir setzten uns auf die Bettkante. Das war der Fluchtplan meines Vaters, der uns mit heiler Haut aus Breslau hinausbringen sollte: Er hatte vor dem Lazarett einige Verwundete bemerkt, die, ebenso wie ich, vor-

übergehend nach Hause beurlaubt worden waren, und jetzt ratlos herumstanden, weil sie den Anschluss verpasst hatten. Er würde, in seiner Uniform als Stabsarzt, in die Schreibstube marschieren und dem Sanitätsfeldwebel befehlen, für diese Nachzügler einen Marschbefehl auszustellen, damit er sie wieder einem Lazarett zuführen konnte. Das war ein äusserst gewagter Plan, das hiess, wie er selber zugab, «va banque» spielen. Aber nur mit einem solchen Marschbefehl in der Tasche hatten wir überhaupt noch eine Chance aus Breslau rauszukommen. Mein Vater schnallte sich das Koppel um und trug auf der Brust seine Orden. Er war im Ersten Weltkrieg von seinem 15. bis zu seinem 19. Lebensjahr Frontsoldat gewesen. Ich war sehr beeindruckt. Hoffentlich würde das der Feldwebel auch sein. Die Sache hatte einen Riesenhaken. Mein Vater besass keinerlei militärische Ausweise oder Papiere mehr. Keinen Wehrpass, kein Soldbuch, nicht einmal eine Erkennungs-marke. Eine einzige Rückfrage würde ihn als Hochstapler demaskieren. Jede Wehrmachtstreife durfte ihn in dieser Situation verhaften und als Deserteur am nächsten Baum aufhängen. Sein Plan war gut, hing aber an einem seidenen Faden, und dass der verdammt dünn war, wussten wir beide. Doch es war unsere einzige und sicher letzte Chance. Er wollte es allein versuchen, um mich nicht unnötig zu gefährden. Wir besprachen alle denkbaren Möglichkeiten.

Ich würde inzwischen versuchen die Lage am Freiburger Bahnhof zu prüfen. Noch fuhren Eisenbahnzüge. Wenn es in dieser Zeit wirkliche Helden gab, über die später niemand mehr sprach, die von der Geschichte einfach vergessen wurden, dann waren das Hunderte von sogenannten kleinen Reichsbahnbeamten, meist Lokomotivführer und Zugbegleiter. Natürlich brachten die erst mal ihre eigenen Familien in Sicherheit, blieben dann aber auf ihren Posten und sorgten dafür, dass die Eisenbahntransporte, die einzige verbliebene Möglichkeit für Zehntausende von Flüchtlingen, sich noch in Sicherheit zu bringen, weiter liefen. Ich habe später viele gerettete Flüchtlinge gesprochen, die von

den Eisenbahnern erzählten, fast alles, kriegsbedingt, alte Männer, die mit der Abfahrt ihrer Züge, um noch möglichst viel Flüchtlinge aufnehmen zu können, so lange warteten, bis die ersten russischen Panzer in die Orte einrollten und die Bahnhöfe unter Feuer nahmen. Viele verdanken diesen Männern ihr Leben. Aber es gab auch die grosse Feigheit der Parteibonzen der NSDAP, die, was in dieser Situation über Leben und Tod von Hunderttausenden entschied, die entscheidende Befugnis hatten, den Befehl zur rechtzeitigen Evakuierung der Zivilbevölkerung zu geben oder diesen Befehl nicht hinausgehen zu lassen. Sie, die das Maul immer am weitesten aufgerissen hatten und die Bevölkerung unter ständigem Druck hielten, waren die ersten, die sich jetzt in Sicherheit brachten, und zwar sehr oft, ohne vorher die Evakuierung anzuordnen. Überall in Ostdeutschland machte die Bevölkerung die gleiche Erfahrung mit diesen Typen und deren Stabstellen. Sie waren verschwunden, als es ernst wurde.

Wir sagten uns auf Wiedersehen. Wir wussten nicht, ob wir uns, nach den verabredeten drei Stunden, jemals wieder treffen würden. Es war eine von diesen unwirklichen Situationen, in der man dem anderen noch was sagen möchte, über Zuneigung, Dank und Hoffnung und andere Dinge, über die man als Mann, mit der Erziehung von damals, einfach nicht sprechen konnte, in der eine Geste versucht, Worte zu ersetzen. Mein Vater drückte mir seine Pistole in die Hand und sagte: «Nimm für den allerschlimmsten Fall.» Jetzt hatte er selber keine mehr. Wir verliessen die Wohnung.

Ich ging in Richtung Innenstadt unter der Eisenbahnüberführung durch, die hier die Kaiser-Wilhelmstrasse kreuzte. Zwei alte Volkssturmmänner mit geschulterter Panzerfaust patroullierten dort. Rechts an der Ecke der UFA-Palast, das grösste Breslauer Kino, in dem der letzte Film, der jemals in ihm gespielt werden sollte, schon abgelaufen war. Der Titel prangte noch in Riesenbuchstaben über dem seit Tagen geschlossenen Eingang. Es war maka-

ber genug. «Opfergang» hiess er. Vorlage war eine Novelle von Rudolf G. Binding. In diesem Kino hatte ich als Bub in einer Jugendfilmstunde den wohl einzigen Film in den 12 NS-Jahren in Deutschland gesehen, der beim deutschen Publikum Sympathien für Polen erwecken sollte. Der Film hiess «Ritt in die Freiheit», und die Hauptrolle eines polnischen Offiziers in der zaristischen Armee spielte der damals schönste Beau der UFA, Willy Birgel. Die Handlung spielte in Warschau zu Beginn des polnischen Aufstandes gegen die Russen 1830/31. Alle Polen waren opfermutige Helden. Der Film ist wohl in der Zeit zwischen Januar 1934 (deutsch-polnischer Vertrag) und dem Tod Pilsudskis im Mai 1935 entstanden. Später verschwand er als «nicht erwünscht» von der Leinwand. Mir hatte er einen bis heute unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Mein Weg führte mich über den Tauentzien-Platz, vorbei an Breslaus grösstem Kaufhaus Wertheim, das längst arisiert war, daneben das riesige Kaiser-Wilhelm I.-Denkmal mit Marmorsockel und Säulenumgang. Dann bog ich links ab, am Stadtgraben entlang, in Richtung auf die lange Front des Polizeipräsidiums. Hier schlug ich einen Bogen wegen der zahlreichen Posten der Waffen-SS. Dahinter war ein leerer Platz. Ich wusste nur zu genau, was hier mal gestanden hatte: die neue Breslauer Synagoge. Am 9. November 1938 war ich in der grossen Pause von meiner in der Nähe liegenden Schule herübergelaufen, weil es hiess, alles brennt. Als ich die tatenlos herumstehenden Feuerwehrleute beobachtete, fiel mir auf, dass sie ihre Arbeit auf den Schutz der umliegenden Häuser beschränkten, die Synagoge aber ruhig brennen liessen. Schon morgens auf dem Weg zur Schule hinter dem Freiburger Bahnhof musste ich immer wieder vom Fahrrad absteigen, weil die Strasse mit den Glassplittern der vielen eingeschlagenen Schaufensterscheiben übersät war. Die Geschäfte waren verwüstet, alle Waren zerschlagen, zerstreut, zertrampelt. Es war für jeden Breslauer sofort erkennbar, dass es

sich um jüdische Geschäfte handelte. Die Stadt hatte auch damals noch relativ viele jüdische Einwohner, denn die Stationen auf dem uralten Fluchtweg der Ostjuden hiessen Warschau, Breslau, Berlin, Paris, um das endgültige Ziel New York zu erreichen. Die Empörung in Breslau war gross, aber sie bezog sich mehr auf die unsinnige und als undeutsch empfundene Vernichtung von materiellen Werten und den Verstoss gegen Recht und Ordnung als auf das himmelschreiende Unrecht und das Verbrechen an den jüdischen Mitbürgern. Warum war das so? Jeder, wirklich jeder, einschliesslich uns Halbwüchsigen, erkannte die Propagandalüge vom eruptiven «Volkszorn». Jeder wusste von den nächtlichen Rollkommandos der SA, SS und Parteifunktionäre und dem Stillhaltebefehl für die Polizei. Die NS-Führung muss ihrer Sache so sicher gewesen sein, dass die Tarnung der ganzen Aktion völlig unzulänglich blieb. Ihre Rechnung ging auf – deutschlandweit. Nie, weder vorher noch später, ist die unsagbare Feigheit des Durchschnittsdeutschen gegenüber seiner Obrigkeit, das völlige Fehlen von allem, was man mit dem Begriff Zivilcourage zusammenfasst, so verhängnisvoll demonstriert worden wie in diesen Novembertagen 1938. Es ging ja nicht um die unbeliebten typischen Ostjuden mit Kaftan und Schläfenlocken, diese hundearmen Schlucker auf der Flucht nach Westen waren längst aus dem Strassenbild verschwunden, sie wurden so angesehen wie heute nur zu oft die fremdländisch exotischen Asylbewerber. Es ging um Mitbürger, Nachbarn, frühere Freunde und Kollegen. Zum Freundeskreis meiner Eltern hatten viele Juden gehört, was im Breslauer Bürgertum so normal und üblich war, dass es als selbstverständlich angesehen wurde. Das hatte sich seit 1933 schnell geändert. Man ging auf Distanz. Freundschaften und Beziehungen wurden diskret eingeschläfert. Man war beileibe kein Antisemit, fand das alles eher etwas degoutant, aber man fügte sich dem Zeitgeist. So wurden die Juden ab 1935 eher leise und verwaltungstechnisch aus dem öffentlichen und privaten Leben «ausgeschaltet», aber

das schlechte Gewissen bei den anderen, auch bei meinen Eltern, war mit den Händen zu greifen. Die «Reichskristallnacht» krachte wie ein Paukenschlag in diese Situation und konfrontierte das brave Bürgertum plötzlich wieder mit den mörderischen Instinkten seiner Nazi-Führung. Das grosse Erschrecken war allgemein. Mein Vater tobte – zu Hause am Mittagstisch, tagelange Wutanfälle, aber wie alle anderen unternahm er nichts, blieb auch Parteigenosse und ballte nur die Faust in der Tasche. Die Angst um die eigene bürgerliche Existenz, die Sorge um die Familie, waren nach über fünf Jahren NS-Regierung schon so gross, dass die weit verbreitete Wut und Empörung ihren eigentlichen Widerhall zynischerweise in den Geheimberichten des SD und der Gestapo über die Stimmung im Land an das Reichssicherheitshauptamt in Berlin fanden. Es war ein Tag der unauslöschlichen Schande, aber das begriff ich erst viel später, nämlich 1945. Die schaurige Wirklichkeit im November 1938 sah anders aus. Wir marschierten im Deutschen Jungvolk über die Breslauer Strassen und grölten in den nächsten Wochen die schaurigsten antisemitischen Hetzparolen, aufgestachelt von unseren Führern, denen unsere Liedertexte gar nicht bluttriefend genug sein konnten. Mir wird heute noch schlecht, wenn ich mich an diese Szenen erinnere. Strohdumme 12jährige, ohne Mitleid, verbohrt und ahnungslos, die nicht einen Gedanken daran verschwendeten, dass sie sich indirekt zu Helfern einer Verfolgungs- und Mordaktion machten. So zog sich das Dritte Reich das «Menschenmaterial» heran, das es für den kommenden Krieg brauchen würde.

Ich kam wieder zurück an den zugefrorenen Stadtgraben und sah gegenüber vor dem Breslauer Schloss, den grossen Schlossplatz, auf dem wir an all den unzähligen Propagandaaufmärschen der NSDAP mit unseren Fahnen und Trommeln der Hitler-Jugend teilgenommen hatten. Jetzt standen dort zahlreiche Wehrmachtsfahrzeuge herum, auch vereinzelte Panzer und Geschütze, und plötzlich erinnerte ich mich daran, dass ich ihn hier zum ersten und

einzigem Mal in meinem Leben gesehen hatte. Ihn, unseren Führer Adolf Hitler, den nicht nur wir Halbwüchsige in diesem Land wie einen Gott verehrten.

Das war an einem strahlenden Sommertag (die Deutschen nannten das damals «Führerwetter») des Jahres 1938, beim «Grossdeutschen Tum- und Sportfest» in Breslau, als Hunderttausende aus dem ganzen Reich in unserer Stadt zu Gast waren. Im März dieses Jahres hatte Hitler mit der «Heimholung» Österreichs einen seiner grössten Triumphe gefeiert. Er stand im Zenit seines Ansehens, und selbst erbitterte Gegner bestätigten ihm, dass er damals bei einer geheimen und freien Abstimmung über seine Regierung in Deutschland eine Zustimmung von rund 80% bekommen hätte. Die Krise um das Sudetenland hatte aber schon begonnen, der Druck auf die Tschechoslowakei, das von Deutschen bewohnte Sudetengebiet an Deutschland «abzutreten», wuchs von Woche zu Woche. Es gab aber noch nicht die Angst vor einem neuen Krieg. Den fürchteten die Deutschen, vor allem hier im Osten. Der Erste Weltkrieg sass fast allen noch in den Knochen.

Ich stand an diesem Tag, als 12jähriger Fahnenträger des Deutschen Jungvolks, schräg gegenüber der Führertribüne auf dem Schlossplatz, auf dem Hitler den Vorbeimarsch der Turnergruppen abnahm. Ich konnte ihn aus einer Entfernung von etwas über 100 Metern sehr gut beobachten. Ich liess kein Auge von ihm. Natürlich waren wir alle sehr aufgeregt, um uns herum Hochspannung und Erwartung, freudige Erregung. Dann marschierten die Turner an der Ehrentribüne vorbei, jubelnd begrüsst von der Kopf an Kopf stehenden Menschenmenge, die nach Hunderttausenden zählte. Dazwischen spielten Musikkapellen Marschmusik und heizten die Stimmung an. Plötzlich hörte man aus der Ferne, aus den zum Schlossplatz führenden Strassen, ein immer lauter anschwellendes Tosen, das ich mir erst nicht erklären konnte. Ich hatte so etwas noch nie erlebt. Es war gleichzeitig erschreckend und faszinierend. Während die Menschen um uns herum eine fiebrige Erre-

gung packte, umklammerte ich, haltsuchend, meine schwere Fahnenstange, an der das grosse schwarze Tuch mit dem weissen Blitz im Zentrum hing. Hitler drehte seinen Kopf mit einem gespannten Gesichtsausdruck in die Richtung dieses sich nähernden Lärms. Es gab allerdings eine Gruppe von Menschen, die von der um sich greifenden Erregung überhaupt nicht erfasst wurde, sondern in stoischer Ruhe auf ihren Plätzen verharrte. Das waren die schwarz uniformierten Riesenkerle unter schwarzen Stahlhelmen, die SS-Leibstandarte Adolf Hitler, seine Leibwache, jeder an die zwei Meter gross, die vor der Führertribüne eine Kette bildeten und jetzt auf Befehl eines Offiziers näher zusammenrückten. Die wussten wohl schon, was jetzt gleich passieren würde.

Dann erreichte das Gebrüll der Menschenmasse den Rand des Schlossplatzes. Aus der Schweidnitzerstrasse bog eine in Sechserreihe gestaffelte Marschkolonne auf den Schlossplatz ein, in einheitlichem Trachtengrau mit einer Art Jägerhut auf den Köpfen - die Spitze der grossen Abordnung der sudetendeutschen Tumerschaft aus der Tschechoslowakei. Sie bildete den Schluss- und Höhepunkt des ganzen Vorbeimarsches. Die, wie nicht nur ich später vermutete, genau vorausberechnete Propagandawirkung der politischen Strippenzieher im Goebbels-Ministerium stellte sich prompt ein. Als die an der Spitze marschierende Fahnengruppe der Sudetendeutschen die Höhe der Führertribüne erreicht hatte, tat Hitler, was er bisher bei keiner anderen Tumerdelegation getan hatte. Er erhob sich plötzlich von seinem Stuhl, trat nach vom, direkt an die Balustrade, hob seinen rechten Arm und grüsste die Fahnen der Sudetendeutschen. Das war eine eindeutige Demonstration, und in diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, der ganze Schlossplatz mit seinen Hunderttausenden explodiert wie eine Bombe. War das Gebrüll der Begeisterung bisher schon kaum auszuhalten gewesen, erreichte es jetzt eine Lautstärke, die ich nie für möglich gehalten hätte. Natürlich brüllte auch ich aus Leibeskräften. Erstens war ich hingerissen vor

Begeisterung, und zweitens konnte man sich dieser Massenhysterie kaum entziehen. Ich wollte ja mit dabei sein, mich als Teil dieser grossen, wunderbaren Volksgemeinschaft fühlen. Auf einmal schälten sich aus diesem allgemeinen Geschrei und Gebrüll einzelne, ganz scharf akzentuierte Stakkatotöne heraus, die ich erst nicht verstehen konnte, die sich aber mit Windeseile über den ganzen Platz verbreiteten. Sie wurden von Mund zu Mund weitergegeben, und schliesslich von dieser ganzen riesigen Menschenmasse mit einem sich hochschaukelnden Rhythmus wie aus einem einzigen gigantischen Riesenmaul herausgeschrien: *Ein Volk, ein Reich, ein Führer!* Immer wieder, immer lauter. Eine einzige explodierende Gefühlsbombe. In meinem ganzen langen Leben habe ich nichts Vergleichbares erlebt. Diese Euphorie riss die Menschen völlig aus ihrem Alltag und gab ihnen das erhebende Gefühl, Teil eines bewundernswürdigen grossen Ganzen zu sein, unüberwindbar, stark und mächtig. Es versprach für wenige Augenblicke das niemals Erreichbare, einen Hauch von Unsterblichkeit. Unter dem unglaublichen emotionalen Druck platzte die sudetendeutsche Marschkolonne auseinander, als würde sie zerrissen. Es waren die jungen Mädchen und Frauen in ihren Dirndlkleidern, die als erste zum Fusse der Führertribüne stürmten und die SS-Riesen, die wohl Befehl hatten, sich zurückzuhalten, einfach beiseite fegten. Hitler beugte sich über die Brüstung und schüttelte mit freundlichem Gesicht immer wieder die ihm entgegengestreckten Hände, während den Frauen die Freudentränen über das Gesicht liefen. Auch ein Fotograf hüpfte herum, Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann, der das Monopol auf die offiziellen Führerfotos hatte und damit zum Multimillionär wurde. Diese Aufnahmen erschienen in den nächsten Tagen in den meisten europäischen Zeitungen. Als ich 35 Jahre später, als Journalist für die ‚Süddeutsche Zeitung‘, in Washington und London in den grossen Archiven dokumentarisches Bildmaterial zusammenstellte, hielt ich sie plötzlich in der Hand, die Fotos von Breslau an jenem Tag im Jahre 1938.

Das konnte ich nicht ahnen an diesem Januartag 1945, als ich auf die Geschütze starrte, die da drüben auf dem Schlossplatz feuerfertig gemacht wurden, ziemlich genau an derselben Stelle, wo seinerzeit die Ehrentribüne für die Nazi-Prominenz errichtet worden war. Mich ergriff eine so abgrundtiefe Traurigkeit und Verzweiflung bei dem Gedanken, dass das alles vielleicht völlig sinnlos gewesen sein könnte, unser Glaube an Deutschland, an die Ideale des Nationalsozialismus, die unendlichen Opfer und die vielen gefallenen Kameraden. Zum ersten und einzigen Mal in diesen Tagen überlegte ich mir ernsthaft, ob es nicht konsequenter sei, sich bei der nächsten Festungskompanie zu melden, sich hinter ein MG-42 zu klemmen und in und mit meiner Heimat unterzugehen. Was mich zurückhielt, waren ganz ordinäre, hundsgemeine Schmerzen. Mein zerschossener Oberschenkel, die Granatsplitterwunden in der Brust und am Kopf erinnerten mich sehr deutlich daran, dass ich, trotz meiner 18 Jahre, noch ein ziemliches Wrack war, wenig geeignet für heroische Untergangspanthasien. Ich traf nun auf die Flüchtlingsströme zum Freiburger Bahnhof. Von dort führte die kürzeste Verbindung ins Riesengebirge, wohin wir in Friedenszeiten so oft zum Skilaufen gefahren waren. Nach Oberschreiberhau, mit Touren zur Zackenfall- und zur Reifträgerbaude, bis hin zur Schneekoppe. Ein Teil der Gläser in unserem Haushalt stammte aus der Josephinenhütte, einer berühmten Glasbläserei. Hier war kein Durchkommen mehr. Die Massen stauten sich frierend und schimpfend vor dem Bahnhofseingang. Ich schlich mich wieder nach Hause.

Es kam nun auch kein Wasser mehr aus der Leitung, aber wir hatten die Badewanne vorsichtshalber vollaufen lassen. Nur Strom war noch da, das Telefon war tot. Ich war noch allein in der Wohnung. Die drei Stunden waren fast vorüber. Wie mochte es meinem Vater ergangen sein?

Die zweifelnden Gedanken liessen sich nicht so leicht abschütteln, auch nicht durch die Schmerzen, gegen die ich ein paar Tabletten geschluckt hatte. Müsste ich nicht doch

anders handeln? Ich war Kriegsfreiwilliger, Führer in der Hitler-Jugend, hatte einen Fahneneid auf den Führer geschworen und war doch eigentlich verpflichtet, wenigstens zu versuchen zu kämpfen. Jahrelang hatte man uns eingetrichtert, dass «den Tod zu nehmen und zu geben» erst die Elite des Nationalsozialismus ausmache und zu der wollte ich mich doch immer zählen. Aber heute und hier waren die Parteibonzen die grössten Feiglinge, und die brutale Wirklichkeit an der Front war ganz anders gewesen, als was man uns immer erzählt hatte. Ich weiss nicht, was aus meinen Überlegungen geworden wäre, wenn nicht plötzlich mein Vater im Zimmer gestanden hätte. «Es hat funktioniert, viel besser als ich erwartet hatte.» Er zog ein Papier aus dem Ärmelaufschlag seines Uniformmantels – unseren Marschbefehl. Ich konnte es kaum glauben, der Passepartout für den Weg, um am Leben bleiben zu dürfen. Weg waren alle schwarzen Gedanken. Wie mein Vater erzählte, lief alles sehr militärisch ab. Er rein in die Schreibstube, der Feldwebel springt auf und macht Meldung. Mein Vater: «Wieviel Nachzügler haben sich bisher gemeldet, ich habe Befehl vom Wehrkreiskommando, alle Verwundeten ihren Lazaretten nachzuführen.» Der Feldwebel: «Zehn bis jetzt, Herr Stabsarzt.» Mein Vater: «Gut, dann machen Sie die Papiere für die Männer fertig, Sie kennen sich ja aus, ich übernehme alle zum Nachtransport. Habe sowieso noch einen Himverletzten von der Neurologie dabei, der raus muss (das war ich). Brauche auch die Krankenpapiere für die spätere Weiterbehandlung. Sagen Sie den Leuten Bescheid, morgen früh 8 Uhr 30 am Hauptbahnhof, Hintereingang für Truppentransporte. Wer nicht da ist, bleibt hier. Alles verstanden? Ach, noch was, das Mädchen (es sass noch eine Helferin dabei) soll mal gleich den Marschbefehl schreiben und die Begleitpapiere für den Arzt auf den Namen Frodien ausstellen, ich buchstabiere ...! So, geben Sie her, Heil Hitler, Feldwebel!» «Heil Hitler, Herr Stabsarzt.» Das war alles.

In unserer letzten Nacht in Breslau haben wir nicht mehr viel geschlafen. Wir stellten das Radio an und hörten ein

fremdes Pausenzeichen auf der Welle Breslau. Was bedeutete das? Dann eine Stimme, nicht das vertraute «Hier ist der Reichssender Breslau», sondern «Hier meldet sich der Frontsender Breslau» – auch das noch. Der Wehrmichtsbericht sprach von einer «Stabilisierung an der Front in Schlesien». Das glaubte keiner mehr. Die Russen mussten bald den Stadtrand erreicht haben, denn das Dröhnen der Artilleriesalven wurde im Laufe der Nacht, vor allem aus dem Norden, immer deutlicher. Wir vermuteten, dass die Rote Armee an der Stadt vorbei stossen würde, um sie einzuschliessen, denn alle Soldaten aller Armeen versuchen Häuserkämpfe in einer Grossstadt, die schlimmste und verlustreichste Art zu kämpfen, zu vermeiden, wo immer es geht. Aber wie lange noch eine direkte Verbindung von Breslau zur Aussenwelt möglich sein würde, das wusste an diesem 25. Januar niemand. Wir hörten, dass Oberschlesien erobert sei und die Russen an mehreren Stellen die Oder erreicht hätten. Die Totenstille in der Stadt wurde nur in grossen Abständen durch das Geräusch einzelner Schüsse in weit abgelegenen Strassen unterbrochen. Die Breslauer Unterwelt, die es ja auch noch gab, war aufgewacht. Es waren Plünderer unterwegs, Tausende von verlassenen Wohnungen und Geschäften, in denen unschätzbare Werte einfach stehen gelassen werden mussten, übten eine magische Anziehungskraft auf die aus, die es nie zu Wohlstand oder gar Reichtum bringen konnten. Der Festungskommandant schickte deshalb seine Streifen durch die Strassen, mit dem Befehl, sofort zu schiessen, wenn sie Plünderer auf frischer Tat erwischen. Drakonische Strafandrohungen sollten verhindern, dass die Verteidigungsanstrengungen durch eine zusammenbrechende Ordnung von innen heraus unterminiert wurden.

Wir packen unsere beiden Rucksäcke und einen alten Seesack, den wir gemeinsam tragen werden. Die Flucht wird lange dauern. In dieser Nacht fällt das Thermometer wieder unter 20 Grad Kälte. Inzwischen wissen wir genau, welche paar Habseligkeiten wir mitnehmen müssen. Alles

andere bleibt zurück. Für mich mit meinen 18 Lebensjahren, der ich nichts besitze, kein grosses Problem. Aber für meinen Vater, der hier als junger Arzt nach dem Ersten Weltkrieg 1921, ohne einen Pfennig Geld, angefangen hat, sich eine Lebensexistenz aufzubauen, der heute ein wohlhabender Bürger ist – ich korrigiere mich – war, ist der Verlust von allem, was er sich in einem Vierteljahrhundert aufgebaut hat, schrecklich. Sein Gesicht versteinert. Ich gehe in die Küche an den grossen Herd, neben dem ich als Kind immer gespielt habe, mache Feuer und koche uns ein kräftiges Essen. Wer weiss, wann wir wieder was zwischen die Zähne kriegen. Jetzt bloss nicht mehr viel reden, es ist ohnehin schon alles gesagt.

Über der Stadt dämmert einer von diesen diffusen, weissgrauen Schneemorgen herauf, ziemlich scheusslich, und es wird später Vormittag, da sind wir schon längst unterwegs, bis eine Milchsonne ein Licht verbreitet, das eher an ein Leichentuch erinnert. Es passt so gut zu unserem Aufbruch, dass ich es in mein Tagebuch notiere. Auch weil ich meinen letzten Tag in meiner Heimat in allen Einzelheiten festhalten will. Wir gehen noch einmal durch die grosse schöne Wohnung, in der ich meine Kindheit durchlebt habe, durch meine Schülerbude, wo ich mal, vor einer endlos langen Zeit, wegen einer Sechs in Mathematik eine ernsthafte Lebenskrise befürchtete. Durch die Praxisräume mit ihren blitzenden, kurz vor dem Krieg gekauften neuesten technischen Geräten, die damals sehr viel Geld verschlungen hatten. Es ist auch für mich ein elendes Gefühl, genau zu wissen, dass wir hier schon durch eine Fata Morgana laufen. Was wir noch sehen und anfassen, ist keine Wirklichkeit mehr, zerfällt eigentlich schon zu Staub. Schluss jetzt, wir wollen uns nicht selber verrückt machen, es ist Zeit für uns. Als ich, wie immer, die Wohnungstür hinter uns abschliessen will, sagt mein Vater kurz: «Lass den Quatsch!»

Im Treppenhaus stank es schon nach Scheisse und Verwesung. Mein Vater sah mich fragend an und deutete auf

die Wohnungstür des Sanitätsrats. Ich nickte nur. Wir verliessen das Haus, überquerten die Kaiser-Wilhelmstrasse, standen vor dem gegenüberliegenden Postamt 13, als mein Vater plötzlich anhielt, sich umdrehte und zu mir sagte: «Dreh dich nochmal um und sieh zurück, das ist etwas, was du in deinem ganzen Leben nie mehr sehen oder haben wirst, Heimat», sprach's, schulterte seinen Rucksack, kehrte dem Haus den Rücken zu und warf keinen Blick mehr zurück. Auf dem Weg zum Bahnhof fiel mir wegen des Postamtes eine Szene aus meiner Kindheit ein, die sich, weil sie mich so beeindruckt hatte, tief in mein Gedächtnis eingegraben hatte.

Es war am Nachmittag des 30. Januar 1933, der Tag, an dem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war. Ich sass neben meiner Mutter auf der Bettkante und beobachtete, wie auf dem gegenüberliegenden Turm des Postamtes zwei Beamte sich abmühten, eine riesengrosse neue Fahne am Mast hochzuziehen. Plötzlich erfasste der Wind das Tuch und blies es zu seiner ganzen Grösse auf. Es war die neue Hakenkreuzfahne, und meine Mutter, die überhaupt nicht zu Sentimentalitäten neigte, nahm mich in die Arme und weinte Freudentränen. Sie sah mich an und sagte sinngemäss: «Das ist ein wunderbarer Tag, ein Tag, den du dir merken musst, denn ab heute beginnt für Deutschland eine neue, viel bessere Zeit. Die Not und das Elend von so vielen Menschen hat endlich ein Ende. Es wird wieder gerecht zugehen, und du wirst eine wunderbare Zukunft haben, wir alle zusammen.» Auch das war ein wichtiger Teil der Wirklichkeit damals in Deutschland. Es gehört für mich bis heute zu den historischen Rätseln, warum sich nahezu alle deutschen Geschichtsbücher und offiziellen Darstellungen des Jahres 1933 seit Jahrzehnten davor drücken, zwei Tatsachen so klar auszusprechen, wie es die damaligen Ereignisse eigentlich erfordern würden. Wieviel Millionen Menschen in Deutschland, auch unter den Skeptikern, die Kanzlerschaft Hitlers zunächst begrüsst, vor allem nach dem «Tag von Potsdam», der nachhaltige

Wirkung zeigte. Parallel dazu, das mehr als klägliche Verhalten der demokratischen Parteien, unter deren Funktionären und Mandatsträgern Feigheit und Anpassungsbereitschaft grassierten. Selbst die SPD, im März beim Ermächtigungsgesetz noch die grosse Ausnahme, überschlug sich im Mai so vor patriotischer Begeisterung, dass Hitler ihr gnädig zuklatschte. Nachzulesen beim wirklich unverdächtigen Zeitzeugen Sebastian Haffner. Die Parteispitzen boten einen so kläglichen Abgang, dass sich selbst ihre Anhänger schämten. Als die Menschen zu merken begannen, was sie sich da am 30. Januar eigentlich eingehandelt hatten, und das begann schon sehr bald, war es zu spät. Meine Eltern waren nur zwei von Millionen, die 1933 auf die Propagandalügen der NSDAP hereingefallen waren. Jetzt wurde von einem erbarmungslosen Schicksal die Quittung präsentiert.

Wir liefen die Strasse entlang, auf der kaum Menschen zu sehen waren. Unterwegs gab mir mein Vater seine Anweisungen: «Vergiss ab sofort, dass ich dein Vater bin! Von jetzt an heisst jede Anrede ‚Herr Stabsarzt‘, und vergiss gefälligst nicht, jedesmal Haltung anzunehmen. Versuch unbedingt deinen Namen in jeder Unterhaltung und allen Gesprächen zu verschweigen, wenn du ihn nennen musst, sprich ihn so unverständlich wie möglich aus.» Ich begriff, wenn auch nur einer merkte, dass wir Vater und Sohn waren, hingen wir beide schnell am nächsten Baum. Aber lachen musste ich jetzt doch: «Jawohl, Herr Stabsarzt!»

Ich habe in den folgenden Jahrzehnten meines Lebens viele Landschaften und Menschen in Deutschland kennen und schätzen gelernt. Habe lange als Flüchtling gelebt, bis ich in Bayern, wo meine Kinder und mein Enkel geboren wurden und heute leben, gelandet bin. Ich lebe gern in Bayern, aber zur Heimat ist es mir nie geworden, zu anders sind Mentalität, die Traditionen und Gewohnheiten. Ich wusste vom ersten Tag der Flucht an, dass es für uns nie wieder ein Zurück nach Schlesien geben würde. Zu blutig war die Spur, die wir sechs Jahre lang in Europa

hinter uns her gezogen hatten. Das alles ist längst Geschichte. Es bleibt die unsentimentale, durch persönliche Erfahrungen und Erlebnisse bestimmte Sehnsucht nach dieser schönen Heimat Schlesien, nach dem vertrauten Menschen-schlag, der ebenso verschwunden ist, wie man selber verschwinden wird.

Wir nähern uns dem Breslauer Hauptbahnhof. Hier sind noch mehr Menschen als am Freiburger Bahnhof, eine nicht mehr übersehbare Masse, die ständig durcheinanderquirlt, weil es immer wieder entschlossenen Gruppen gelingt, bis in die grosse Halle und auf die Bahnsteige vorzudringen. Auf dem grossen Vorplatz häufen sich Berge von Flüchtlingsgepäck, mit Schnur und Seilen zusammengehaltener Hausrat, Kinderwagen, Leiterwagen, Schlitten, Säcke, Körbe, dazwischen Menschen, Menschen, Menschen, alle eng gedrängt, um ja nicht den Anschluss zu verpassen. Alle hoffen auf die Rettung verheissenden Eisenbahnzüge, für die meisten jetzt die einzige und letzte Möglichkeit Breslau zu verlassen. Vergeblich versuchen eine Handvoll von Polizisten so etwas wie Ordnung in dieses Chaos zu bringen, in dem der Stärkere den Schwächeren mitleidlos zur Seite stösst. Die Frauen jeden Alters, viele mit Kindern, dazwischen sehr alte Männer, wanken und weichen nicht. Sie sind auch nicht mehr bereit, irgendwelchen Befehlen oder Anweisungen zu gehorchen. Angst, Erschöpfung und Resignation schlagen blitzschnell in Wut um. Es wird geschrien und gestritten. Dieser riesige Menschenklumpen scheint eine Sogwirkung auf die umliegenden Strassen auszuüben, über die immer noch mehr Menschen hinzuströmen. Über all dem hängt eine Geräuschglocke, die ich noch heute - in schlimmen Nächten - zu hören meine. Es ist wie ein lautes Stöhnen, das sich zusammensetzt aus dem ständigen Ächzen und Wimmern völlig überforderter und verzweifelter Menschen, dazwischen Kindergeschrei, das Gebrüll von Säuglingen, die Rufe verstörter Mütter, denen ihre Kinder in dem Durcheinander abhanden gekommen sind, und die immer lauter schreien, je weniger

Aussichten bestehen, ihre Kinder wiederzufinden. Dazu das Gebrüll der Polizisten, Soldaten und Eisenbahner, die vergeblich versuchen, dieser Masse Herr zu werden. Es gibt auch noch einen Lautsprecher, der irgendwelche sinnlosen Durchsagen und Anweisungen herauskrächzt, die nicht zu verstehen sind. Der Eingang zu Hölle.

Der Versuch, hier durchzukommen, war völlig sinnlos. Wir zögerten keine Minute, machten kehrt und schlugen einen grossen Bogen um das ganze Bahnhofsgelände, um auf einem Umweg an den auf der Rückseite des Bahnhofs gelegenen sogenannten «Truppeneingang» heranzukommen, wo uns die übrigen Verwundeten erwarten sollten, wenn alles funktioniert hatte. Auf diesem langen Weg konnte ich die Führung übernehmen. Anders als mein Vater kannte ich mich in dieser Gegend des Güterbahnhofs sehr gut aus, denn das war für uns als Buben jahrelang ein bevorzugtes Spielgelände, gerade weil das Betreten verboten war. Meine Volksschulfreunde aus den benachbarten Arbeitervierteln, mit denen ich mich hier gerne herumtrieb, richtige, waschechte Breslauer «Lergen», hatten mir auch beigebracht, wie man hier gelegentlich aus Güterwagen etwas «abstauben» konnte. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen. Jetzt wunderte sich mein Vater nur über meine genaue Kenntnis aller Abkürzungs- und Schleichwege, über die ich ihn führte.

Dann standen wir einige Meter von den Holzbaracken entfernt, in denen die Bahnhofskommandantur untergebracht war. Unsere Verwundeten waren schon vollzählig versammelt. Die hatten es genauso eilig wie wir, hier rauszukommen. Zu unserem Glück herrschte auch hier ein ziemliches Durcheinander. Zwar kamen keine Zivilisten mehr durch, weil alle Zugänge von Posten bewacht wurden, auch herrschte, verglichen mit dem Chaos auf dem Bahnhofsvorplatz, so etwas wie Ordnung, aber es fehlte noch die durchgehende, alles miteinander verbindende Kommandostruktur und straffe Führung. Breslau war fünf Kriegsjahre hindurch eine friedliche, angenehme Heimat-

garnison, voll sogenannter «Etappenhengste», vom General bis zum einfachen Soldaten, die es erfolgreich verstanden hatten, jedem Fronteinsatz aus dem Wege zu gehen. Dann gab es viele, die, gesundheitlich angeschlagen, nur noch in der Heimat eingesetzt werden durften. Aber alle hatten sich im Laufe der Kriegsjahre längst an das bequeme Leben in dieser Stadt gewöhnt, die so weit entfernt vom Schuss lag und nicht mal richtige Luftangriffe kannte. Das alles war plötzlich vorbei, innerhalb weniger Tage. In Breslau gab es keine gut ausgerüstete und gut geführte Kampftruppe mit Fronterfahrung, es gab viel zu wenig Panzer und fast keine schwere Artillerie. Unter diesen Umständen konnten die Befehle aus Berlin, die Stadt «bis zum letzten Mann» zu verteidigen, nur von einer völlig verantwortungslosen, fanatisierten Führung kommen, die ihren eigenen Untergang möglichst lange hinausschieben wollte, ganz gleich wieviele Opfer unter der Bevölkerung das noch fordern würde.

Was leider, schon wieder oder immer noch, gut funktionierte, war die Kontrolle durch die «Kettenhunde» und die Polizei. Kein Mann durfte aus der zur Festung erklärten Stadt mehr raus. Das fing an beim 15jährigen Hitlerjungen und endete noch nicht beim 60jährigen. Nur noch der «Menschenschrott», der als Ballast bei der Verteidigung angesehen wurde, musste aus Breslau abgeschoben werden. Aber zählten wir dazu? Mein Vater hatte herausbekommen, dass da noch ein kompletter Lazarettzug auf einem der Gleise stand, abfahrbereit und vollgeladen mit frisch Verwundeten von der nahen Front. Der Chefarzt war auch bereit uns aufzunehmen, aber nur unter einer Bedingung. Wir brauchten eine Sondergenehmigung, die nur noch von der Bahnhofskommandantur ausgestellt werden durfte. Ein normaler Marschbefehl, wie wir ihn besaßen, reichte nicht mehr aus. Ohne diese Sondergenehmigung durfte kein Soldat mehr Breslau verlassen, und wir elf Verwundete sahen alle schon wieder ganz passabel aus, jedenfalls für die Kettenhunde. Mein Vater turnte da

herum als Hochstapler, ohne jeden Ausweis, geschützt nur durch eine Offiziersuniform mit vielen Orden, so lange keiner die alles entscheidende Frage an ihn richtete: «Ihr Soldbuch, Herr Stabsarzt!» Vier Worte, die jetzt über Leben und Tod entschieden. Es blieb aber kein anderer Weg. Wir mussten alles auf diese eine Karte setzen, eine andere hatten wir nicht mehr.

Vor der Barackentür war ein ständiges Kommen und Gehen. Befehle wurden gebrüllt, Motorradfahrer fuhren als Melder über den Platz, Wachtposten wurden abgelöst, Soldaten eilten vorüber. Um uns kümmerte sich niemand. Mein Vater nahm mich mit versteinertem Gesicht zur Seite und sagte leise: «Ich geh' jetzt in die Baracke und versuche für uns alle die Sondergenehmigung der Bahnhofskommandantur zu bekommen. Pass vor allem auf den Hintereingang auf. Wenn sie mich verhaften, werden sie mich als Offizier durch diesen Hintereingang abführen lassen, um kein Aufsehen zu erregen. Du kannst mir dann nicht mehr helfen. Mach bloss keinen Blödsinn, hau sofort ab und versuche dich irgendwie hinten herum in den Lazarettzug einzuschleichen. Das ist deine einzige Chance. Hier kracht schon alles zusammen. Wenn du durchkommst, grüss Jasch (meine Mutter) und Mischa. Viel Glück, Ulli, bleib übrig.» Wir konnten uns, vor den prüfenden Blicken der anderen Soldaten, nicht einmal die Hand geben, geschweige denn uns umarmen. Ich schlug die Hacken zusammen: «Jawoll, Herr Stabsarzt.» Zum Lachen war mir nicht mehr zumute, eher zum Heulen. Mein Vater drehte sich um und verschwand hinter der Barackentür. Ich drückte mich in dem Durcheinander seitwärts, um die rückwärtige Tür im Blick zu behalten. Meine Hand in der Tasche umklammerte den Griff der Pistole (einfache Soldaten trugen, ausser an der Front, keine Pistolen am Koppel, sondern nur Seitengewehre). Hätte ich versucht, ihn freizuschiessen? Ich weiss es nicht, es wären auch nur Sekunden der Freiheit gewesen, weil uns die Posten sofort zusammengeschossen hätten. In meinem Kopf drehte sich alles. Ich stand hier in Breslau

auf dem Güterbahnhof und fürchtete den Tod, dem ich an der Front gerade noch von der Schippe gesprungen war, von den eigenen Leuten. Die waren jetzt für mich, nur weil ich am Leben bleiben wollte, genauso gefährlich geworden wie draussen jeder russische Soldat. Aber leben zu wollen, war Verrat an Deutschland, Bruch des Fahneneides, war das Schlimmste, was ich mir früher mal vorstellen konnte. Zwölf Jahre NS-Erziehung standen gegen ein einziges, alles andere dominierendes Gefühl: Ich wollte noch nicht sterben. Nicht hier, und auch noch nicht so früh, nachdem ich an der Front die furchtbarste Erfahrung meines 18jährigen Lebens gemacht hatte, dass ein Menschenleben weniger wert war als jeder Fliegenschiss.

Um mich herum das Gequatsche der anderen Soldaten, die keine Ahnung davon hatten, dass es auch um ihr Leben ging. Ich wartete eine Ewigkeit, wie mir schien. In Wirklichkeit müssen es etwa 15 Minuten gewesen sein. Plötzlich stand mein Vater in der Barackentür – vorne –, der Posten grüsste, mein Vater kam auf uns zu, in der Hand ein Papier, und mit einem Gesichtsausdruck, den ich später in amerikanischen Filmen wiederfand, wo man das als «poker face» bezeichnete. Er sah mich nur ganz kurz an, mit einem winzigen Lächeln, kommandierte: «Antreten, Gepäck aufnehmen, in Reihe, rechts schwenkt, ohne Tritt, marsch», und elf Landser humpelten und hinkten, denn jeder von ihnen wusste genau, dass wir jetzt einen sehr blesierten Eindruck machen mussten, hinter dem Herrn Stabsarzt hinterher. Der hielt den Kettenhunden, die es hier in grosser Zahl gab, die Sondergenehmigung unter die Nase, wir durften überall passieren und kamen so an den Lazarettzug heran, in dem alle eilig verschwanden. Mein Vater näherte sich mir noch einmal mit streng dienstlicher Miene, sagte laut: «Gefreiter, passen Sie gefälligst auf, Ihr Rucksack ist nicht richtig verschlossen», flüsterte: «Halt jetzt bloss die Schnauze, es hat alles wunderbar geklappt, kein Schwein hat mich nach Ausweisen gefragt. Es lebe der preussische Kommissbetrieb, hau ab!», und so enterten

wir sehr erleichtert den nächsten Waggon und fühlten uns erst mal gerettet.

Die Eisenbahnwagen dieser Lazarettzüge hatten innen keine Trennwände. Längs des schmalen Mittelgangs waren Doppelstock-Krankenbetten über die ganze Länge eingebaut, in denen lagen die Schwerverwundeten, frisch von der Front. Der Zug war gut geheizt, denn draussen war es immer noch barbarisch kalt, aber der Gestank nach Eiter, Scheisse, Blut und Urin war atemberaubend. Ich war wieder allein, mein Vater war spurlos verschwunden. Viel später erst fand ich ihn wieder, in einem feinen, gepolsterten Erster-Klasse-Abteil für die Sanitäts-offiziere. Niemand verliess den Zug, weil niemand die Abfahrtszeit kannte, und jeder fürchtete, plötzlich auf dem leeren Bahnsteig zu stehen. Es war inzwischen Nachmittag geworden. Über Breslau gingen neue Schneeschauer runter, und ich musste an die Frauen auf dem Bahnhofsvorplatz denken und die vielen Trecks auf den Landstrassen. Wenn die Waggontür aufging, piff ein eisiger Wind durch den Gang.

Ich habe schon erzählt von den verzweifelten Anstrengungen der Soldaten und Eisenbahner, buchstäblich bis zum letzten Augenblick Frauen und Kinder auf dem Bahnweg aus der Stadt zu retten. Tatsächlich blieben von über einer Million ungefähr 200'000 Zivilisten in der eingeschlossenen Stadt zurück. Drei furchtbare Monate verteidigten 35'000 Soldaten und an die 10'000 Volkssturmänner Breslau gegen die Angriffe von 150'000 Rotarmisten. Grosse Teile der Stadt brannten ab und wurden zerschossen, fast der ganze Süden und Südosten, die Hauptangriffsrichtungen, sanken in Trümmer. Als Breslau am 6. Mai kapitulierte, waren über 10'000 Zivilisten tot, die Wehrmacht verlor 6'000 Mann und hatte 12'000 Verwundete. Aber die Verluste der Roten Armee waren, nach ihren eigenen Angaben, noch wesentlich höher. Die Zahlen sammelte der spätere evangelische Bischof Ernst Hornig, der damals als Pfarrer in Breslau die Belagerung überlebte.

Erst später verstand ich, wie es die Russen geschafft hatten, im «Blitzkrieg-Tempo» innerhalb von drei Wochen bis an die Oder durchzustossen, nachdem sie die deutsche Front in Polen aufgebrochen hatten. Abgesehen von den grösseren Garnisonsstädten, die sich noch verteidigten, Thom, Posen bis 1. März, Graudenz bis 5. März, gab es überhaupt keine durchgehende Frontlinie mehr. Es gab nur zurückweichende deutsche Kampfgruppen, die wie Inseln zwischen den russischen Angriffskeilen herumschwammen und versuchten nach Westen Boden zu gewinnen. Die russischen Panzer aber verfahren nach dem gleichen Prinzip wie wir. Vormarsch, ein grosses Dorf, keine Abwehrreaktion, alles ruhig – kann aber auch eine Falle sein, um die Panzer erst in die Strassen zu locken, wo man sie mit Panzerfäusten und dem «Ofenrohr» leichter abschiessen kann. Wie stellt man das fest, ohne unnötig die eigene Haut zu riskieren? Man zerstört mit einigen wenigen Schüssen die jeweils ersten beiden Häuser rechts und links von der Strasse, in denen in der Regel die feindlichen Artilleriebeobachter sitzen. Nur eine alte, sehr kampferprobte Truppe, und von denen gab es zu diesem Zeitpunkt nicht mehr viele auf deutscher Seite, behält dann noch die Nerven und verhält sich weiter still. Viel häufiger aber ballert einer los, der die Nerven verloren hat, und dann ist alles klar. Auf meinen Nachkriegsfahrten stellte ich fest, dass in vielen, sonst unzerstörten schlesischen Dörfern, die ich aus meiner Jugend so gut kannte, sehr oft ausgerechnet die ersten beiden Häuser verschwunden waren, und zwar immer an der Einfahrtstrasse nach Süd- oder Nordosten und direkt nach Osten. Das waren die Richtungen, aus denen die russischen Panzer angerollt kamen. Die Stosskeile der Roten Armee mussten von der Weichsel bis zur Oder vorwärts gekommen sein wie ein heisses Messer durch die Butter. Das erklärt auch, warum ihnen das ganze oberschlesische Industriegebiet nahezu unzerstört in die Hände fiel. Nach den damals geltenden strikten deutschen Befehlen, dem Feind nur «verbrannte Erde» zu überlassen, hätten alle

Industrieanlagen, Kanäle, Elektrizitätswerke, Bahnhöfe, Brücken, ja sogar die Mauern der Talsperren, die gesamte Infrastruktur gesprengt werden müssen. Was dann aus der überlebenden Bevölkerung geworden wäre, war den Regierenden im NS-Deutschland gleichgültig geworden, nachdem sie schon ihr eigenes Ende vor Augen hatten.

Es wurde Nacht. Viele Stunden waren inzwischen vergangen, aber der Zug stand immer noch wie festgenagelt auf den Geleisen. Ich war völlig am Ende. Die Nervenanspannungen und Anstrengungen der letzten Tage machten sich jetzt wieder bemerkbar. Ich hatte mich von meiner schweren Verwundung nur mühsam erholen können. Jetzt war ich mit meinen Kräften am Ende. Mir wurde alles gleichgültig. Eine abgrundtiefe Erschöpfung liess mich unter dem Tisch, wohin ich mich verkrochen hatte, in einen tiefen Schlaf fallen. Aus dem riss mich ein wahnsinniger Schmerz. Einer der vorbeieilenden Sanitäter war mir in der drängenden Enge mit voller Wucht so auf den zerschossenen und genähten Oberschenkel getreten, dass ich alle Engel im Himmel singen hörte. Aber ich hatte Glück, die Naht war nicht geplatzt, was ich befürchtet hatte, und eine Krankenschwester erneuerte meinen Verband. Es war inzwischen so eng im Zug geworden, dass selbst für die Sanitäter fast kein Durchkommen mehr möglich war. Ich merkte jetzt, dass dieser Lazarettzug eine völlig in sich geschlossene eigene Welt war. Autark gegenüber der Aussenwelt – jedenfalls eine Zeitlang. Wir hatten eine eigene Heizung, eine Wäscherei, einen kompletten Küchenwaggon, offensichtlich genügend Lebensmittel für viele Tage, eine eigene Wasserversorgung, einen Wagen, der als behelfsmässiger Operationsraum eingerichtet war, eine eigene Apotheke, Sanitäter und Krankenschwestern mit eigenen Abteilen, und eine gepolsterte Wagenklasse für die Herren Sanitätsoffiziere. So lange die Eisenbahnanlagen – die einzige Achillesferse dieses medizinischen Raumschiffs – unzerstört blieben, konnte man hier tagelang leben, unbelästigt von der Aussenwelt. Ich hatte so

was noch nie gesehen. Als man uns aus dem Frontlazarett abtransportierte, lagen wir auf dünnen Strohbällen, ausgerüstet mit ein paar dünnen Decken, auf dem Holzboden eines umfunktionierten Güterwagens. Hier gab es für die Schwerverwundeten sogar eigene Bettwäsche. Inzwischen waren alle Fenster der Wagen mit einer dicken Eisschicht eingefroren. Man konnte nicht mehr nach draussen sehen, und zu hören waren nur leise Gespräche, Anweisungen der Sanitäter und das Stöhnen und Jammern der Schwerverwundeten. Wenn dieser Lazarettzug als solcher auch etwas Irreales hatte, sehr real war meine Beobachtung, dass hier jetzt und in den kommenden Tagen am laufenden Band gestorben wurde. Meist erstaunlich leise, denn wenn die «Sanis» und die Ärzte merkten, dass sich einer besonders schwer tat damit, vor allem die Bauchschüsse und die zerschossenen Wirbelsäulen, pumpten sie die armen Kerle so voller Schmerzmittel, dass sie es wenigstens beim Sterben etwas leichter hätten. Die Schnelligkeit, mit der die Toten weggeschafft wurden, liess auf langjährige Routine schliessen. Das ging wie bei der Feuerwehr, ruck-zuck, fass mal an, Bettwäsche gewechselt, und schon war wieder ein Bett frei für den nächsten. Das war auch notwendig bei dem Andrang, denn immer wieder fuhren draussen die von der Front kommenden Sanitätsautos vor und luden ihre Menschenfracht ab. Später gab es für uns alle eine heisse Erbsensuppe mit Speck. Erst jetzt merkte ich, was ich für einen Hunger hatte. Nach so einer Nacht braucht der Soldat eine dicke Erbsensuppe und hinterher einen Schnaps. Beides war da.

Doch je länger der Zug auf dem Breslauer Güterbahnhof stand, machte sich allmählich eine gewisse Unruhe bemerkbar. Die oben hatten doch wohl hoffentlich nicht die Absicht, aus uns so eine Art Festungslazarett zu machen, nachdem die Kliniken geräumt worden waren. Von aussen kamen keine Nachrichten, ausser den berüchtigten «Latri-nenparolen», denen zufolge der Iwan längst durchgebrochen und Breslau schon eingeschlossen worden war. Mir

begann die Zeit durcheinander zu geraten. Wie lange sassen wir jetzt schon fest, seit gestern oder vorgestern? Immer noch todmüde, aber wenigstens satt, suchte ich einen Platz im Zug, wo ich mich ausstrecken konnte. Es war aussichtslos. Wo immer es warm war, lagen, hockten oder sassen schon welche. Ich entdeckte nur eine Stelle, im ungeheizten Vorplatz des Waggons, zwischen Klotür und hölzernen Sanitätskisten, wo ich mich hinlegen konnte. Ich war so müde, dass mir die klirrende Kälte inzwischen gleichgültig war. Ich wollte nur noch eins, schlafen, schlafen, schlafen. Irgendwann bin ich dann aufgewacht, fuhr hoch, wie elektrisiert. Unter mir das rhythmisch gleichmässige Schlagen der Eisenbahnräder. Das war die schönste Musik, die ich je in meinem Leben gehört habe. Wir fuhrten, raus aus der zum Tode verurteilten Stadt Breslau, wohin, wie lange – keine Ahnung. Das einzige, was in diesem Augenblick für mich zählte: Wir hatten es geschafft am Leben zu bleiben – vorläufig.

Aber der Krieg war noch nicht zu Ende, und wir hatten einen Riesenfehler gemacht, der für die ganze Familie das Ende hätte bedeuten können. Wir hatten mit meiner Mutter verabredet, uns dort wiederzutreffen, wo wir die einzigen Verwandten weiter westlich hatten, von wo wir, mit deren Hilfe, vielleicht weiter kommen konnten. Dieser Treffpunkt war ausgerechnet Berlin. Schon damals war das so ziemlich das Allerdümmste, was man sich vorstellen konnte. Dass Breslau für die Russen nur ein Nebenkriegsschauplatz sein würde und ihr Hauptziel, die Reichshauptstadt Berlin, schon zum Greifen nahe lag, hätten wir uns denken können. Wir schafften es tatsächlich, auch ohne Lazarettzug, den wir hinter Prag verliessen, uns bis Berlin durchzuschlagen. Und kamen so vom Regen in die Traufe. Berlin, Anfang Februar 1945. Die Russen in ihren ersten Brückenköpfen bei Küstrin über die Oder, und über Berlin ganze Geschwader von «Flying Fortress», made in USA. Jetzt lernten wir das kennen, wovor Breslau bis fast zum Schluss verschont geblieben war.

Tagebucheintragung vom 26. Januar 1945:

Der Zug fährt in Richtung Kamenz, Glatz, Mittenwalde – das Endziel soll Regensburg sein. Verpflegung gut. Vati sitzt im Offiziersabteil. Was wird die Zukunft bringen?

Der Zug unterbrach immer wieder seine Fahrt, verharrete auf offener Strecke, stand lange auf kleinen Provinzbahnhöfen und wurde wohl auch mehrfach umgeleitet. Durch die dicke Eisschicht auf allen Fenstern war von der Aussenwelt nichts zu erkennen. Während der Aufenthalte wagte niemand auszusteigen aus Angst, dann eventuell den Anschluss zu versäumen. Mein Vater, der erkannte, dass ich mit meinen Kräften am Ende war, weihte den in seinem Abteil mit ihm untergebrachten Sanitätsoffizier, der ihm als Kollege vertrauenswürdig erschien, in unser «Geheimnis» ein. Von da an durfte ich bei ihnen in der Nacht auf dem Fussboden schlafen, konnte mich ausstrecken und ungestört vom Ächzen und Stöhnen der Verwundeten und herumrennenden Sanitätern endlich durchschlafen. Sobald es draussen hell wurde, schlich ich mich zurück in meinen überfüllten Lazarettwagen und achtete sorgfältig darauf, dass mich niemand bei meinem «Stellungswechsel» beobachtete.

Dann, nach drei Tagen, der erste längere Aufenthalt. Wir waren in Prag gelandet. Wer von den Verwundeten laufen konnte, stieg aus, um sich die Beine zu vertreten und frische Luft zu schnappen. Erstaunt beobachteten wir den Betrieb auf den benachbarten Bahnsteigen. Abgesehen von vielen Uniformierten, ging es zu wie in tiefsten Friedenszeiten: Damen in schicken Wintermänteln und Pelzen, teilweise mit Hütchen, gepflegte Herren im besten Alter mit eleganten Koffern. Hier gab es sogar noch Gepäckträger. Ich fühlte mich in die Zeit vor dem Krieg zurückversetzt, wo es das alles auch auf dem Breslauer Hauptbahnhof gegeben hatte. Aber dieser Zeitsprung aus der in Panik untergehenden Heimat und dieser freundlichen, friedlichen Betriebsamkeit machte mich ziemlich fassungslos.

Auch mein Vater war beeindruckt und schüttelte erstaunt den Kopf. Man hörte aber auch fast nur tschechisch. Das löste einen Teil des Rätsels. Deshalb liefen hier so viele Männer im wehrfähigen Alter als Zivilisten herum. Für uns hatten diese Reisenden nur abschätzige, distanzierte Blicke. Man kehrte unserem Bahnsteig ostentativ den Rücken zu, sobald man sah, wer da herumlief. Aber wir alle in diesem Lazarettzug, von denen die meisten Russlanderfahrung hatten, waren herzlich froh, dass es in dieser ganzen grossen Tschechoslowakei offensichtlich keine Partisanengruppen wie an der Ostfront gab, die mit ein paar Sprengladungen an den richtigen Stellen den grössten Teil des Zugverkehrs hätten lahmlegen können. Dann wären auch wir erledigt gewesen, und das war genau das, was wir alle bei dieser Fahrt am meisten fürchteten.

Nach dieser Pause in Prag, die nur wenige Stunden dauerte, fuhren wir weiter. Auf dem Prager Bahnsteig hatten wir, endlich mal allein und ungestört, besprechen können, wie wir uns weiter nach Berlin durchschlagen würden. Deshalb verliessen wir den Zug in Marienbad schnell und unauffällig, nicht ohne dass mein Vater sich noch dienstlich abgestempelte Papiere mit offiziellem Kopfbogen «organisiert» hatte. Die waren fast eine Beleidigung für mich. Er hatte sich nämlich selber einen Sonderbefehl als Marschpapier ausgestellt, mit dem er als Begleitarzt für einen schwer Himverletzten ausgewiesen wurde, der keinen Augenblick allein gelassen werden durfte. Das war starker Tabak für mich, aber eine gute Idee. Er sah mich an, lächelte und sagte: «Also, bei jeder Art von Kontrolle darfst du endlich deinen natürlichen Neigungen nachgeben und dich so dumm wie möglich anstellen. Aber übertreib nicht, denn blöd sind die Kettenhunde auch nicht.» Wie macht man das? Was sich heute eher komisch anhört, war damals ein Spiel, in dem es immer noch um Tod oder Leben für uns ging. Wasserdicht war keines unserer Papiere, und meinem Vater fehlte nach wie vor die wichtigste Legitimation, ein Soldbuch und eine Erkennungsmarke. Bei einer

etwas genaueren Prüfung mussten wir beide aufliegen und dann war Feierabend. Ich kann heute jedem versichern, dass es Schwerarbeit ist, den «Bekloppten» zu markieren, wenn einem die Nerven flattern beim Anblick der unsere Papiere prüfenden Kettenhunde. Bis zum Eintreffen in Berlin wurden wir gut ein halbes dutzendmal kontrolliert, an jeder Bahnhofssperre standen Posten. Ich hatte mir einen Trick ausgedacht, der dann tatsächlich recht gut funktionierte. Er bestand zum einen darin, die Feldgendarmen völlig zu ignorieren, auch nicht zu grüssen, was ich natürlich jedesmal hätte tun müssen, weil sie alle höhere Dienstgrade hatten als ich kleiner Gefreiter. Ich sah einfach durch sie hindurch, oder – das war die andere Tour – ich grinste sie fröhlich an wie alte Freunde, die ich gerade wiedergetroffen hatte und grüsste sie mit meinem Krückstock. Das tat natürlich kein normaler Soldat gegenüber diesen angstverbreitenden Typen, die sich ihrer Wirkung und ihrer Befehlsgewalt gegenüber jedermann nur zu genau bewusst waren. Wenn mein Vater dann noch leicht mit dem Kopf nickte und mit unserem Marschbefehl wedelte, war das Rennen schon halb gelaufen. Fasste er mich dann noch ganz unmilitärisch sanft am Ellbogen und flüsterte: «Kommen Sie, Gefreiter, wir müssen jetzt weiter», dann winkten sie uns schnell durch.

Auf jedem Bahnhof und an jeder Sperre waren wir eingekeilt in riesige Menschenmengen. Ausser massenhaft auftretenden Soldaten aller Waffengattungen und Dienstgrade, die die Zugänge für Wehrmachtsangehörige verstopften, schien halb Deutschland unterwegs zu sein. Flüchtlinge aus dem Osten, die sich bis nach Sachsen durchgeschlagen hatten, Ausgebombte, die evakuiert wurden. Es war ein Gedränge und Geschiebe, es wurde geflucht und gebrüllt, alle waren von einer nervösen Hektik ergriffen, jeder wollte irgendwohin, und die wenigsten wussten, wie und auf welchem Weg. Züge fielen reihenweise aus, Abfahrtszeiten wurden ständig geändert, denn die Bahnanlagen wurden inzwischen täglich von alliierten Jagdbom-

bern angegriffen und zerstört. Es war ein Wunder, dass überhaupt noch Züge verkehrten.

Tagebuch vom 28. Januar:

Weiterfahrt nach Eger, Plauen, Leipzig. Züge haben stundenlange Verspätungen. Um 20 Uhr in Leipzig. Im Hotel untergekommen. Wir frieren Stein und Bein. Verpflegung schlecht, Zimmer ist ein Eiskeller, aber Waschen nach 4 Tagen auf der Bahn, wunderbar. Stimmung säuisch.

Dabei hatte ich Glück, weil ich, dank der Papiere, mit meinem Vater zusammen in der Unterkunft für Offiziere unterkommen konnte. Die gehörte zu den wenigen nicht zerbombten Gebäuden rings um den Hauptbahnhof.

Tagebuch:

Um 5 Uhr aufgestanden, Zug nach Berlin hat mindestens 2 Stunden Verspätung. Wartesaal im Bahnhof völlig überfüllt. Die draussen stehen müssen, versuchen alles, um in die Wärme zu kommen. Mein Vater alarmiert die Bahnhofswache, die das Chaos beendet.

Als der Zug endlich einläuft, wird er von der wartenden Menschenmenge regelrecht gestürmt. Alle sehen, dass die paar Wagen für die Massen auf dem Bahnsteig nie ausreichen werden. Also versucht sich jeder mit Brachialgewalt einen Platz zu erkämpfen. Jeder gegen jeden. Es gibt keinerlei Rücksicht mehr, auf nichts und auf niemanden. Zurück bleiben die Alten und Schwachen, die Frauen mit den Kindern.

Es sind, ich kann das heute als alter Mann, ein halbes Jahrhundert später, bezeugen, Eindrücke von menschlichen Verhaltensweisen, die sich ganz tief und unauslöschlich in das Gedächtnis eingegraben haben. Dass der Soldat an der Front zum Totschläger mutiert, schießt, erschlägt, kämpft und tötet, auch aus Angst, das hatte ich erlebt und versuchte es irgendwie in mein Bild von der Welt, wie ich

sie sah, einzuordnen. Aber wie es aussieht, wenn der Putz der Zivilisation bei ganz normalen Menschen plötzlich abfällt, ein Kampf aller gegen alle beginnt, Frauen sich wie Furien auf jeden stürzen, der ihnen nicht den Weg freimacht, alte Männer treten und beissen, um sich einen Platz zu sichern, Kinder ohne jede Rücksicht weggetreten und gestossen werden, Stürzende und schon am Boden Liegende einfach wie eine Holzterasse benutzt werden, das hatte ich, so wie bei diesem Zug in Leipzig, noch nie erlebt. Es war dieser Umschlag von der Normalität in die Bestialität innerhalb von wenigen Minuten, der sofort diese Erinnerung an die Front weckte. Ob bei diesem Kampf einer unter den Zug geriet oder totgetreten wurde, war den Menschen gleichgültig. Dazu das fürchterliche Gekreische und Gebrüll.

Ich kann dieses Bild bis heute nicht vergessen. Wie wir in den Zug hineingekommen sind, das weiss ich heute nicht mehr. Es kann sein, dass ich auch einiges verdrängt habe, wohl nicht ohne Grund. Für die Fahrt von Breslau nach Berlin hatten wir eine Woche gebraucht. Am Tisch meiner Grossmutter in Berlin-Friedrichshagen sassen schon Mutter und Bruder. Wir fielen uns in die Arme, erleichtert, dass die anderen noch am Leben waren. Wir waren wieder zusammen für eine letzte, kurze Galgenfrist.

Auf den Landstrassen östlich und südöstlich von Berlin, hinter dem Rücken der deutschen Front, die sich der Oder entlang etwas stabilisiert hatte, war die Hölle los. Mein Vater bekam einen Eindruck davon, als er sich bemühte, unser Auto, mit dem meine Mutter 50 km vor Berlin wegen Spritmangel hängen geblieben war, in Sicherheit zu bringen. Das gelang ihm schliesslich mit Hilfe von zwei goldenen 20-Mark-Stücken aus Kaisers Zeiten. Er traf auf zahllose Bauerntrecks aus Ostdeutschland, die sich, seit Wochen unterwegs, mühsam nach Westen weiterquälten. Die immer noch fahrenden Eisenbahnzüge spuckten ihre Menschenfracht möglichst schnell wieder aus, um noch weitere Flüchtende aus den frontnahen Gebieten in Sicher-

heit zu bringen. Dazu kam der Nachschubverkehr für die Front, die immer näher an Berlin heranrückte, und über allem, jetzt immer stärker angreifend, Maschinen der russischen Luftwaffe, die als Tiefflieger mit ihren Maschinengewehren die Strassen «fegten». Ostpreussen war schon abgeschnitten vom Reich, Pommern zum grossen Teil besetzt, und Ende Januar gelang es der Roten Armee bei Küstrin am Westufer der Oder erste Brückenköpfe zu bilden. Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass sich hier eine Handvoll deutscher Kampfflieger als Freiwillige bereit erklärt hatten, sich zusammen mit ihren Maschinen, wie die japanischen Kamikaze-Piloten, auf die 32 Pontonbrücken zu stürzen, die russische Pioniere über die Oder gebaut hatten. Zwischen dem 16. und 19. April starteten 36 Todesflieger vom Luftwaffenstützpunkt Jüterbog und zerstörten 17 Oderübergänge. Es war umsonst, die Brücken wurden repariert, die Brückenköpfe hielten sich trotz aller deutschen Gegenangriffe.

Das war unsere Situation in der ersten Februarhälfte 1945 in Berlin. Um den Irrsinn zu komplettieren, wurde jetzt auch noch zu einem sogenannten «Volksopfer» aufgerufen. Für Wehrmacht und Volkssturm sollten Kleidung und festes Schuhwerk gespendet werden, und die Menschen eilten zu den Sammelstellen der Partei und gaben mehr ab, als transportiert werden konnte. Dann, am 30. Januar, eine Ansprache des «Führers» im Rundfunk, die wir uns, um den Tisch sitzend, anhörten. Wahrhaftig nicht mehr aus Begeisterung, sondern weil wir, wie so viele andere, immer noch einen winzigen Funken Hoffnung hatten, irgendein Wunder könnte jetzt einen schnellen Frieden bringen, das Grauen endlich beenden. Mein Vater konnte seine Wut und seinen Hass auf diesen Mann im Radio kaum zurückhalten. Dabei hatte er ihn selber gewählt, damals 1932, als er zusammen mit meiner Mutter überzeugt von der NS-Propaganda in die NSDAP eintrat. Ich sagte nichts. Diese Diskussion sollte dann viel später, in den fünfziger Jahren, in der Familie an zahllosen

Abenden noch für genug Sprengstoff sorgen. Aber dass wir hier wahrscheinlich die letzte Rede Hitlers hörten, das Gefühl hatten wir alle. Was er gesagt hat, weiss ich nicht mehr, mein Tagebuch vermerkt nur die Rede zum zwölfjährigen Jahrestag der «Machtübernahme» 1933.

Ich war von dem Eindruck, den die «Reichshauptstadt» auf mich machte, völlig schockiert. Es war die erste deutsche Grossstadt, die ich derartig zertrümmert und zerstört erlebte. Ein gigantischer Komplex von zerbombten Strassen und Gebäuden, von Horizont zu Horizont, unübersehbar. Die jahrelangen schweren Luftangriffe hatten ganze Stadtviertel in ausgestorbene Trümmerwüsten verwandelt. Ehemals breite, offene Strassen, an die ich mich noch von meinem Besuch bei den Olympischen Spielen 1936 erinnern konnte, waren zu schmalen Trampelpfaden geschrumpft, gesäumt von riesigen Schuttbergen und ausgebrannten Häuserfassaden. Für mich war es ein Rätsel, dass in dem ständig wachsenden Chaos überhaupt noch irgend etwas funktionierte, und trotz der ständigen Luftangriffe und Verwüstungen war das erstaunlich viel. Es gab Wasser- und Stromversorgung, es fuhren Strassen-, U- und S-Bahnen, soweit die Strecken nicht völlig zerstört waren. Nach jedem Angriff wurde wie verrückt improvisiert, repariert und organisiert, und natürlich dauernd spekuliert, wie das alles eigentlich enden sollte. Viele Menschen, die seit Monaten fast jede Nacht im Luftschutzkeller hockten, tagsüber stundenlang unterwegs waren, schwer schuften mussten und um Angehörige und Freunde zitterten, die draussen an der Front standen und von denen sie seit Wochen keine Nachricht mehr hatten, waren völlig apathisch und hofften nur noch auf ein schnelles Ende. Ab und zu schlug die Apathie in einen bösen, beissenden Witz um, der vor nichts halt machte, jetzt auch nicht mehr vor denen «da oben». Ich habe mir leider keinen aufgeschrieben damals, aber ich erinnere mich gut daran, dass mir einige Male die Luft wegblieb über diese Berliner Schandschnauze. Es war nach wie vor gefährlich, denn der ganze Terror dieses

«Dritten Reiches» funktionierte immer noch so gut, dass man das Zittern kriegen konnte.

Mein Vater hatte sich beim nächsten Wehrbezirkskommando gemeldet und bekam ein Truppenkommando in Jüterbog. Ich landete, ein Glücksfall, in einem Speziallazarett für Hirnverletzte, das am Müggelseeufer in Berlin-Friedrichshagen lag. Obwohl die Rote Armee nur noch 150 km vor Berlin stand, arbeitete die ganze Militärmaschinerie, wenn auch mit gelegentlichen Stottern, als ob die Wehrmacht 150 km vor Moskau stehen würde. Das hört sich nicht nur heute verrückt an, das war auch schon damals verrückt. Vielleicht ist das dadurch erklärbar, dass sich der Mensch als Gewohnheitstier auch in Katastrophenzeiten, in denen die Zukunft völlig unübersichtlich und gefährlich wird, so lange wie möglich an die vorhandenen, vertrauten Strukturen klammert, weil wenigstens sie noch eine gewisse Sicherheit zu versprechen scheinen. Jedenfalls war das mein Eindruck damals, denn wir hatten schon den Schritt hinter uns, der vielen Berlinern noch bevorstand – die Flucht ins Ungewisse.

Wer aber heute meint, mein Vater und ich wären meschugge gewesen, uns freiwillig wieder in den Kommissbetrieb einzufügen, der hat keine Ahnung davon, wie es in diesen letzten Kriegswochen in Berlin zuging. Man kam kaum aus einer U-Bahnstation oder einem S-Bahnhof raus, ohne kontrolliert zu werden. Vor allem Männer zwischen 15 und 65 hatten keine Chance, sich lange illegal in der Stadt aufzuhalten, wenn sie nicht in einer Wohnung unterkriechen konnten, und in genügend Häusern wurde bespitzelt und denunziert. Es muss in Berlin gewimmelt haben von Deserteuren. Soldaten und Volkssturmmänner, die sich aus der zerbröselnden Ostfront in die Grosstadt abgesetzt hatten, in der Hoffnung, hier untertauchen zu können. Das wussten die Kommandostellen von Wehrmacht und Partei auch. Entsprechend scharf und brutal waren die Gegenmassnahmen. Die Aufgegriffenen kamen nicht vor Gericht, sondern wurden, wie in Breslau, sofort

in schnell aufgestellte Alarmkompanien gesteckt, und wer von dort desertierte und geschnappt wurde, war am nächsten Tag tot. Jeder Soldat wusste das.

Natürlich wurde auch im Lazarett ausführlich über dieses Thema diskutiert. Die Landser nannten das Ganze «Unternehmen Heldenklau». In den vier Wochen in Berlin habe ich zwei Szenen mit-, man müsste besser sagen, überlebt, die eigentlich nur aus einem Irrenfilm stammen konnten. Die erste spielte sich in unserem Lazarett ab, in dem eine Kommission aus Militärärzten eintraf, um hier nochmals alle Verwundeten auf ihre eventuelle «Frontdienstverwendungstauglichkeit» zu überprüfen. Wir hatten längst mitbekommen, dass solche Militärärzte alle Berliner Lazarette durchkämmten, und ich hatte längst gelernt, hauptberufliche Militärmediziner als Abschaum der Menschheit einzuschätzen – ganz im Gegensatz zu den zur Wehrmacht eingezogenen Zivilärzten, auf die wir grosse Stücke hielten. Dazu zählten unsere Lazarettmediziner, die ihre Augen gen Himmel rollten, als die Kollegenkommission eintraf. Sie mussten mitspielen, schon weil die anderen die höheren militärischen Dienstgrade hatten. Wir waren ein Speziallazarett, nur Kopfschüsse, fast alle mit Hirnverletzungen, viele mit epileptischen Anfällen. Andere waren durch die Hirnverletzung halbseitig gelähmt. Wenn sie ihre Uniformen anzogen, war zu erkennen, dass es sich um lauter Frontschweine handelte, die Brust gespickt mit Auszeichnungen. Da war für die Kommission nicht viel zu holen.

Auch deshalb fiel der Blick des Herrn Oberstarztes voll Wohlgefallen auf den jungen Mann vor seinem Bett. Endlich ein kerngesund aussehender 18-jähriger Jüngling, der bestimmt zumindest noch eine Panzerfaust bedienen konnte. Mir schwante Übles, als der Kerl sich vor mich hinstellte und mich in diesem Ton anquatschte, den ich längst hassen gelernt hatte. Diese verlogene Mischung aus väterlich gespielter Wohlwollen und militärischer Anforderung, mit dem diese Opas uns in den Tod schickten. Mein Sta-

tionsarzt Dr. Dräger hat mich davor bewahrt. Er hielt dem Mann meine Röntgenaufnahmen unter die Nase und gab medizinisches Kauderwelsch von sich. Mein Glück waren die beiden Granatsplitter im Kopf, denn – das wussten wir natürlich auch – es gab einen Befehl, dass akut Himverletzte nicht mehr frontdienstverwendungsfähig geschrieben werden durften. So kam es zu dem Irrwitz, dass mir meine schwere Verwundung jetzt schon zum zweitenmal das Leben rettete. Dass zu diesem Zeitpunkt schon meine ganze Kompanie tot war, bei der ich ja eigentlich hätte sein müssen, das erfuhr ich erst viele Jahre später von der Wehrmachtauskunftsstelle in Berlin.

Die Geschichte war aber damit noch nicht zu Ende. Aus der Beinahe-Tragödie wurde ein Satyrspiel. Die meisten Soldaten im Lazarett waren Berliner, und unter ihnen einige besonders ausgepichte, mit allen Wassern gewaschene Grosstadttypen, deren Chuzpe unübertroffen blieb. Es gab eigentlich überhaupt nichts, was denen noch imponieren konnte, auf keinen Fall diese als Ärzte verkleideten Berufsmilitärs. Einer von ihnen, der mit der grössten Schnauze, hiess Rothkirch und war im Zivilleben Besitzer einer Arbeiterkneipe im Wedding. Er hatte eine eindrucksvolle Kopfnarbe, war aber so kurz geraten, dass er dem Oberstarzt, auf den er jetzt zutrat, nur bis zur Brust reichte. Wir hielten die Luft an vor Schreck, als er ihm auf die Schulter klopfte, auf seine eindrucksvolle Wampe deutete und in den berüchtigten wohl wollenden Offizierston verfallend sagte: «Na, mein Sohn, da fehlt's ja bei dir nicht, aber da», und dabei deutete er auf die nur mit den üblichen Etappenorden geschmückte Brust seines Gegenübers, «aber da fehlt's schon noch sehr. Findest du nicht auch?» Wir erstarrten vor Schreck. Unser armer Dr. Dräger, der ja genau wusste, dass sein Patient hier eine Schau abzog, hielt sich blitzschnell die Hand vor sein Gesicht. Die anderen Herren der Kommission blickten indigniert oder irritiert, was das jetzt sein sollte. Der Herr Oberstarzt, ein älterer Herr, Mitte 60 etwa, war offensichtlich eher verwirrt als empört. So etwas

war ihm wohl noch nie passiert. Und Rothkirch, durch seinen Erfolg ermutigt, setzte noch einen drauf: «Klar wem wir mit Ihnen marschieren, erwarten gehorsamst Ihre Befehle, Herr General!» Die hatten genug, rauschten ab. Tür auf: «Achtung!», Augen rechts, weg waren sie. Wir prusteten los und gratulierten unserem Helden. Plötzlich ging die Tür auf, und in ihr stand unser Dr. Dräger.

«Unteroffizier Rothkirch, das ganze Wochenende absolutes Ausgehverbot wegen ungebührlichen Verhaltens gegenüber einem Vorgesetzten», grinste und ging raus.

Hört sich heute ganz komisch an, richtige Militärklammer. War es aber nicht. Dahinter, wie in manch anderer Geschichte in diesen Wochen, steckte eine Art verzweifelter Galgenhumor. Der auf den Menschen lastende Druck, die nicht mehr abzuschüttelnde Angst vor dem, was unaufhaltsam auf uns alle zukam, musste sich einfach Luft machen in gelegentlichen Ausbrüchen. Für wenige Minuten konnte man vergessen, was uns demnächst erwartete. Und noch etwas für die Nachgeborenen. Wer hier aus seinem Lazarett «ausgekämmt» wurde von diesen als Mediziner verkleideten Todesengeln, der landete in einer der Alarmkompanien, mit denen die provisorischen Verteidigungsstellungen um Berlin aufgefüllt wurden. Was sie erwartete, illustriert eine Meldung des brandenburgischen Innenministeriums von 1993: «In der Region östlich von Berlin werden die Gebeine von Zehntausenden von gefallenen deutschen Soldaten vermutet. In der Nähe der Orte Seelow und Halbe wurden die sterblichen Überreste von schätzungsweise 30'000 bis 80'000 Opfern aus den letzten Kriegswochen verscharrt. Bei Bauarbeiten für neue Projekte in Brandenburg wurden seit dem Mauerfall insgesamt die Reste von 118'000 Leichen gefunden.» Da hat nicht viel gefehlt, und meine hätte dabei sein können.

Ich habe hier etwas einzufügen: Im ganzen Zweiten Weltkrieg gab es vom ersten Tag des Polenfeldzuges 1939 bis zur letzten Stunde Berlins 1945 keinen einzigen toten deutschen Soldaten. Natürlich nicht in Wirklichkeit, wohl aber

in der gesamten fotografierten und gefilmten deutschen Kriegsberichterstattung – weitgehend übrigens auch in der geschriebenen. Es gab schon ein paar Bilder, aber nur von sorgfältig gearbeiteten Birkenkreuzen mit Stahlhelm drauf, von am Grab betenden Kameraden, natürlich auch von den Staatsbegräbnissen der grossen Helden, mit Ansprachen im Zeughaus und Ehrenkompanien, von gepflegten, bitte nicht zu grossen Soldatenfriedhöfen. Es gab viele Fotos aus Lazaretten mit hübschen Rot-Kreuz-Schwestern und sich erholenden Soldaten. Aber weder in den Hunderten von Kriegswochenschauen noch in der gesamten deutschen Presse aus der Kriegszeit wird man ein einziges, brutal realistisches Bild eines gefallenen deutschen Soldaten finden. Auch keinen abgeschossenen deutschen Panzer, kein abgestürztes Flugzeug, keine zerbombte Flak-Stellung – nichts. Ich kann das als unfreiwilliger Experte beurteilen, denn ich habe später über Jahre hinweg als Leiter des Bilderdienstes im Süddeutschen Verlag nahezu das gesamte PK-Bildmaterial der deutschen Kriegsberichterstattung aus dem Zweiten Weltkrieg, das vor allem über die zentrale, offizielle Bildagentur an alle Redaktionen ging, in der Hand gehabt und archivieren lassen.

Erst Jahre nach dem Krieg, in den Fünfzigern, als ich mit vielen alten PK-Berichterstattern, die heute alle tot sind, sprechen konnte, erfuhr ich, dass keiner von ihnen solche Bilder von deutschen Gefallenen gefilmt oder fotografiert hat. Sie wussten alle, dass solche Aufnahmen, die einige von ihnen in den ersten Kriegsmonaten gemacht hatten, ausnahmslos schon in der ersten Zensurkette hängen blieben und aussortiert wurden. Sie riskierten sogar Strafversetzung und Abberufung, wenn sie sich nicht an diese Anweisungen hielten. Der später für das Feuilleton der ‚Abendzeitung‘ in München arbeitende Berufsfotograf G. Schödl, der im Herbst 1940 beim deutschen «Blitz» gegen England zahlreiche Bombereinsätze mitflog, wurde beinahe degradiert, weil er als besessener Berichterstatter abgeschossene und abstürzende deutsche Flugzeuge fotografierte, auch

die Leichen von Besatzungsmitgliedern, die man aus den von Einschlägen zersiebten Flugzeugen herausholte.

Die diktatorisch gelenkte NS-Propaganda schaffte es tatsächlich, den gesamten Zweiten Weltkrieg fast ohne eine deutsche Leiche abzuspielen. Die des Gegners wurden massenhaft gezeigt, vor allem während des Russlandfeldzuges. Auf unserer Seite war die Ehrensalve über dem mit einem Hakenkreuz bedeckten Sarg schon das Maximum. Auch mir fiel es erst wie Schuppen von den Augen, als ich im Sommer 1946 zufällig in West-Berlin in ein Kino geriet, in dem ein Dokumentarfilm amerikanischer Kriegsberichterstatter über die letzten Kämpfe im Pazifik gegen die Japaner gezeigt wurde. Vor allem die Landung auf der Insel Iwojima im Februar 1945 als Farbfilm. Der zeigte völlig ungeschminkt, brutal realistisch, wie so etwas wirklich aussieht. Da bewegte die Dünung die Leichen von Dutzenden von GIs im Wasser, der Strand war übersät mit Toten und Schwerverwundeten, zwischen denen die Sanitäter herumhetzten, die von Artillerieeinschlägen immer wieder auf den Boden gezwungen wurden. Dass der Kameramann ebenfalls ins Zittern kam, das merkte man an den verkannten Bildern. Die Gesichter der Soldaten zeigten ihre Verzweiflung und völlige Erschöpfung, auch ihre Angst. Ich war tief beeindruckt, kam völlig betäubt aus dem Kino. Ich war fassungslos. Wie konnte es eine Regierung riskieren, den Menschen in der Heimat, den Angehörigen dieser armen Kerle auf der Leinwand, derartige drastische Bilder zuzumuten? Wie stark musste die von der NS-Propaganda immer verspottete und verlachte Demokratie als Staatsform sein, wenn sie ihre Bürger, offensichtlich ganz selbstverständlich, mit einer so realistischen und brutalen Kriegsberichterstattung konfrontieren konnte? Das hatte dieser NS-Staat sechs Kriegsjahre hindurch nicht gewagt. Welch enorme Kraftreserven mussten in dieser, mir ein Jahr nach Kriegsende in der Ostzone noch weitgehend unbekanntem Staatsform stecken, wenn so etwas möglich war. Für mich wurde dieser Dokumentarfilm zu einem Schlüs-

selerlebnis, machte mir den Kopf frei für ganz neue Überlegungen.

Zurück nach Berlin-Friedrichshagen ins Reservelazarett 134 a, Mitte Februar 1945, von wo aus mich der Stabsarzt Dr. Dräger ganz gerne als Kurier für wichtige Papiere einsetzte, denn in dem zerbombten und zertrümmerten Berlin haperte es inzwischen bei den Postverbindungen ebenso wie im Telefonverkehr, sobald mal wieder ein schwerer Luftangriff überstanden war. Diese zweite Geschichte, die mir um Haaresbreite das Genick gebrochen hätte, ereignete sich nach dem allerschwersten Angriff, als Berlin am 2./3. Februar eher einem feuerspeienden Vulkan glich als einer Millionenstadt und kaum mehr ein innerstädtischer Verkehr vorhanden war. Ich sollte Krankenakten in Berlin-Buch abholen. Das war ein riesiges Parkgelände mit zahlreichen medizinischen Forschungseinrichtungen und grossen Klinik- und Versorgungsbauten, bis in den Krieg eine der grössten deutschen Nervenheilanstalten. Ich suchte und fand meine Dienststelle, so eine Art medizinisches Stabsquartier, und wollte eben mit meinen Akten wieder verschwinden, als es plötzlich hiess: «Der Herr Generalarzt will Sie sprechen.» Ich war etwas verwirrt, hatte ich es doch noch nie in meinem Leben mit einem General zu tun gehabt, schon gar nicht mit einem Arzt, der General war. Aber sofort flammte mein Misstrauen auf. Man lernt als einfacher Soldat schnell solchen Begegnungen aus dem Wege zu gehen, weil selten was Gutes dabei herauskommt. Ich wurde vorgelassen, machte Meldung: «Gefreiter Frodion vom Reservelazarett 134 a mit Befehl ... usw.» An seinem Schreibtisch sass ein freundlicher alter Herr, uralt wie mir schien, weisshaarig, rundes, leicht gerötetes Gesicht, die Kragenspiegel der Uniform tatsächlich rubinrot mit den goldenen Generalsstickereien. Ich hatte mir den Tod als Symbolfigur immer als Gerippe mit Sense und Sanduhr in den Knochenhänden vorgestellt, so wie auf den Holzschnitten von Alfred Rethel. Das war ein Irrtum. In Wirklichkeit hatte er rote Bäckchen, Falten im Gesicht,

eine Brille auf der Nase und lächelte freundlich aus einer Generalsuniform. Reden konnte er auch und sprach: «Sagen Sie mal, Gefreiter, sind Sie eigentlich verwandt mit meinem Kriegskameraden, dem Generalmajor Bruno Frodien?», was ich bejahte. Der war nämlich das militärische Renommierstück unserer Familie, das ich nie kennengelernt hatte. Er war 1919, nach dem Ersten Weltkrieg, zwangspensioniert worden und hatte sich, da erst Anfang Sechzig, auf die Ahnenforschung als Steckenpferd geworfen und unsere ganze Familiengeschichte rückwärts aufgerollt. Der alte Herr erzählte einiges aus ihrer gemeinsamen Soldatenzeit und fragte dann plötzlich: «Ja und was machen Sie eigentlich jetzt hier in Berlin?» Ich berichtete, immer noch nichtsahnend, von meiner Verwundung, unserer Flucht aus Breslau und meiner bevorstehenden Operation. Er sah sich meine Narbe genau an, die interessierte ihn sehr, und ich begann langsam misstrauisch zu werden. Was wollte der Kerl von mir? Dann: «Mit so einer gut geheilten Narbe können Sie ohne Weiteres wieder einen Stahlhelm aufsetzen, das ist gar kein Problem in Ihrem Alter.» Da wusste ich, was die Glocke geschlagen hatte, und wollte hier nur noch raus, nur jetzt keinen Fehler machen. Als ich nochmal die beiden Splitter erwähnte, liess er mit einer flüchtigen Handbewegung, wie zufällig, ein Blatt Papier von seinem Schreibtisch auf den Boden gleiten. Reflexartig bückte ich mich und hob es auf. Das war genau das, was er wollte. «Na also, das geht doch sehr gut, keine Schwindelanfälle, keine Unsicherheit.» In mir begann die Wut hochzukochen. Aber noch war meine Vorsicht stärker. Ich kam mir vor wie an der Front in einem dieser verfluchten Minenfelder. Ein falscher Schritt und man flog in die Luft. Ganz väterlich sprach er weiter, griff sich einen Vordruck auf seinem Schreibtisch und sagte plötzlich: «Na, das ist doch völlig klar, ein richtiger Frodien gehört in diesen schweren Stunden unseres Vaterlandes an die Front zu seinen Kameraden. Ihr Onkel wäre völlig meiner Meinung.» (Kunststück, der war Nachschub-

Spezialist gewesen, hatte vier Jahre in Generalstäben gegessen und nie einen Schuss Pulver gerochen.) «Ich veranlasse Ihre sofortige Verlegung hier in meine Stammkompanie», fuhr er fort, «und von hier aus können wir Ihre sofortige Abstellung an die Front veranlassen.» Das war ein Todesurteil. Ich wusste es. Und dieser Wahnsinnige in Generalsuniform musste es auch wissen. War es der Neid eines alten Mannes auf die Jugend, die da vor ihm stand und die zu vernichten eine einzige Unterschrift von ihm genügte? Als er damit begann den Vordruck auszufüllen, haute es bei mir die Sicherungen durch. Ich begriff, dass ich den Spiess zu meiner Verteidigung umdrehen musste, und dann legte ich mit rotem Kopf und lauter Stimme los: «Herr Generalarzt haben nicht das mindeste Recht, mich indirekt der Feigheit zu bezichtigen, wie Sie das eben getan haben. Ich habe mich mit 16 kriegsfreiwillig gemeldet, bin seit meinem 17. Lebensjahr Soldat, mit 18 schwer verwundet worden. In meinem Soldbuch nachlesbar, alle Auszeichnungen für besondere Tapferkeit vor dem Feind, eingetragene fünf Nahkampftage mit Spange. Alle meine Ärzte», und jetzt wurde ich unanständig laut, «alle ohne Ausnahme, haben mir erklärt, dass ich mit den zwei Stecksplittern im Gehirn nicht an der Front eingesetzt werden kann. Sie, Herr Generalarzt, kennen keine Zeile meiner Krankenpapiere, haben nicht eine einzige Röntgenaufnahme gesehen und machen mir einen Vorwurf daraus, dass ich überhaupt noch in einem Lazarett bin. Bitte empfehlen Sie mich meinem Onkel, wenn Sie ihn noch mal sehen. Ich muss sofort zurück, ich habe einen Befehl auszuführen. Gefreiter Frodien meldet sich ab, Heil Hitler, Herr Generalarzt!» Riss den rechten Arm hoch, schlug die Absätze zusammen, machte kehrt und war wie ein geölter Blitz draussen, ehe er noch etwas sagen konnte. Stolperte durch die Schreibstube, schlug auf dem Flur sofort einen Haken, damit ich schnell ausser Sichtweite geriet, suchte mir eine Treppe zum Hinterausgang des Gebäudes und stand im Freien. Hörte zwar noch hinten im Haus Rufe, aber im

Augenblick hatte ich etwas Boden gewonnen. Mir schlug das Herz wie ein Dampfhammer, ich schwitzte vor Aufregung und Spannung. Mit so einem Verrückten hatte ich nicht gerechnet. Wenn das bloss gut ging. Die Narben schmerzten, ich humpelte quer über das Parkgelände. Dann fiel mir ein, dass ich durch keine offizielle Zufahrt, deren gab es mehrere, rausgehen konnte. Der Irre hatte bestimmt die Posten telefonisch angewiesen, mich festzuhalten und zurückzubringen. Das hatte er auch getan, wie ich später erfuhr. Also suchte ich mir das Landser-Loch im Drahtzaun, das es in allen Lazarettzäunen gab, weil man ja irgendwie raus und rein wollte, ohne vom Posten gesehen zu werden. Ich hatte es im Bauch, dass diese Angelegenheit noch nicht zu Ende sein würde. So war es auch. Ich hatte, zurück in Friedrichshagen, kaum die Papiere abgegeben, schon hiess es: «Frodien, sofort zu Stabsarzt Dräger.» Der sah mich entgeistert an: «Was haben Sie denn mit dem alten Herrn in Buch angestellt, der ist ja ganz ausser sich. Will sofort Ihre gesamten Krankenpapiere haben und ausserdem», er sah mich traurig an, «tut mir leid, aber es hat keinen Zweck, es Ihnen nicht zu sagen. Es ist bereits ein Marschbefehl für Sie an uns unterwegs, vom Herrn Generalarzt persönlich unterschrieben, was um Himmels willen haben Sie denn da angerichtet?» Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, er schüttelte nur seinen Kopf und sagte: «Na ja, der alte Herr ist Nervenarzt, Spezialist, Sie wissen ja, dass bei denen manchmal was vom Beruf abfärbt, aber das hilft Ihnen jetzt auch nichts mehr.» Mich rettete der Befehl von oben, die Berliner Lazarette zu räumen. In der bevorstehenden Schlacht konnte man keine Invaliden brauchen, und die Ärzte machten Dampf, weil sie die sowjetische Offensive genauso fürchteten wie wir. Den wenig später prompt eintreffenden Marschbefehl für mich liess Dr. Dräger in seiner Schreibtischschublade, bis wir nach Westen verladen wurden. Ein wirklicher Arzt, und von denen gab es viele. Ich verdanke ihm mein Leben. In Berlin war Untergangsstimmung, das war fast mit

Händen zu greifen. Erinnernte der Beginn des Sterbens von Breslau, wegen der intakten Kulissen und dauernden Überraschungseffekte, die überhaupt nicht zueinander zu passen schienen, eher an ein absurdes Theater, so war Berlin das Finale einer Wagner-Oper, bei dem der Regisseur Anweisung gegeben hatte, keinen einzigen Effekt auszulassen. Jedenfalls kam es mir so vor, als ich meine Erinnerungen zusammensetzte. Es zog sich auch viel länger hin, vom Februar bis zum 16. April, als die Rote Armee von ihren Brückenköpfen an der Oder zum letzten Gefecht ansetzte. Bei meinen Kurierfahrten, oft auf abenteuerlichen Umwegen, sagte ich mir immer wieder, mach die Augen auf, sieh genau hin, was hier abläuft, das ist Weltgeschichte. Es war ähnlich wie in Breslau, und vielleicht versuchte ich auch so, die Angst, die ich natürlich hatte, zu unterdrücken. Leider ist ein Teil dieser Notizen verloren gegangen, und weil hier nur niedergeschrieben ist, was belegbar und wahr ist, und ich mich an Einzelheiten nicht mehr erinnern kann, muss dieser Teil, die Eindrücke während der Kurierfahrten, wegfallen. Einen kleinen Zettel gab es, nach dem Desaster in Buch mit dem Generalarzt, da hatte ich festgehalten, dass fast alles davon abhängt, die Angst nicht Herr werden zu lassen über sich, und wo ich mir vorgestellt hatte, wie schön es gewesen wäre, wenn ich ihm eine MP-Salve über seinen Fettwanst hätte ziehen können. Nein, wir hatten kein Mitleid mit Feinden, das hatte man uns gründlich ausgetrieben.

Aber vorher war eine Nacht und ein Tag, Freitag, der 2. Februar und Samstag, der 3. Februar 1945, da ging in Berlin die Welt unter. Wir hatten etwas geahnt.

Tagebuch: 31.1. Mit Inge verabredet, plötzlich Urlaubssperre. Alarmbereitschaft für ganz Berlin. Komme trotzdem raus, amo, amas, amat (das interessierte einen ja auch noch, trotz Krieg). 1. Februar: Immer noch Alarmbereitschaft. Muss Inge absagen. Der Tag besteht aus Rumdösen und Wache schieben. 2. Februar: Inge aus dem Krankenhaus abgeholt, Essen gegangen. Abschied auf S-Bahnhof. Ich bin

eine halbe Minute unterwegs, Fliegeralarm, renne zurück, Inge schon weg.

Und dann ging es los, ich kam gerade noch zurück ins Lazarett. 3. Februar: Schwerer Terrorangriff, ganze Innenstadt brennt.

Was hier nur in lakonischen Worten festgehalten wurde, war ein Luftangriff, der selbst die einiges gewohnten Berliner ins Mark traf. Eine Steigerung der Angriffsintensität konnte man sich einfach nicht mehr vorstellen. Die alliierten Bomber hatten zunächst einen grossen Teil der in und um Berlin stationierten Flakstellungen zu Klumpen gebombt, und luden dann fast 48 Stunden lang ihre Bombenlast ziemlich ungestört über der Stadt ab. Wie durch ein Wunder blieb Friedrichshagen ausserhalb der massivsten Abwürfe, aber vom Dachboden aus, wo ich, zur Luftschutzwache eingeteilt, mit den anderen Brandbomben bekämpfen sollte, beobachteten wir dieses Inferno über der Stadt. Das waren keine einzelnen Brandherde mehr, keine Einzelexplosionen, die Innenstadt war ein Vulkan, der Feuer spie. Ich traute meinen Augen nicht, als ich sah, wie sich der Himmel verfärbte. Es war, als ob ein Feuerkranz über der Stadt lag, unvorstellbar, dass Menschen eine solche Glut überleben konnten. Als das immer länger dauerte, ohne Pause, Angriffswelle auf Angriffswelle, kamen immer wieder, trotz strenger Verbote, einzelne Verwundete zu uns rauf und starrten in diesen Flammenorkan. Die meisten waren Berliner, hatten ihre Familien immer noch in der Stadt, standen neben mir, und ich sah, dass einigen die Tränen über das Gesicht liefen. Noch nie in meinem Leben, auch nicht an der Ostfront, hatte ich einen solchen Luftangriff erlebt.

In dieser Nacht hörte ich zum erstenmal Soldaten, ohne Rücksicht auf Spitzel oder Vorgesetzte, den Nationalsozialismus verfluchen. In dieser Nacht ging bei mir etwas endgültig zu Bruch, wogegen ich mich immer wieder gewehrt hatte. Ich wurde der Pazifist, der ich heute noch bin. Nichts, absolut nichts, konnte eine solche Hölle rechtferti-

gen. Die absolute Sinnlosigkeit von all dem Sterben und Leiden, das ich um mich herum miterleben musste, traf mich wie ein Hammer. Es konnte keine politischen Ziele, keine Idee, keinen Glauben geben, der das alles gerechtfertigt hätte. Welcher Mensch konnte es, vor wem auch immer, verantworten, diese grauenhaften Gewalten zu entfesseln. Weiter kam ich damals nicht mit meinen Überlegungen, weil die ersten Brandbomben auch unser Lazarett trafen. Wir hatten alle Hände voll zu tun, mussten uns um die Löschteiche kümmern, Wasser auffüllen, einen Dachstuhlbrand löschen und nachher etliche zersprungene Fensterscheiben abdichten, denn es war immer noch bitter kalt draussen.

Die Tage danach. Über der Stadt hing eine Rauchwolke, ich kam nicht mehr hinein. Das Tagebuch vermerkt «absolute Urlaubssperre», von den Krankenschwestern hörten wir, dass diese Angriffe der Stadt fast den Rest gegeben hatten. Fast alles war kaputt und zerschlagen, es fuhr kaum noch Verkehrsmittel, auch soll es sehr viele Tote und Schwerverletzte gegeben haben. Zahlen wurden natürlich nicht genannt. Die Berliner unter uns wollten raus und nach ihren Angehörigen sehen, aber es gab keine Urlaubsscheine. Etliche gingen nachts hinten über den Zaun, wir halfen ihnen. Sie kamen erst nach vielen Stunden zurück und erzählten Schauergeschichten von den Folgen dieses Angriffs.

Wir kamen nicht mehr aus dem Lazarett heraus. Mitte Februar wurden wir auf einem Berliner Güterbahnhof verladen und fuhr Richtung Westen. Mit der wachsenden Entfernung von Berlin - kein Mensch kannte das genaue Ziel - wuchs die Hoffnung auf das eigene Überleben. Wir fuhr durch unzerstörte Dörfer und Landschaften, in denen der Krieg keinerlei Spuren hinterlassen hatte. Draussen begannen die Bauern mit der Feldbestellung, als wenn nichts gewesen wäre. Die Tage vergingen, wir fuhr und fuhr, langsam mit unendlichen Aufenthalten, und plötzlich merkten wir, dass der Frühling begonnen hatte. Ein

extrem zeitiges Frühjahr, zum Glück für Hunderttausende von Flüchtlingen auf allen Landstrassen, die im Freien übernachteten mussten. Dieses warme Wetter sollte wochenlang anhalten. Keiner von uns konnte sich an ein so zeitiges und warmes Frühjahr erinnern. Wir saßen im Zug, oft schweigend und unseren Gedanken nachhängend, vor allem diejenigen Berliner, die Angehörige in der Stadt zurückgelassen hatten. Aber an Hand einer Landkarte kontrollierten wir unsere Fahrtrichtung, und bei der war für uns alle das Wichtigste, es ging nach Westen, nach Westen – nach Westen!

Wir waren von allen Nachrichten abgeschnitten. Es erschienen keine Zeitungen oder Zeitschriften mehr, für die wenigen Radiogeräte im Zug gab es keinen Stromanschluss (es gab noch keine Batteriegeräte), wir waren auf Gerüchte angewiesen, die auf den wenigen Provinzbahnhöfen kursierten, auf denen wir Station machten. Es war auf dieser Eisenbahnfahrt, dass mir durch ein weiteres Schockerlebnis auch noch die letzten, kümmerlichen Hoffnungen zerschlagen wurden, dass es ein Kriegsende ohne die komplette Vernichtung Deutschlands geben könnte. Denn nicht anders konnte ich, wie viele andere, die von den Siegern geforderte «bedingungslose Kapitulation» interpretieren. Die NS-Propaganda hatte uns da seit Monaten ein schauerliches Endzeitpanorama für alles Deutsche an die Wand gemalt, nur weil die NS-Führungsschicht damit ihr eigenes Ende hinauszuschieben hoffte. Es war ein Verbrechen am eigenen Volk, das letzte von vielen. Es kam dann ganz anders, aber wer sollte das damals ahnen.

Wir standen, wie so oft, auf freier Strecke, als plötzlich die Luft über uns zu summen begann. Die Berliner und die im Westen Verwundeten wussten sofort, was los war. «Alles raus, volle Deckung, Fliegerangriff, Bomber!» Wir liefen vom Zug in ein benachbartes Waldstück, als das Summen in ein anhaltendes Dröhnen überging, immer lauter wurde, bis es in einem ohrenbetäubenden Krach endete. Das war Motorengebrüll, Hunderte, nein Tausende von Flugzeugmotoren, der Himmel schien zu erbeben,

und dann sahen wir sie. «Flying Fortress», die viermotorigen amerikanischen Langstreckenbomber, die seit über zwei Jahren Deutschland systematisch in seine Bestandteile zerlegten. Wir versuchten ihre Höhe zu schätzen, an die 5'000 Meter, und sie zogen über unsere Köpfe wie gigantische Vogelschwärme. Ich versuchte zu zählen, hatte so etwas noch nie gesehen, auch nicht bei den Angriffen auf Berlin. Bei 150 hörte ich auf, es war zwecklos; es kamen immer neue Maschinen, es war unglaublich, der Himmel war voller Silberfische, deren Aluminiumleiber in der Sonne glitzerten. Ihr Anblick war so faszinierend, dass ich für Minuten ihre tödliche Fracht völlig vergass. Als die ersten Geschwader schon längst über uns hinweggezogen waren, tauchten am Horizont noch immer weitere Maschinen auf, die wie in Paradeformation in Washington ungestört ihren Kurs hielten. Uns befand man keiner Bombe für würdig, zu unserem Glück, aber der Anblick dieser Hunderte von «Fliegenden Festungen» war eine so eindrucksvolle Demonstration militärischer Überlegenheit, dass wir uns alle ziemlich klein und hässlich vorkamen.

Dann hatte ich, unbeabsichtigt, den grössten Lacherfolg der ganzen Bahnfahrt, als mir die Frage herausrutschte: «Ja gibt's denn hier überhaupt keine Flak mehr, und wo, verdammt nochmal, bleibt eigentlich unsere Jagdabwehr?»

Die Berliner sahen mich mitleidig an: «Bei dir merkt man och, det de aus'm wilden Osten stammst, det jeht doch hier schon seit Anno Tobak so. Wat jlobste denn, det hier allet von alleene zerbrösel?»

Es war endgültig aus mit uns, ja, jetzt endlich, viel zu spät, hatte ich es wirklich begriffen. Die hochgejubelten Wunderwaffen und das «Feldherrngenie» des Führers waren ein Nichts gegen diesen Spazierflug von tausend Viermotorigen über unseren Köpfen. Es gab keine Hoffnung mehr, Deutschland war am Ende, Feierabend.

Nach langer Irrfahrt, weil uns keiner aufnehmen wollte, landete unser Lazarettzug schliesslich in Göttingen, wo wir in einem geräumten Gymnasium untergebracht wurden.

Wir hatten nicht viel Zeit uns einzurichten, denn Anfang April hiess es auf einmal: «Die Amis sollen nur noch ein paar Kilometer weg sein, macht euch fertig für die Gefangenschaft!»

An der haarscharfen Zeitgrenze zwischen Krieg und Nicht-mehr-Krieg, was etwas ganz anderes war als der Frieden nach der Kapitulation, gab es einen ganz seltsamen Schwebezustand. Das waren jene Stunden der Leere, in denen es keinen Machtanspruch mehr gab, weil die Wehrmacht und mit ihr der letzte Machtfaktor des NS-Staates schon abmarschiert oder kapitulationsbereit war, der Feind aber noch ausser Sichtweite blieb, weil er es nicht mehr so eilig hatte oder der Ruhe vor seiner Angriffsspitze nicht so recht traute. Diese Zeit zwischen einem sicheren Ende und einem unsicheren Anfang war es, die zu Recht die später fälschlich für einen ganz anderen Zeitabschnitt in Anspruch genommene Bezeichnung «die Stunde Null» für sich reklamieren konnte.

Ganz anders als im Osten, sahen die Menschen im Westen dem Kommenden mit einer gewissen Erleichterung entgegen, schwankend zwischen der Furcht vor dem Unbekannten und eventuell gefährlichem Neuen und der Hoffnung auf jetzt anbrechende bessere Zeiten. Das ganze Lazarett sass vereint im Luftschutzkeller, in den uns die Sirenen am Vormittag mit ihrem Signal «Panzeralarm» gescheucht hatten, und wartete, ohne so genau zu wissen, ob man jetzt schon auf den Führer und seine verdammte Bonzenpartei und diesen ganzen Scheisskrieg schimpfen durfte, oder ob es ratsamer war, vorerst noch den Mund zu halten. Die Situation war nicht ohne Reiz, weil sie geprägt war von der völligen Unsicherheit, was jetzt gleich mit uns passieren würde, und von der Erwartung, dass mit dem Eintritt des ersten amerikanischen Soldaten der Krieg für uns endgültig vorbei sein würde - nach sechs langen Jahren.

Die ersten Amerikaner kamen, Stahlhelm auf dem Kopf, kaugummikauend mit vorgehaltener, schussbereiter MP

durch die Kellertür. Unser Chefarzt trat ihnen entgegen und hätte sie in seiner Aufregung um ein Haar mit hochgerissenem rechtem Arm begrüsst, mit «Heil-Hitler», wie das seit dem 20. Juli-Attentat auch in der Wehrmacht vorgeschrieben war. Er bekam aber gerade noch in letzter Sekunde die Kurve und konnte seine Hand an den Mützenschirm umlenken, als ihm der amerikanische Leutnant seine rechte Hand entgegenstreckte, die unser Chef in seiner völligen Verwirrung sofort ergreifen und kräftig schütteln wollte. Das scheiterte daran, dass der Leutnant seine Hand wie von einer Tarantel gestochen zurückzog, so dass der Chef, nun völlig durcheinander, ins Leere griff. Ich sass daneben und beobachtete die Szene mit Vergnügen. Ich bedauerte sehr, dass ich keinen Fotoapparat dabei hatte. Mir als Frontsoldat a.D. war sofort klar, dass der Leutnant keineswegs die Absicht hatte, mit einem Nazi-Offizier Shakehands zu machen, sondern von unserem Herrn Oberstabsarzt was ganz anderes wollte, nämlich die Pistole. Die trug er genauso wie alle anderen Sanitätsoffiziere immer noch umgeschnallt an seiner Seite und hatte keine Ahnung, dass er damit unsere ganze Kapitulation gefährdete. Offensichtlich aber hatten die Amerikaner inzwischen genügend Erfahrungen mit deutschen Offizieren gesammelt, die nie an der Front gewesen waren, und so begnügte er sich mit einer herrischen Geste, ignorierte die Schulenglisch-Sätze, die der Chef vorher sorgfältig einstudiert hatte, sammelte die Pistolen ein, warf noch einen Blick auf unseren maroden Haufen und verschwand mit seinen Kameraden. Das war das undramatische Ende. Wir kletterten alle wieder nach oben, froh, die Sache hinter uns zu haben, sahen uns an, lachten und fingen ganz langsam an zu begreifen, dass wir den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten.

Es war jetzt Nachmittag und ich platzte beinahe vor Neugierde darauf, was sich wohl draussen in der Stadt abspielte. Ich beschloss, unauffällig hinten über den Zaun zu steigen, um einen Blick auf diese Ereignisse zu werfen.

Ähnlich wie vorher in Breslau hatte ich wieder das Gefühl, Zeuge eines historischen Ereignisses zu sein, das sich so jedenfalls zu meinen Lebzeiten bestimmt nicht wiederholen würde. Mein ostpreussischer Bettnachbar, der ehemalige Unteroffizier Pfeifer, mit dem ich mich angefreundet hatte, vom unglücklichen Geburtsjahrgang 1919, wollte zu meiner Überraschung unbedingt mitkommen. Ich hatte ihn angesteckt. Er vergewisserte sich aber vorher, ob ich auch bestimmt englisch könne, was ich, ohne schamrot zu werden, bestätigte. Dabei hatte ich es im Internat in Liegnitz maximal auf einen schwachen Dreier gebracht. Wir zogen unsere Lazarettklamotten an, blau-weiss längs gestreifte unförmige Krankenhausanzüge, die den Vorteil hatten, völlig unmilitärisch auszusehen, und machten uns auf den Weg. Die anderen, froh, ihre Ruhe zu haben, hielten uns für zwei Verrückte und prophezeiten uns ein schlimmes Ende.

Die Strassen waren fast leer, bis auf ein paar besonders mutige Göttinger, die vorsichtig Witterung aufnahmen. Wir kamen an die breite Weender Landstrasse, die hier durch die Stadt verläuft, konnten sie aber nicht überqueren, weil gerade eine amerikanische Truppe Richtung Osten vorbeirollte. Na ja, dachten wir, warten wir halt ein paar Minuten, bis eine Lücke kommt. Wir standen und standen, warteten und warteten. Neben uns sammelten sich noch einige Zivilisten, die auch über die Strasse wollten. Inzwischen mussten Dutzende von Panzern, Geschützen und LKWs vorübergefahren sein, gefolgt von unzähligen Jeeps, ohne Pause, ohne Lücke. Als das immer so weiterging, sah ich Pfeifer ganz entgeistert an. Der war blass im Gesicht – vor Wut. Wie ich dachte er an den ewigen Treibstoffmangel bei der Wehrmacht, die alten, ausgeleierten LKWs, die reparaturanfälligen Schützenpanzerwagen, die immer mangelhafter werdende Gesamtausrüstung, die fehlende Luftunterstützung, die aus allen Winkeln zusammengekehrten Reservesoldaten, zu denen «Magenkompanien» gehörten, Männer mit Magengeschwüren, die

trotzdem eingezogen wurden und Diät bekommen sollten, die es natürlich nicht gab. Es hatte vorne und hinten gefehlt, und jeder sah es, der Augen im Kopf hatte. Hier fuhren Tausende an uns vorbei, nicht einer davon marschierte zu Fuss, wie wir neiderfüllt feststellten, alles junge, kräftige Kerle, platzend vor Gesundheit und phantastisch gut ausgerüstet. Wir waren fasziniert vom Anblick dieser Kampftruppe, wie wir noch nie eine gesehen hatten. Als das aber Stunde um Stunde so weiterging, wurden wir immer wütender. Der Pfeifer murmelte nur immer fassungsloser: «Das müssen die doch gewusst haben, oben, das ist doch der reine Wahnsinn. Diesen Hochglanzverein hätten wir schlagen sollen, mit unsern alten Kleppern!»

Viel später, als wir wieder zurück im Lazarett waren, wo die anderen gespannt unseren Bericht erwarteten, da kam es ganz langsam in seinem ostpreussischen Dialekt raus: «Die oben, da gib'ts jetzt eigentlich nur noch zwei Möglichkeiten. Entweder waren das Vollidioten, die keine Ahnung von dem hatten, was der Iwan und der Ami auf die Beine stellen können, das wär schon schlimm genug. Aber die andere Möglichkeit wäre noch schlimmer», er wurde ganz leise, «die habens gewusst und trotzdem riskiert, auf unsere Kosten, dann habense mit unserer Heimat 17 und 4 gespielt, und wir Arschgeigen haben mitgemacht!» Damit hatte er, ohne es zu wissen, den Grundtenor für eine Diskussion angeschlagen, die in dieser Generation über die Jahrzehnte hinweg nicht mehr enden sollte, die Frage nach der Schuld, und das war für uns alle, soweit wir uns nicht schnell in die eigene Tasche logen, automatisch auch die Frage nach der eigenen Mitschuld.

Um den Amerikanern auszuweichen, schlugen wir einen Bogen über den Göttinger Marktplatz, wo vor dem Gänseliesel-Brunnen ein amerikanischer Armeekoch, umgeben von den Szenen eines Feldlagers, versuchte, das Feuer seiner Feldküche in Gang zu bringen, als wir an ihm vorüberschlenderten. Niemand kümmerte sich um uns. Da sein Feuer immer noch nicht richtig brennen wollte,

stach der Koch mit einer grossen Spiessgabel in eine Aluminiumkiste und warf einen Riesenklumpen reiner Butter, ich schätzte ihn auf 10 bis 15 Kilo, in sein Feuerloch. Uns lief das Wasser im Mund zusammen. Mit der Butterportion hätte man unseren ganzen Lazarettsaal eine Woche lang satt bekommen. In vorsichtigem Abstand beobachteten einige Kinder das Heerlager, und unter den wenigen Erwachsenen waren einige Frauen mit ziemlich eindeutiger Profession, die erste Kontakte suchten. Es war eine friedliche Szene und erstaunlich leise, auch weil keiner herumbrüllte, wie auf einem deutschen Kasernenhof.

Hinter dem Markt, am Rande der Altstadt, kamen uns erste Exemplare eines wüsten Menschenzuges entgegen, alte und junge Frauen, Greise, Halbwüchsige, Zwangsarbeiter, vor allem Polen und Russen. Alle verband eines. Sie brachen fast zusammen unter der Last der verschiedenen Waren, die sie mit sich schleppten. Das war kein Ausverkauf, das war geplünderte Beute. Das war, da gab es nicht den geringsten Zweifel, alles geklaut. Wir sagten nichts, sondern beschleunigten unsere Schritte in Richtung Bahnhof. Der war noch ganz zum Schluss von amerikanischen Jagdbombern angegriffen worden. Jeder wusste, dort gab es keine deutschen Polizei- oder Bahnbeamten mehr, die hatten sich längst in Sicherheit gebracht. Die Amerikaner aber waren noch voll mit sich selber beschäftigt. Was ich da in der nächsten Stunde beobachtete, hat mich zunächst so fasziniert, dass ich völlig vergass, mich an dieser Massenklauderei zu beteiligen. Es war wieder diese kühle Überlegung, beobachte alles möglichst genau, lass dir nichts entgehen, mach Notizen, was du jetzt hier zu sehen bekommst, wirst du sicher nie mehr in deinem Leben beobachten können, das ist eine absolute Ausnahmesituation - unwiederholbar.

Eine inzwischen tausendköpfige Menschenmenge hatte sich praktisch des gesamten Geländes, einschliesslich des Güterbahnhofs bemächtigt, und damit begonnen, die Türen der Lagerschuppen und der Waggons aufzubrechen,

soweit man nicht als Folge des Bombenangriffs ohnehin Zutritt hatte. Das Interessanteste waren die Gesichter der Menschen. Das war nicht etwa nur Unterschicht, die Hefe des Volkes oder der Pöbel, wie man so schön vermutet. Die waren natürlich auch da, aber in heftigem Konkurrenzkampf mit wildgewordenen Kleinbürgern und den besseren Ständen. Ich habe nie wieder in meinem Leben so von der Gier verzerrte Visagen zu sehen bekommen wie auf diesem Bahnhof. Diese verzerrten Gesichter zeigten unverhüllten Hass und Neid. Hass auf alle, die einem in die Quere kamen, nicht schnell genug Platz machten, zu langsam waren oder einen gar zurückdrängen wollten, was einer Todsünde gleichkam, und Neid auf die, die schon mehr errafft hatten oder abschleppen konnten, was man gerne selber gehabt hätte. Es gab die Kräftigen und die Schlaunen. Letztere waren gleich im geschlossenen Familienverband anmarschiert, vom Grossvater bis zum Enkel, möglichst mit alten Hand- und Kinderwagen. Am meisten bewunderte ich eine Zigeunerfamilie, die so blitzschnell Hand in Hand arbeitete, dass sie unglaubliche Mengen abschleppte. Dazwischen Frauen, die wie Furien durch die Menge tobten, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Dabei war das Ganze nicht ungefährlich. Bei dem Bombenangriff waren Gleise und Weichen zerrissen worden, es gab Trichter und Erdwälle, wer hier stolperte, geriet schnell in Gefahr zertrampelt zu werden. Einen Buben von vielleicht acht Jahren mit dreckverschmiertem Gesicht konnte ich gerade noch herausziehen, bevor er von einem Kistenstapel zugedeckt wurde.

Das alles drängte und drückte, schob und schimpfte, griff und geiferte. Es ging keineswegs friedlich zu. Waggon- und Schuppentüren wurden eingetreten oder mit Stossbalken aufgesprengt. Wer dann vorne war, wollte sich erst mal bedienen, aber von hinten drängten ständig neue Massen nach, ängstlich darauf bedacht, ja nicht zu spät zu kommen. Es war ein reines Glücksspiel, an die richtigen Quellen heranzukommen. In einem Schuppen lagen Fässer

mit Maschinenöl, daneben Ersatzteile für Lastwagen, auch Autoreifen aller Formate waren da. Aber am wildesten wurde nach Lebensmitteln gesucht, weil alle fest mit einer Hungerperiode rechneten. Es gab Kisten mit Schmelzkäse, viele Konserven, die unglücklicherweise noch nicht etikettiert waren. Es standen mehrere Waggons mit Mehl auf einem Abstellgleis und Kühlwagen, die lange nicht aufzubrechen waren, bis sich einige Russen darum kümmerten.

Dann wurde, nicht weit von mir, ein Lager mit Stoffballen entdeckt, darunter auch Dekorationsstoffe in riesigen Mengen, auf die sich sofort eine grosse Menschenmenge stürzte. Auf einmal war ich im Spätmittelalter. Wie die Verrückten wickelten sich die Menschen die Stoffbahnen um den Bauch, zogen sie hinter sich her oder versuchten sie auf ihren Köpfen zu balancieren, dazu die dreckigen Gesichter, das Geschrei und Getobe, das war ein lebendig gewordenes Bild von Hieronymus Bosch und seinen Dämonen, das war so unwirklich, dass mich erst der kräftige Rippenstoss zur Besinnung brachte, den mir Pfeifer von hinten versetzte. Ob ich hier vielleicht einschlafen wollte? Er hatte inzwischen zwei Kartoffelsäcke organisiert und strebte zu einem der Schuppen mit den Konserven ohne Aufkleber. Aber natürlich hatte kein Mensch einen Büchsenöffner dabei, und bei unseren Versuchen, wenigstens eines von den verdammten Dingen aufzubekommen, fing ich an laut zu lachen. Ich konnte Pfeifer jetzt nicht erklären, dass mir der englische Klassiker eingefallen war ‚Three men in a boat and a dog too‘, wo die Protagonisten halb verhungert schliesslich versuchen eine grosse Konservenbüchse mit Hilfe ihres Schiffsmastes aufzubringen. Vergeblich, sie hauen das Ding in alle Formate, aber es bleibt verschlossen. Dass uns das nicht passierte, verdankten wir einem Polen, der ein Riesenmesser dabei hatte. Es waren Obstkonserven und Marmelade, auch nicht schlecht.

Als ich mich umsah und wieder die Menschen genauer betrachtete, die hier mit affenartiger Geschwindigkeit alles klauten, was nicht niet- und nagelfest war, fiel es mir wie-

der auf. An der Sprache, mit der sie sich verständigten, war zu erkennen, dass jetzt das Göttinger Bürgertum aufgewacht war. Die Plünderung dieses ganzen Bahnhofs war eine echte Gemeinschaftsaktion. Hier erwies sich die zwölf Jahre lang NS-trainierte Volksgemeinschaft zum letztenmal als verbindendes Element, nur ganz anders, als sich das der Führer gewünscht hatte.

Sechs Jahre später, alles war längst verdrängt und vergessen, als ich für die ‚Süddeutsche Zeitung‘ 1951 im beginnenden Wirtschaftswunder aus Frankfurt auch gelegentlich über Wirtschaftsfragen schrieb und deshalb hier und da in die damals als besonders fein geltende Gesellschaft der Mainmetropole eingeladen wurde, war eines Tages und völlig unerwartet diese Göttinger Klau-Orgie wieder präsent. Es war spät geworden an diesem Abend, und um den Kamin hatte sich eine kleine, leicht alkoholisierte und fröhliche Gruppe um die Dame des Hauses versammelt, die auf einmal mit ihrer besten Freundin in einen humorvollen Streit geriet, wer von beiden damals in den Chaostagen des Kriegsendes die bessere «Abstaube» gemacht habe (sie sagte wirklich «Abstaube»). Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Da sassen die juwelengeschmückten, teilweise schon weisshaarigen Ladies, die meisten aus den besten Familien und mit einem makellosen Ruf versehen, Damen, von denen man alles erwartete, ausser das, worüber sie sich jetzt ausschütten wollten vor Lachen. Als nämlich das Eis erst mal gebrochen war, platzte eine nach der anderen mit den abenteuerlichsten Geschichten heraus, und jede versuchte die anderen in der genauen Schilderung ihrer «Beute» zu übertreffen. Wie ein Stammtisch von alten «Knackis» versuchten sie sich gegenseitig die Pointen abzugagen. Ich muss gestehen, ihre Geschichten waren eindrucksvoll, und wenn man die Damen genau betrachtete, auch glaubwürdig. Am besten aber gefielen mir die Gesichter der im Kreis hinter den Damen stehenden Ehemänner, längst betuchte, hoch angesehene Wirtschaftsbosse mit Bauchansatz, die damals als

Soldaten oder Wehrwirtschaftsführer von zu Hause abwesend waren. Mit leicht gequältem Lächeln hörten sie zu, wagten es aber nicht, ihren Damen ins Wort zu fallen. Dafür rollten sie mit den Augen und nickten sich gegenseitig verständnisinnig zu. Die Damen aber, jetzt richtig in Fahrt, erinnerten ihre Männer sehr eindringlich daran, dass fast alle von ihnen mit dem Diebesgut jener Tage nicht nur sich selber, sondern vor allem die gemeinsamen Kinder und die ganze Familie über die ersten und schweren Hungerwochen hinweg gerettet hatten.

Damals in Göttingen wurde es immer schlimmer. Es hatte eine regelrechte Völkerwanderung zum Bahnhof eingesetzt, die jetzt sogar den Amerikanern aufzufallen begann. Inzwischen gab es hier die ersten Prügeleien, und das Gebrüll der Menge wurde lauter, je rascher die noch zu plündernden Vorräte abnahmen. Das ging sehr schnell. Kisten platzten, Kartons rissen, Fässer liefen aus, die Leute wateten in einem Brei aus Waschpulver, Schmierseife und Petroleum. Es wurde auch immer gefährlicher. Die ehemaligen Zwangsarbeiter, fast alle Polen und Russen, postierten sich in Gruppen an den Ein- und Ausgängen und kassierten die Deutschen mit Genuss ab. Endlich Rache für die jahrelangen Demütigungen. Wer sich zu wehren versuchte, wurde mit wüsten Drohungen und Gesten eingeschüchtert. Meist reichte das aus, wo nicht, wurde brutal zugeschlagen, und die meisten Deutschen begriffen wohl jetzt erst richtig, dass Gesetz und Ordnung nicht mehr auf ihrer Seite waren.

Ich hatte mich immer noch nicht richtig eingedeckt, sondern nur wahllos alles, was mir nützlich erschien, in meinen Kartoffelsack gestopft. Auf einem etwas erhöhten Platz stehend konnte ich mich von der Gewalt dieses Gesamteindrucks nur schwer losreißen. So war ich auch einer der ersten, die das Auffahren amerikanischer Militärpolizisten beobachten konnten. Jetzt ereignete sich etwas Merkwürdiges. Die Soldaten, gewohnt, dass die deutsche Bevölkerung überall scheu vor ihnen zurückwich, gingen in lässiger Kette auf die plündernde Masse zu, um sie aus

dem Bahnhofsgelände hinauszudrängen. Aber es funktionierte zur masslosen Überraschung der Soldaten nicht. Es waren, das konnte ich genau beobachten, die Frauen jeden Alters, die nicht wichen und nicht wankten, vielmehr versuchten, ihre kostbare Beute durch die Kette der Militärpolizisten hindurch in Sicherheit zu bringen. Jetzt wurde mir auch klar, warum. Hinter den Soldaten gab es nämlich keine Zwangsarbeiter, die ihnen ihre Eroberungen wieder abnehmen konnten. Sie bettelten und flehten in schönstem Schulenglisch und auf deutsch, mit Gesten und Augenaufschlägen. Die Jungen machten hübsche Augen, liessen ihre Reize spielen, aber die Amis begriffen überhaupt nicht, was dieses ganze Theater eigentlich sollte. Sie hatten Befehl den Güterbahnhof zu räumen, und das wohl ziemlich mit «zack, zack». Damit war für Pfeifer und mich klar, was gleich passieren würde.

Für mich war das auch die letzte Chance, meine geklauten Vorräte noch zu ergänzen. Wir hatten eine kleine Gruppe von noch ziemlich jungen Zwangsarbeitern beobachtet, die in unserer Nähe ein ansehnliches kleines Diebeslager angelegt hatten und absolut sicher waren, dass sich da kein Deutscher rantrauen würde. In deren Nähe drückten wir uns in eine gute Startposition. Jetzt kam alles auf Überraschung und Tempo an. Als wir sahen, dass die Amerikaner ihre Maschinenpistolen durchluden, zogen wir unsere Wehrmachtsmäntel aus, die uns beim Laufen nur behindert hätten. In unseren Zebra-Anzügen waren wir auf den ersten flüchtigen Blick kaum von den Zwangsarbeitern zu unterscheiden oder von entlassenen KZ-Häftlingen. Gewiss, das war nicht gerade die feine Art, aber wir wussten, dass harte Zeiten auf uns zukommen würden, wo man vor allem was zwischen die Zähne brauchen würde. Dann peitschte die erste MP-Salve über die Köpfe der Menge, die sofort in die von uns erwartete Panik verfiel. Die Leute hatten Angst, die Amis würden vielleicht auch in die Menge reinschiessen. Wir sprangen los, rissen in dem panischen Durcheinander vier grosse Kartons an uns, brüllten wie die Verrückten: «Die

schiessen, die schiessen, vorne alles Tote!» und wühlten uns, so schnell es ging, durch die vorwärts stürzende Menge in Richtung Innenstadt. Es klappte. In dem allgemeinen Durcheinander fiel nicht auf, dass wir da noch einen guten Fischzug gelandet hatten. Erschöpft und reich beladen kletterten wir über den Zaun zurück in unser Lazarett.

7. Mai 1945. Wir waren nun schon seit drei Wochen Kriegsgefangene, aber nach der Visite einer Gruppe amerikanischer Militärärzte hatte sich an unseren äusseren Lebensumständen nicht viel verändert, wenn man davon absieht, dass sich vor dem Schultor zwei Gis in ihren requirierten Clubsesseln rekelten, die Gewehre lässig an die Wand gelehnt. Praktisch waren wir ohne Nachrichten über das, was um uns herum passierte. Es gab längst keine Zeitungen mehr, und die deutschen Rundfunksender hatten, einer nach dem anderen, ihren Sendebetrieb eingestellt. Der letzte, den ich hörte, der Reichssender Hamburg, verabschiedete sich beim Einmarsch der Engländer mit der Melodie des Deutschlandliedes, zum erstenmal seit zwölf Jahren ohne das anschliessend vorgeschriebene Horst-Wessel-Lied. Wir wussten, dass Hitler tot war und Berlin von den Russen besetzt. «Das Schwein ist endlich tot, viel zu spät», sagte der alte Zentrumsmann mir gegenüber im Schlafsaal, dem ehemaligen Physiksaal der Schule, in dem unsere 30 Betten standen. Als ich gegen diese Ausdrucksweise Einspruch erhob – ich war noch nicht soweit –, wollte er mir unter wüsten Beschimpfungen seine Krücke über den Schädel hauen. Die anderen trennten uns. Jetzt, wo die Angst vor dem NS-Terror vorbei war, brachen die Streitereien unter uns aus.

Der amerikanische Soldatensender wurde heimlich abgehört. Wir durften kein Rundfunkgerät besitzen, hatten aber eins. Dann riss einer die Tür auf, brüllte in unseren Saal: «Deutschland kapituliert heute, der Scheisskrieg ist vorbei!» Wir sahen uns an. Für einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Jeder hatte dieses Ende erwartet, aber jetzt, wo es da war,

gab es ein tiefes Atemholen. Ich weiss nicht, was die anderen gedacht haben. Mich überwältigte das Gefühl einer unendlichen Traurigkeit, ähnlich wie wenige Wochen zuvor am Breslauer Schlossplatz. Alles umsonst, alles verloren, alles sinnlos, und jetzt auch die Ahnung, dass auch wir von dieser Führung betrogen und verraten worden waren.

Es wurde Nacht. Ich lag auf meinem Strohsack, zog mir die Decke über den Kopf, mir war hundeelend zumute. Ich kam nicht zurecht mit der Vorstellung, dass es mit diesem Deutschland endgültig vorbei sein würde. So froh ich war, noch am Leben zu sein, so plagten mich doch die Gedanken an eine Mitschuld an dieser Niederlage. Hätte ich nicht doch in Breslau bleiben und kämpfen müssen? Wir hatten es doch immer wieder versprochen, damals, als wir unter dem nächtlichen Sternenhimmel um das Feuer versammelt waren, und da war sie wieder, die Melodie und der Text aus der Feierstunde der Hitler-Jugend:

Heilig Vaterland, in Gefahren,
deine Söhne sich um dich scharen.
Von Gefahr umringt, heilig Vaterland,
alle stehen wir, Hand in Hand.

Heilig Vaterland, heb zur Stunde,
kühn dein Angesicht in die Runde.
Sieh uns all entbrannt, Sohn bei Söhnen stehn,
du sollst bleiben, Land. Wir vergehn.

Heilig Vaterland, bei den Sternen steht, was wir schwören,
der die Sterne lenkt, wird uns hören:
Eh der Fremde dir deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir, Haupt an Haupt!

Dass das eine fürchterliche, gefährliche Kitschorgie gewesen war, hatte ich langsam zu begreifen begonnen, aber es war unheimlich schwer, nach diesen langen Jahren mit ihren tiefen Eindrücken, sich von diesen verinnerlichten Schwalchparolen freizuschwimmen. Nur noch in diesen

ersten Tagen nach der Kapitulation machte ich den zum Scheitern verurteilten Versuch, eine Trennlinie zu ziehen zwischen einer ursprünglich guten Idee und ihrer verbrecherischen Realisierung durch die Parteibonzen der NSDAP und einem Haufen politischer Desperados in den höchsten Führungsstellen. Aber dann war der einst vergötterte «Führer», das brachten mir unsere alten Antinazis schnell bei, auch nichts anderes als das Oberhaupt einer politischen Verbrecherbande gewesen. Ein Gedanke, der sich nicht nur bei mir, nur sehr langsam im Kopf festsetzte, so ungeheuerlich erschien er mir anfangs. Das Kriegsende empfand ich, wie die meisten von uns, als völligen Zusammenbruch Deutschlands, als eine Katastrophe für unser Land.

Doch in einem Punkt erlebten wir diese Kapitulation als Befreiung. Wer jetzt noch lebte, der hatte es überstanden. Es gab keine Fronteinsätze mehr, wir durften am Leben bleiben. Niemand konnte uns in Zukunft noch Angriffsbefehle geben, das Soldatenleben war zu Ende. In dieser Kapitulationsnacht schwor ich mir, niemals mehr in meinem Leben würde ich mir einen Befehl geben lassen, andere Menschen zu verwunden und zu töten – niemals.

Ich begriff erst langsam, dass so vieles, was zu meinem Leben bisher gehört hatte, für immer verschwunden war. Es gab keine Wehrmacht mehr, keine Hitler-Jugend, die ganze NSDAP mit ihren vielen Organisationen, der Arbeitsdienst, der Luftschutz, alles weg. Keine Hakenkreuzfahnen würden mehr wehen, niemand durfte mehr befehlen. Die SS, die gefürchtete Gestapo, die «Kettenhunde», die Kriegsgerichte, vorbei und Geschichte. Es würde keine Generäle mehr geben, keine Militärärzte (eine wunderbare Vorstellung), von einem Tag zum anderen war alles vorbei und erledigt. Aber einen deutschen Staat gab es auch nicht mehr, Grossdeutschland, nur noch ein Abschnitt in zukünftigen Geschichtsbüchern, und unser Breslau und das schöne Schlesien, das ahnte ich, für immer verloren. Es dauerte seine Zeit, bis sich das in meinem Kopf alles festsetzte.

Unser Gymnasium in der Göttinger Böttingerstrasse wurde von einem dicken Turm gekrönt, der eine Plattform hatte. Wir standen nach Einbruch der Dunkelheit dort oben an diesem 7. Mai und beobachteten das verrückteste Feuerwerk, das ich je in meinem Leben gesehen habe. «Feuer frei!» hiess es bei den amerikanischen Soldaten, die schon den ganzen Tag gefeiert hatten, VICTORY-DAY war angesagt, und jetzt begannen sie, ihre nutzlos gewordenen Munitionsvorräte in den Nachthimmel zu ballern. Der war in Minutenschnelle übersät mit den Sternenstreifen der Leuchtspurmunition aus Tausenden von Schnellfeuergewehren und MGs. Ein ohrenbetäubendes Krachen und Knallen verschluckte jedes unserer Worte. Sogar ihre Artillerie begann jetzt loszulegen. Wir erkannten das am Aufblitzen der Abschüsse und überlegten, wohin die wohl jetzt ihre Rohre gerichtet hatten. Sie verschossen auch ihre Signalmunition, zu Dutzenden hingen Fallschirme mit Leuchtstäben am Himmel. Mir wurde das bald zuviel, es erinnerte mich an Berlin. So verzog ich mich nach unten, um mich auf meinem Strohsack auszustrecken. Auf dem lag meine Uniformjacke, und an der fehlte irgendwas, aber was? Dann sah ich, dass auf der Brustseite rechts oben ein heller Fleck war. Da hatte Pfeifer fein säuberlich mit einer Rasierklinge den «Pleitegeier», den Hoheitsadler mit dem Hakenkreuz in den Fängen, abgetrennt und in den Abfall befördert. Als ich mich bei ihm bedankte, sagte er ganz verzückt: «Mensch, Jungche, kannst du dir das vorstellen, wir müssen nie mehr marschieren.» Ein Leuchten ging über sein breites Gesicht, «nie mehr, Jungche, nie mehr in unserem Leben müssen wir noch marschieren. Ab heute wird nur noch gelaufen, weisst du, so ganz langsam, Schritt für Schritt», legte sich auf die Seite und schlief ein.

Aber ich lag wach. Was mir durch den Kopf ging, ist den Nachkriegsgenerationen schwer verständlich zu machen. Es war nämlich so, dass für meine Jahrgänge das Marschieren eine so selbstverständliche Art der Fortbewegung war wie heute das Autofahren. Ich war immer marschiert, seit

meinem 9. Lebensjahr, immer in Uniform, immer in Kolonne. Das «links, zwei, drei, vier» war längst zu einem selbstverständlichen Teil meines Lebensrhythmus geworden. Was wir an Liedern gelernt und gesungen hatten, das waren Marschlieder. Zweimal in der Woche wurde die Uniform angezogen, Mittwoch und Samstag, und oft genug auch am Sonntag. Es wurde angetreten, kommandiert und marschiert, bis zum 13. Lebensjahr im Deutschen Jungvolk, ab 14 in der Hitlerjugend, und fast automatisch hatte ich sie wieder im Ohr, Melodie und Text eines der immer wieder gesungenen Lieder des Dichters der Hitler-Jugend, Hans Baumann, der es übrigens im Nachkriegsdeutschland zu einer äusserst erfolgreichen Karriere als Jugendbuchautor bringen sollte:

Wir treten ohne Gewehre an, marschieren ohne Waffen,
ein junges Heer im eigenen Land, ein junges Heer im
eigenen Land,
was hat dies Heer zu schaffen?

Wir stehn für das Deutschland von morgen bereit,
drum müssen wir heute marschieren,
an unserer Strasse wartet die Zeit,
sie muss unsere Trommel rühren.

Und vor uns reitet der Tod im Schritt,
der hat uns manchen genommen.
Die Toten gehn bei der Fahne mit,
sie sind zum Appell gekommen.

Die Toten gehn bei der Fahne mit
so lange wir weiter marschieren,
die Toten haben den festen Tritt,
dass wir den Schritt nicht verlieren.

An unserer Strasse wartet die Zeit,
sie muss unsere Trommel rühren.

Wir stehn für das Deutschland von morgen bereit,
drum müssen wir heute marschieren.

Ab 17 dann im Arbeitsdienst und in der Wehrmacht. Dieses Marschtraining hatte, das wurde mir erst viel später klar, einen ganz bestimmten Zweck. Man konnte nicht unauffällig verschwinden, nicht ausbrechen, sich nicht separieren, man war aufeinander angewiesen und wurde schliesslich zu einer Art menschlicher Maschine. Marschieren, das war für uns wie essen und trinken, wie atmen und schlafen. Es wurde zu einem derart selbstverständlichen Teil unseres Lebens, dass man über Sinn und Zweck keinen Gedanken verlor. Wichtig war alleine, gut marschieren zu können. Das sollte ab sofort für immer vorbei sein, unfassbar, aber eigentlich auch ganz schön, ich würde es nicht vermissen, im Gegenteil.

Es war so viel ungeheuer Neues, was jetzt auf uns einströmte, und unter uns Gefangenen gab es bald eine klar erkennbare Schnittgrenze. Die Jahrgänge, die 1933 schon halbwegs erwachsen gewesen waren oder älter, kamen viel schneller mit diesen Veränderungen zurecht. Sie sprachen plötzlich über Ereignisse und Politik, dass wir nur staunend daneben standen. Wir Jüngeren, die früher die grosse Klappe gehabt hatten, standen jetzt ziemlich dumm da. Für mich wurden diese Monate eine Art Klippschule der Demokratie. Wir sprachen miteinander, diskutierten, stritten, dass die Fetzen flogen. Immer waren unsere Alten dabei. Da waren einige, die wir immer respektiert hatten, und die jetzt vermittelten, ausglich. Da der militärische Dienstgrad überhaupt keine Rolle mehr spielte, belehrte der Obergefreite a.D. den Herrn Oberleutnant a.D. freundlich, aber unnachgiebig, wenn der sich in einer falschen Meinung festrannte.

In diesen Tagen, nach der deutschen Kapitulation am 7. Mai 1945, begann eine Auseinandersetzung zwischen zwei deutschen Generationen, die, teilweise mit grosser Erbitterung geführt, später auch innerhalb vieler Familien über

Jahrzehnte hinweg fortgesetzt wurde. Sie endete eigentlich erst mit dem Wegsterben der Jahrgänge, die vor 1914, also noch zu Zeiten der Monarchie und Kaiser Wilhelms II. geboren worden waren. Es war die Generation unserer Eltern. Der Kern dieses Dauerstreites lässt sich mit zwei Fragen genau verifizieren: Wer trug die Schuld daran, dass Hitler im Januar 1933 Reichskanzler werden konnte, und wie war es überhaupt möglich, dass es soweit mit Deutschland kommen konnte, dass für eine solche Figur eine diktatorische Machtposition erreichbar wurde?

Beide Fragen, das zeichnete sich schon damals bei unseren ersten Streitgesprächen ab, lassen sich immer schwerer beantworten, je länger der zeitliche Abstand zu 1933 geworden ist. Auch wenn inzwischen ganze Berge von Büchern, Broschüren und Leitartikeln darüber geschrieben worden sind. Für eine glaubhafte Erklärung, wie es zu diesem 30. Januar kommen konnte, ist eine Voraussetzung unentbehrlich. Die bis in die Einzelheiten reichenden genauen Kenntnisse der Lebensverhältnisse in den einzelnen sozialen Schichten in Deutschland zwischen 1918 und 1933. Aber beinahe noch wichtiger ist das umfassende Verständnis für die sich aus diesen Lebensverhältnissen ergebende Denkweise vieler Erwachsener damals. Diese Denkweise unterscheidet sich auf vielen wichtigen Gebieten so fundamental von derjenigen der heute in Deutschland lebenden Generationen, dass diesen ein mentaler Zugang zum Denken und Handeln der 1933 Wählenden fast unmöglich wird. So spielte die «Kriegsschuldlüge» innenpolitisch eine heute nicht mehr vorstellbare katastrophale Rolle, ebenso wie die allgemeine Einstellung gegenüber der Demokratie und parlamentarischen Staatsform. Die Inflation von 1923 und die Weltwirtschaftskrise ab 1928 prägten das Denken und Handeln von Millionen Menschen bis in jede Familie hinein.

Sogar wir damals Jungen konnten uns noch an die, heute unvorstellbare, allgemeine Armut in Deutschland von 1932 erinnern. In meiner Breslauer Volksschulklasse

kam fast die Hälfte der Erstklässler bis zum ersten Schneefall barfuss in den Unterricht. Die Eltern hatten weder Geld für feste Schuhe noch für warme Winterkleidung, schon Sandalen galten als Luxus. Ich habe Kellerwohnungen von Arbeitslosenfamilien kennengelernt, ohne Fenster, das Licht kam durch die Gitter auf den Gehwegen, stinkende, feuchte Löcher, wo vier Kinder auf einem Bettgestell mit dünnen, abgewetzten Decken schlafen mussten. Fürsorge und Arbeitslosenhilfe reichten nicht mal aus, um satt zu werden, ein grosser Teil meiner Mitschüler, stellte der Schularzt fest, waren chronisch unterernährt. Alles für heutige Kinder Selbstverständliche, Taschengeld, Spielzeug, Bücher, Sportgeräte, war für sie unerreichbar. Urlaubsreisen oder gar ein Fahrrad, davon wagten die meisten meiner Mitschüler nicht mal zu träumen. Und das alles war nicht etwa ein vorübergehender Notstand, dieses Elend war eine Dauererscheinung seit 1928. Die Hinterhofsänger, denen man in Papier gewickelte Münzen herabwarf, waren keine romantischen Filmstatisten, wie später bei der UFA, die kamen fast jeden Tag und waren auch froh um einen Teller Suppe, es waren Dauerarbeitslose. Auf allen Landstrassen waren sogenannte «Wanderburschen» zu Fuss unterwegs, Männer, die verzweifelt einen Platz suchten, auf dem sie etwas verdienen konnten. Der Beruf des Forstbeamten war in Ostdeutschland lebensgefährlich geworden, es wurde massenweise gewildert, und diese meist ehemaligen Soldaten schossen auch die Förster zusammen, wenn sie ertappt wurden. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört der Reichstags-Wahlkampf im Herbst 1932, da hatte ich gerade Lesen gelernt. Ich stand mit einem Leimtopf, ganz stolz auf meine Arbeit, neben einem SA-Mann, der ein Riesenplakat an die Litfasssäule pappte. Darauf das Bild einer verhärmten Arbeitslosenfamilie und in GROSSBUCHSTABEN, die ich jetzt lesen konnte: «Unsere letzte Hoffnung, Adolf Hitler! Wählt NSDAP!» Die in den letzten Jahrzehnten gepflegte Illusion von den «roaring twenties» trifft nur auf eine hauchdünne Schicht im Hexenkessel

Berlin zu. Der langjährige Theaterkritiker der Münchner ‚Abendzeitung‘, George Salmony, der diese Jahre in Berlin miterlebt hatte, berichtete uns Kollegen später von dem fürchterlichen Elend, das sich hinter der glitzernden Show-Kulisse verbarg.

Es war ja kein Zufall, dass die Masse der Wähler immer zahlreicher den Radikalen zuströmte, der NSDAP und der KPD. Eine weitere, deprimierende Erfahrung, die die Menschen damals prägte, fehlt den Bürgern der BRD seit ihrer Gründung 1949 völlig: die politischen Morde und Totschlägereien an fast jedem Wochenende. Die Strassenschlachten zwischen SA, Rotfrontkämpferbund und Polizei forderten zahllose Opfer und führten schliesslich zu der allgemeinen Überzeugung, dass es so auf keinen Fall mehr weitergehen könne, dass Ordnung geschaffen werden müsse.

Für uns Jugendliche aus der Grossstadt gehörten die Elendsbilder Anfang der dreissiger Jahre längst zum gewohnten Alltag, auch wenn man selber noch im Schutz einer bürgerlichen Familie aufwuchs, was durchaus als eigentlich ungerechtfertigtes Privileg empfunden werden konnte. Aber aus all den vielen negativen Eindrücken, auch aus den politischen Diskussionen im Elternhaus, wuchs, je älter man wurde, immer stärker die Vorstellung, dass man verpflichtet war, diese bestehenden Verhältnisse gründlich und radikal zu verändern.

So verrückt das einem heutigen Leser, nach den Ereignissen bis 1945, auch erscheinen mag, es war in den dreissiger Jahren in vielen Teilen der Jugend der Hunger nach mehr sozialer Gerechtigkeit gross, es gab auch durch das zu bezahlende Schulgeld kaum eine Chancengleichheit. Die Sehnsucht nach einem Deutschland ohne Massenarbeitslosigkeit, ohne Hunger und mörderische Strassenschlachten, die Hoffnung auf eine Zukunft in einer wirklichen «Volksgemeinschaft» bewegte damals Zehntausende von Jugendlichen zum freiwilligen Eintritt in die Hitler-Jugend, lange bevor diese 1936 zur offiziellen Staatsjugend mutierte. Aus den völkischen Jugendgruppen, dem Wandervogel, der

hündischen Jugend stammten nach 1933 die besten Jugendführer der HJ. Auch aus den christlichen Gruppen kamen damals viele, denn die HJ selber hatte 1933 viel zu wenig qualifizierte Jugendführer. Die Neuen brachten in dieser Zeit viel vom Geist der hündischen Jugend mit und bestimmten für wenige kurze Jahre das Klima in vielen Fähnlein und Gefolgschaften.

Die raffinierte Abrüstungspropaganda des NS-Staates bis Mitte der dreissiger Jahre fand die begeisterte Zustimmung der Jungen und Alten. «Mit Hitler gegen den Rüstungswahnsinn der Welt», dieses Foto vom Münchner Marienplatz einer SA-Demonstration von 1934 ist charakteristisch für die damalige Stimmung. Das änderte sich schnell und radikal, als Hitler ab 1937 das Steuer herumwarf, weil die bis dahin geheime Aufrüstung an ihrem vorläufigen Ziel angekommen war. Ab jetzt wurde auch die HJ völlig eingespannt in die Kriegsvorbereitungen der NS-Staatsführung.

Mit der zunehmenden Militarisierung der HJ, dem wachsenden parteipolitischen Druck der NSDAP, dem Aufkommen eines karrieregeilen, opportunistischen Berufsjugendlichen in Uniform als Typ des höheren HJ-Führers, veränderte sich alles, sogar die Uniform. Es dauerte zwar, bis sie sich als Staatsjugend flächendeckend überall in Grossdeutschland durchgesetzt hatte, aber bei Kriegsbeginn 1939 hatte sie es geschafft. Aus einer politischen Jugendbewegung war eine fanatisierte Massenorganisation geworden, völlig ausgerichtet auf Kriegshilfsdienste und vor allem auf «Wehrrertüchtigung» für den kommenden Fronteinsatz. Wer diesen aus den betroffenen Jahrgängen überlebte, der stand 1945 völlig orientierungslos vor einem Trümmerhaufen und hatte keine Ahnung, wie das Leben jetzt eigentlich weiter gehen sollte.

So stritten wir jetzt, als «prisoners of war», mit den Älteren, warum eigentlich eine demokratische Staatsform, die schon einmal, in unseren Augen, so kläglich versagt hatte, ausgerechnet jetzt, in diesem Trümmerhaufen Deutsch-

land funktionieren sollte. Ich erinnere mich noch gut an das schallende Hohngelächter einiger alter Nazigegner unter uns, als ich in der Diskussion zu erklären versuchte, wie wichtig gerade jetzt, in diesen Notzeiten, der Begriff der «Volksgemeinschaft» sei. Es war auch die «Sprache des Unmenschen», die NS-Terminologie, die sich in uns Jüngeren festgefressen hatte, die uns trennte.

Am Schluss möchte ich von einer Nacht erzählen, nur wenige Tage nach der deutschen Kapitulation, die mir immer im Gedächtnis geblieben ist, auch wenn es in meinem Tagebuch keine Eintragung dafür gibt. Es war das erste Mal, dass ich eine Ahnung davon bekam, was das eigentlich war – Freiheit, persönlich frei sein zu können. Mehr als alle Worte, die inzwischen gesprochen worden waren, vermittelten mir diese nächtlichen Stunden das Gefühl, dass jetzt etwas völlig Neues begonnen hatte, sich mein Leben von Grund auf verändern würde.

Im obersten Stockwerk des Turmes war der Musiksaal der Schule eingebaut worden. Ein Raum, nach Art eines runden Amphitheaters, mit aufsteigenden Bankreihen, in dessen unterem Rund ein Klavierflügel stand. Einer der Sanitäter war im Zivilberuf Konzertpianist gewesen, und der begann jetzt, wo es uns keiner mehr verbieten konnte, abends in diesem Saal zu spielen. Er begann mit Beethoven-Sonaten. Ich sass zusammen mit einer Handvoll Interessierter auf den Bänken und hörte zu. Da geschah etwas Seltsames. Nach einer knappen halben Stunde wurde die Tür zum Saal ganz langsam, fast zentimeterweise geöffnet. Der Pianist sass mit dem Rücken zur Tür, konnte also nichts sehen. Dann erschien ein Gewehrlauf, aber bevor wir noch aus alter Gewohnheit «Deckung» brüllen konnten, schob sich über und hinter den Gewehrlauf ein kohlepechrahenschwarzes Gesicht, dessen Augen vorsichtig und misstrauisch die Bankreihen abtasteten. Wir verhielten uns ganz still. Das konnte nur einer unserer Wachposten sein. Dann schob sich ein Kerl von den Ausmassen eines Kleiderschranks langsam durch die Tür, gefolgt von

einem zweiten, der auch noch mit seiner MP kreiselte. Wir waren sehr gespannt, wie das weitergehen sollte. Der Mann am Flügel hatte jetzt auch bemerkt, welche neuen Zuhörer er bekommen hatte, und spielte ungerührt weiter. Die beiden Gis setzten sich dann einfach auf die vorderste Bank an der Tür, aber doch so, dass sie uns alle gut im Auge hatten. Als er mit der Sonate fertig war, erhob er sich und begrüßte beide Soldaten in ganz gutem Schulenglisch. Die sagten etwas, was ich nicht verstand, und dann ging der Kleiderschrank zum Flügel und schlug mit seinen Fingern ein paar Akkorde an, die uns Junge sofort elektrisierten. Kein Zweifel, was der da sehr gekonnt anschlug, mein Gott, das war – Jazz, echter amerikanischer Negerjazz, von dem wir ehemaligen Oberschüler seit Jahren nur zu träumen wagten.

Dazu muss man wissen, dass der NS-Staat mit keinem Verbot bei seiner Jugend so elend gescheitert ist wie mit der Verdammung und dem Verbot von Jazz. Das war offiziell «Niggermist» von, rassistisch gesehen, absolut Minderwertigen, war «undeutsch». Kein Sender spielte diese Musik, Schallplatten wurden illegal gegen Höchstpreise gehandelt. Ausser in einigen internationalen Hotels in Berlin durfte keine Tanzkapelle Jazz oder Swing spielen. Sonst hagelte es Auftrittsverbote. In der Schule, im Musikunterricht, hat diese Musik einfach nicht existiert. Sie fütterten uns mit deutschen Schlagern – aber wir wollten Jazz, wir wollten Blues und Swing. Wir wollten nicht Georg Hentschel mit dem grossen deutschen Tanz- und Unterhaltungsorchester, die alle nur Imitate lieferten, wir wollten Duke Ellington, wir wollten Armstrong, Gershwin, Lionel Hampton und Benny Goodman. Für einen richtigen Boogie-Woogie hätte der ganze HJ-Führerkurs seine Hakenkreuzarmbinden verscheuert. Abgesehen von einigen wenigen Fanatikern, die meistens auch ziemlich dumm waren, standen wir auf diese Musik, die wir als ein Teil unseres Lebensgefühls empfanden. Um nicht missverstanden zu werden, mit politischer Opposition hatte das nur bei relativ

wenigen «Swing-Bubis» zu tun. Wir verstanden eigentlich nicht, warum man uns diese Musik radikal verbot. Die alliierten Propagandastrategen wussten genau, warum sie im Zweiten Weltkrieg ihre Sender für die deutschen Soldaten, wie den «Soldatensender Calais», mit Jazzsendungen fütterten, die wir natürlich abhörten, auch wenn das streng verboten war.

Aber jetzt hier, da stand ein echter Neger, der Klavier spielen konnte, und wie der spielen konnte. Als er sah, wie wir bei seinen ersten Fingerübungen mitgingen, jedenfalls die Jüngeren von uns, setzte er sich hin und legte los. Da schnappte sich unser Pianist einen Stuhl, setzte sich neben ihn, wir schrien vor Begeisterung, der konnte mithalten. Dann kam die erste Jamsession meines Lebens. Da waren zwei exzellente Klavierspieler, die sich gegenseitig die musikalischen Bälle zuwarfen, improvisierten, Melodien variierten, und während sich die älteren Zuhörer längst aus dem Musiksaal verdrückt hatten – dafür sassen jetzt viele von den jüngeren Krankenschwestern neben uns –, vergassen wir völlig Zeit und Ort. Für die amerikanischen Soldaten, von denen inzwischen noch einige andere eingetroffen waren, muss das ein komischer Anblick gewesen sein. Diese jungen deutschen Nazisoldaten, teilweise in ihren Lazarett-Zebraklamotten oder ausgeleierten Uniformteilen, die da zu amerikanischem Jazz auf den Bänken wippten und hopsten, soweit es ihre zerschossenen Knochen zuließen. Ich hätte gerne gewusst, wie sie das in ihren Köpfen einordneten.

Irgendwann kam der Chefarzt, aufgeschreckt durch unsere Begeisterungsschreie, und machte dem Spass ein Ende. Ich erinnere mich noch, wir waren so in Fahrt, dass wir ihn ausgepiffen haben. Es war herrlich, es war richtig Frieden, man konnte einen Oberstarzt auspfeifen, und nichts passierte.

Da begriff ich zum erstenmal richtig, dass der Krieg zu Ende war und für mich ein völlig neues Leben begann.

Was ist das: Frieden?

Wenn kein Krieg mehr war, musste jetzt Frieden sein. Ein Frieden, von dem nicht nur ich, sondern auch viele annähernd Gleichaltrige keine Vorstellung mehr hatten. In unserer Erinnerung war eigentlich immer Krieg gewesen. Die sechs Jahre, die er gedauert hatte, waren für diejenigen von uns, die in dieser Zeit den entscheidenden Sprung von der Kindheit über die Pubertät bis zum frühen Erwachsenenalter zurückgelegt hatten, eine halbe Ewigkeit. Man rechnet anders in diesem Alter, weil einen das sich immer schneller drehende Zeitrad noch nicht eingeholt hat. Die später immer rascher vergehenden Jahre dehnen sich noch endlos, aufnahmebereit für eine überwältigende Anzahl neuer Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen. Diese Jahre waren bei uns so stark und nachhaltig durch den Krieg geprägt, dass uns die Zeit davor, die Friedensjahre, je länger der Krieg dauerte, fast wie eine Fata Morgana erschienen, von der eigentlich nicht sicher war, dass es sie jemals gegeben hatte. Wenn nicht die Eltern, die Erwachsenen immer wieder darüber gesprochen hätten, wenn nicht sorgfältig in Familionalben eingeklebte Fotos, und im Laufe der Jahre schrumpfende Vorräte an Hausrat, Schuhen, Wäsche und Konserven im Keller Zeugnis davon abgelegt hätten, dass es mal bessere, fröhlichere Zeiten gegeben hatte, wir Jungen hätten es vergessen können. In unserem Leben spielte der Frieden, von dem die Alten immer häufiger sprachen, je länger der Krieg andauerte, schon lange keine Rolle mehr.

Was war das überhaupt, wie sollte das aussehen, dieser Frieden, im Genick die alliierten Siegermächte und im Ohr den immer schriller werdenden Rachechor, als ein deutsches Verbrechen nach dem anderen bekannt wurde? Wer würde das Kommando übernehmen? Unser Denken bewegte sich natürlich noch längere Zeit in den alten Vorstel-

lungen. Von den später Geborenen kann sich keiner mehr ein Bild davon machen, mit welcher Intensität diese Diskussionen unter den Kriegsgefangenen geführt wurden. Wer 1933 schon einigermaßen als Erwachsener gelten konnte, und das waren nicht viele von uns, weil diese Jahrgänge im Krieg völlig ausgeblutet waren, der hatte noch eine halbwegs zutreffende Vorstellung vom Funktionieren der Weimarer Republik. Aber das war genau der Zeitabschnitt, den man uns Jungen als verabscheuungswürdige, dekadente und verjudete «Systemzeit» geschildert hatte, geprägt von den Arbeitverrättern der SPD-Bonzen, mordgierigen Kommunisten, 32 politischen Parteien und Regierungen, die korrupt und feige gewesen seien und das Vaterland verraten hätten. Erst der Führer und die tapfere SA hätten mit ihrem Schlachtruf: «Deutschland erwache!» in jahrelangen Strassenkämpfen Rot-Front niedergeschlagen, Deutschland von dem ganzen Gesindel befreit, 1933 die Macht übernommen und Grossdeutschland geschaffen.

Wir sprachen kaum über den Krieg, der uns noch zu sehr in den Knochen lag. Es gab Fragen über Fragen und viel zu wenig Antworten. Inzwischen war das Lazarett aus dem Gymnasium in eine Volksschule neben dem Göttinger Stadttheater verlegt worden. Ich lag, zusammen mit knapp 100 anderen, in einem Riesenraum, der früheren Aula, die mit Stockbetten vollgestellt worden war. Die Geräuschkulisse dieser Massenunterkunft war beeindruckend. Aber gegenüber den meisten anderen Flüchtlingen waren wir sogar privilegiert. Jeder hatte ein Bett und Wolldecken, wir hatten ein Dach über dem Kopf, und wir bekamen immerhin so viel zu essen, dass keiner von uns verhungerte. Aber gehungert habe ich in diesem Sommer und Herbst 1945 wie weder vor noch nachher in meinem Leben. Nachdem wir von den Amerikanern, in deren Gefangenschaft wir im April geraten waren, an die Engländer überstellt worden waren, schmolzen unsere Essensrationen wie Schnee in der Sonne. Für je 20 Soldaten gab es ein – in Worten: ein – Kommissbrot. Das waren pro Mann zwei dünne Scheiben,

dazu einen Teelöffel Marmelade und einen Teelöffel Zucker, einmal am Tag einen Teller wässrige Suppe mit Gemüsestückchen und zum Abendessen zwei Stück Zwieback. Wenn man diese Tagesration nur einmal scharf ansah, war sie schon verschwunden. Von uns hatte kaum einer Geld für den schnell aufblühenden Schwarzhandel in Göttingen, und schliesslich hätten wir uns beinahe noch um die Brotkrümel nach dem Zerschneiden der Portionen geprügelt. Ich machte zum erstenmal in meinem Leben die Erfahrung, dass Hunger nicht nur alle zwischenmenschlichen Regeln ausser Kraft setzt, das tut der Krieg auch, sondern dass da animalische Triebe freigesetzt werden, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Wir verfluchten die Engländer und wünschten ihnen die Pest an den Hals. Noch waren wir Kriegsgefangene unter dem Schutz der Genfer Konvention, und an die hatte sich, jedenfalls was die Gefangenen der Westalliierten in deutscher Hand betraf, sogar die NS-Regierung den ganzen Krieg über gehalten. Aber wir alle wussten, dass die gefangenen Rotarmisten zu Hunderttausenden in den deutschen Lagern elendiglich verreckt waren, und als das einer erwähnte, fiel mir eine Szene ein, die zu schildern mir heute noch schwer fällt, weil ich mich da so unmenschlich verhalten habe, dass ich mich heute noch dafür schäme.

Auf unserer tagelangen Fluchtfahrt von Berlin-Friedrichshagen nach dem Westen blieb unser Lazarettzug Ende Februar 45 stecken. An einem dieser herrlichen, in diesem Jahr extrem zeitigen Vorfrühlingstage standen wir stundenlang in der Landschaft herum, weil ein Jagdbomberangriff die Gleise vor uns zerstört hatte. Dann ging es weiter bis zur nächsten Unterbrechung, bei der, es war inzwischen Mittag geworden, aus unserem Küchenwagen das Essen ausgegeben wurde. Für jeden ein Kochgeschirr mit Eintopf und Fleisch, und für jeweils drei Mann ein Kommissbrot. Wir hockten uns neben den Zug in die Sonne, froh, auch mal die Beine ausstrecken zu können, als sich plötzlich ein seltsamer Menschenzug näherte. Unter Bewa-

chung einer Gruppe alter Polizisten begannen sie damit, das noch zerstörte Nebengleis zu reparieren. Das waren völlig ausgemergelte Gestalten, denen zerlumpte Uniformteile um die Glieder schlotterten, hohläugig und so schwach, dass sie kaum ihr schweres Werkzeug hochbekamen. Die Köpfe tief geneigt streiften sie uns Essende mit gierigen Blicken. Wir merkten schnell, dass es sich hier um kriegsgefangene Soldaten der Roten Armee handelte – Russen eben.

Ich weiss nicht mehr, wer damit angefangen hat, aber plötzlich flog aus unseren Sitzreihen ein halbes Brot rüber, auf das sich die Ausgehungerten stürzten. Als auch mein Nebenmann und einige andere damit begannen, Teile ihrer Brotration rüberzuwerfen, reagierte ich so, dass ich mich heute noch in Grund und Boden schäme. Noch einmal brach bei mir die NS-Erziehung durch. Ich dachte an meine Heimat, an Breslau, wo die anderen Rotarmisten inzwischen Kleinholz aus meiner Geburtsstadt machten, an die grauenhaften Verbrechen der Roten Armee bei ihrem Vormarsch in Ostpreussen und Schlesien, und schrie die anderen an: «Seid ihr wahnsinnig geworden, die Kameraden von denen stürmen morgen Berlin mit euren Familien, massakrieren alles und vergewaltigen und morden, und ihr Verrückten füttert sie noch mit unserer Verpflegung!» Ich holte mir die schlimmste Abreibung meiner ganzen Lazarettzeit. Es fing an mit lautstarkem «Hitlerbubi, blöder!», «Steckt ihm doch einen Hakenkreuzschnuller in den Hintern», «Ab mit dem Kerl in die Kinderlandverschickung», und wenn nicht einer der alten Oberfeldwebel eingegriffen hätte, es hätte Prügel gegeben. Der, mit beiden Eisernen Kreuzen und Nahkampfspange in Silber für 25 Einsätze, sagte sinngemäss zu mir: «Das sind einfache Soldaten wie wir, arme Schweine. Hätten wir Pech gehabt, müssten wir jetzt auch irgendwo in Sibirien russische Bahnleise ausbessern und wären vor Hunger am Verrecken. Wenn du das nicht kapiert, halt die Schnauze und vergiss deine Hitlerjugend-Parolen. Hier bestimmen wir, was rich-

tig ist, und sonst niemand und schon gar kein minderjähriger Gefreiter!»

Das sass. Mir blieb die Luft weg vor Wut, aber ich sagte nichts mehr. Während unseres Wortwechsels war die Situation ausser Kontrolle geraten. Die Russen keilten sich um die Brote, die bewachenden Polizisten brüllten herum und schlugen mit ihren Gewehrkolben dazwischen. Die Lander brüllten empört zurück, die Polente seien Ziegenficker. Der Oberfeldwebel befahl jetzt so energisch Ruhe, dass augenblicklich Stille eintrat, wechselte einige Sätze mit der Russenbewachung, denen er Zigaretten in die Hände drückte, ging dann mit zweien von uns zum Küchenwagen. Die kamen zurück mit zwei Eimern vom Eintopf und einigen Broten, die er an die Russen verteilen liess. Schlagartig kehrte Ruhe ein. Wir sassen uns gegenüber, es reichte für alle, und einige von uns, die lange an der Ostfront gewesen waren, klaubten ihre russischen Sprachbrocken zusammen, um herauszufinden, wo die Russen herkamen. Die waren völlig verschüchtert, antworteten kaum und assen mit Heisshunger noch den letzten Krümel. Ich war beleidigt und verunsichert. Wer von uns hatte jetzt recht? Dann piff unsere Lok, Zeichen zum Aufbruch, es ging weiter. Im Anfahren flogen noch einige Brotbrocken rüber, sogar ein paar Zigaretten, und ich beobachtete, wie jetzt einige der russischen Soldaten eine Hand hoben, lächelten und vorsichtig ein klein wenig in unsere Richtung dem Zug nachwinkten. Ihre russischen Zurufe konnten wir im Lärm des abfahrenden Zuges nicht verstehen.

Jetzt, ein halbes Jahr später, machten wir die Erfahrung, was es heisst, vor Hunger nur noch den ganzen Tag daran denken zu können, wo sich etwas Essbares auftreiben liesse. Natürlich war unsere Situation nicht mit der der Rotarmisten zu vergleichen, aber es reichte uns auch schon so, wie es war. Beschwerden waren sinnlos. Es gab keine deutsche Regierung, keinen deutschen Staat, stattdessen ein in vier Besatzungszonen aufgeteiltes Gebilde, über das ein Alliiertes Kontrollrat in Berlin alle Machtbefugnisse in seiner

Hand hielt. Praktisch waren alle Deutschen von einem Tag auf den anderen völlig rechtlos, vogelfrei. Deutschland, das war eine leere Worthülse geworden. Was jetzt aus uns werden sollte, das war eine Frage, die alle bewegte. Keiner kannte die Antwort. Es war ein Zustand, wie ihn weder dieses Land noch seine Bewohner jemals in ihrer neueren Geschichte erlebt hatten. Alle, die die Chance hatten, setzten sich ab. Die ersten bei uns im Lazarett waren die Saarländer, die auf französischen Wunsch hin ab sofort nicht mehr als deutsche Staatsbürger anzusehen seien. Sie bekamen ihre Entlassungsscheine in die Hand gedrückt, packten ihre Rucksäcke und verabschiedeten sich mit leicht gequältem Lächeln als neue «Beutefranzosen», begleitet von den höhnischen Segensgrüssen der Zurückbleibenden. Die nächsten waren unsere Ostmärker, unter ihnen einige Supernazis, gegen die ich ein brauner Leichtmatrose war. Die fingen plötzlich damit an, merklich auf Distanz zu uns zu gehen. Sie steckten ihre Köpfe verschwörerisch zusammen und forderten schliesslich beim Chefarzt ihre sofortige Entlassung aus der Gefangenschaft, weil sie als Ausländer nur gezwungen Dienst in der deutschen Wehrmacht geleistet hätten. Auch das allgemeine Gelächter und zahlreiche bissige Dauerattacken unserer Berliner Originale änderten nichts an dieser schnellen Absetzbewegung, die schliesslich erfolgreich war. Sie wurden alle nach Hause entlassen. Der bisherige NS-Führungsoffizier des Lazaretts, ein alter weisshaariger Major, im Zivilberuf Schuldirektor, hielt zum Kriegsende eine flammende Rede gegen die NS-Regierung und erklärte genau das Gegenteil von dem, was er vorher gesagt hatte. Wenn es nicht so traurig gewesen wäre, hätte man eine Grotteske aus dem Ganzen machen können.

Es ging aber nicht nur mir so, sondern vielen von den jüngeren Soldaten, auch den jungen Offizieren, dass wir verzweifelt versuchten, uns einen Reim auf diese ganze Entwicklung zu machen. Die Welt, jedenfalls unsere bisherige, stand köpfe. Was sich seit Monaten vor unseren Augen abspielte, der komplette Zusammenbruch eines bis dahin

für uns über alle Jahre hinweg für unzerstörbar gehaltenen Weltbildes, der Verlust des von uns als «heilig» beschworenen «Glaubens an das ewige Deutschland», der Verrat, denn als solchen empfanden wir das Verhalten der Saarländer und Österreicher, das alles führte nicht nur bei mir zu einem Gefühl tiefster Demütigung. Der Tod Hitlers, der verlorene Krieg, der Verlust meiner Heimat Schlesien, die Zerstörung unseres bewunderten Grossdeutschland, für das wir bereit gewesen waren unser Leben zu opfern, liessen mich nächtelang wach liegen und grübeln. Dazu kamen jetzt gehäuft die Nachrichten über die zahllosen deutschen Verbrechen, nie gesehene Bilder aus den befreiten KZ-Lagern mit der sofort auftauchenden Frage: Und dafür haben wir unsere Schädel hingehalten? Am härtesten aber traf mich, der ich immer an historischen Abläufen interessiert war, eine Erkenntnis aus den intensiven Gesprächen mit den wenigen Widerstandskämpfern, die es auch unter uns gab. Es waren Verwundete, fast alle aus Strafkompagnien und Bewährungsbataillonen, die bis zum Tage der Kapitulation höchstens durch ihr Schweigen und ihre Verschlossenheit uns anderen gegenüber aufgefallen waren. Unter ihnen gab es einige für mich eindrucksvolle Ältere, von denen zwei auch ein KZ von innen kennengelernt hatten. Denen erschien es wohl sinnvoll und höchste Zeit, diesem interessierten Jungen die Augen zu öffnen. Zum erstenmal wurde mir verständlich, dass es eben nicht «Befehl und bedingungsloser Gehorsam» waren, die das wichtigste Fundament eines gerechten Staates waren. Auch über die Verantwortung des «Führerprinzips» für die schlimmsten Verbrechen, über die jetzt täglich berichtet wurde, stritten wir. Die behaupteten sogar, dass Deutschland an diesem Zweiten Weltkrieg die Alleinschuld trüge, was ich zunächst mal doch mindestens stark übertrieben fand.

Das alles traf mich und die interessierten jungen Mitgefangenen wie ein Hammer. Vor allem aus einem Grund. Wir alle hatten getötet, worüber übrigens niemals während der Gefangenschaft auch nur mit einem Wort gespro-

chen wurde, das war ein absolutes Tabu-Thema unter uns. Aber wenn das, was uns hier von den wenigen Widerständlern berichtet wurde, zutraf, dann trug jeder von uns für den Rest seines Lebens ein unsichtbares Kainszeichen auf der Stirn. Die Ehrlichen unter uns Überlebenden wussten schon damals, dass sie es niemals wieder loswerden würden. Für alle Generationen nach uns, für unsere Kinder und Enkel, würden wir die Gezeichneten bleiben, behaftet mit dem Makel einer Schuld, an der unser Vaterland, für das wir bereit gewesen waren zu kämpfen und zu sterben, noch im nächsten Jahrhundert schwer zu tragen haben würde. Es war so viel auf einmal, dass ich fast froh war, als mich der Stabsarzt Dräger in die neurologische Universitätsklinik schickte. Die Kopfnarben waren so weit zugeheilt, dass die letzten beiden Granatsplitter aus meinem Gehirn rausoperiert werden konnten.

Das war jetzt ganz was anderes als das Jahr zuvor im Kriegslazarett. Ein Drei-Bett-Zimmer mit Blick ins Grüne, vor der Operation eine genaue Erklärung des Oberarztes. Ich kam mir vor wie ein Privatpatient. Dann schor man mir rechts eine Halbglatze, mit der ich zirkusreif aussah. Im OP gab es keine Vollnarkose, die wollten mich unter ständiger Kontrolle halten, und ich versprach dem Team, garantiert nicht abzukratzen. Das freute sie, und ich bekam so viele Spritzen in meine Kopfschwarte, dass ich aufhörte zu zählen. Dann der Schnitt, es tat nicht weh, und dann kamen sie mit so einer Art Bohrmaschine und bohrten mir ein Loch in die Schädeldecke, was nicht so angenehm war, aber kein Vergleich mit der schrecklichen Schinderei vor zehn Monaten. Es gab aber auch eine sehr nette Schwester, die Händchen hielt und mir den Schweiß abwischte, denn jetzt war ich doch sehr angestrengt und aufgeregt, ob sie die Splitter finden würden. Sie hatten das Loch fertig und tasteten herum. Ich fragte vorsichtig nach, aber sie versicherten mir, sie würden die Dinger bestimmt finden. Das taten sie schliesslich auch. Die Schwester drückte mir zwei kleine zackige Metallsplitterchen in die Hand,

und ich nahm mir fest vor, sie später in einen Ring einarbeiten zu lassen. Schliesslich hatten sie mir unfreiwillig das Leben gerettet. Aber bei meinem Zigeunerleben in den nächsten Jahren waren sie eines Tages spurlos verschwunden.

Ich musste nach der Operation zehn Tage auf dem Rücken liegen bleiben, durfte den Kopf nicht bewegen und jammerte bei der Stationsschwester nach irgendeiner Lektüre. Hauptsache, etwas zu lesen. Die Tage zogen sich endlos. Sie brachte mir aus ihrem Elternhaus drei Bücher mit, darunter eines von einem gewissen Kurt Tucholsky, dessen Namen ich noch nie gehört hatte. Es hiess «Mit 5 PS» und ich dachte, der meint natürlich Pferdestärken und das Buch habe etwas mit Motoren und Autos zu tun, und begann zu lesen. Das waren lauter einzelne Erzählungen, Glossen, Kritiken und Kommentare. Schon nach den ersten Seiten fielen mir fast die Augen aus dem Kopf. Was war denn das für ein Buch, was für ein Autor, was der Mann da schrieb, das war ungeheuerlich. Ich sah mir das Vorblatt genau an, gedruckt 1931, Ernst Rowohlt Verlag, das PS bedeutete Pseudonyme: Peter Panter, Theobald Tiger, Kaspar Hauser, Ignaz Wrobel.

Ich konnte das Buch nicht mehr aus der Hand legen, frass es förmlich in mich hinein, denn hier fand ich zum erstenmal einen Denkansatz für die Korrektur meines bisherigen Weltbildes. Dieses Buch wurde, wie es der Zufall wollte, für mich zu einem Schlüsselerebnis, haargenau zum richtigen Zeitpunkt. Ich fand sie alle wieder, die Generäle, die nationalen Konservativen aus meinem Internat, die SPD, die KPD, nur ganz anders als bisher. Mich beeindruckten nicht nur die Themen, über die er schrieb, sondern fast noch mehr sein Stil. Ich war, einer Familientradition folgend, von Kindheit an eine Leserratte gewesen, aber ich war mir sicher, noch nie ein solches Buch in der Hand gehabt zu haben. Dann das für mich im Moment Allerwichtigste: wenn dieser Tucholsky mit dem, was er da schrieb, im Recht war, wenn das die Wahrheit war, dann

musste mein ganzer politischer Weg bisher ein schauerlicher Irrtum gewesen sein, dann stimmte so gut wie nichts von dem, was man uns jahrelang eingetrichtert hatte. Aber der Mann war ein Linker, wahrscheinlich sogar ein verkappter Kommunist, war der überhaupt glaubhaft?

Ich musste herausfinden, wer das war. Lebte er noch oder hatte ihn die Gestapo erwischt? Dass die ihn fertiggemacht hätten, das begriff ich sofort. Von da an wurde jeder, der zu uns ins Zimmer kam, von mir mit dem Namen Tucholsky konfrontiert. Keiner hatte je den Namen gehört. Bis auf einen. Das war der Chefarzt, ein älterer Professor so um die 65 Jahre alt. Der sah mich missbilligend an und murmelte was von «Caféhausliterat» und «linker System-schreiber» und «Sie sollten Ihre Zeit nutzen und was Gescheites lesen, nicht so Zeug von einem Zeitungsschmierer!», da war ich so schlau wie zuvor.

Nun begann meine Aufholjagd im Wettlauf mit der Zeitgeschichte. Ich wollte es wissen, ich wollte alles wissen, und ich wollte die Wahrheit wissen ohne Rücksicht auf Verluste. Ich war mir sicher, dieser Tucholsky würde mir dabei helfen können.

Ich lag aber mit zwei anderen Soldaten im Zimmer. Der eine war ein waschechter Amerikaner, John, so alt wie ich, 1926 in New York geboren, ehemaliger Hitlerjugend-Führer. Über der Stuhllehne hing sein Uniformrock, der ihn als Fahnenjunker-Unteroffizier der Wehrmacht auswies. Auch eine zeittypische Geschichte, und deshalb sei sie hier schnell erzählt. Seine Eltern waren Schneidermeister und nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg 1923 in die USA ausgewandert, wo sie in New York ein Atelier aufmachten und es mit Fleiss und Glück nach harten Anfangsjahren zu einigem Wohlstand brachten. Sie behielten aber immer ihre deutsche Staatsbürgerschaft. 1926 wurde ihr Sohn Johannes geboren, als John eingeschult, durch Geburt amerikanischer Staatsbürger. Im Sommer 1939 fuhr die ganze Familie im Urlaub in die alte Heimat, damit die Kinder die Verwandtschaft kennenlernen konnten. Am 1. September

brach der Krieg aus, und Johns Vater durfte als Deutscher nicht mehr zurück in die USA, sondern wurde zur Wehrmacht eingezogen. Die Familie sass fest. John kam automatisch in die Hitlerjugend, ging aufs Gymnasium, wurde HJ-Führer, meldete sich kriegsfreiwillig als Offiziersanwärter. Seine amerikanische Vergangenheit, einschliesslich der Sprache, pflegte er sorgfältig als den exotischen, die Mädchen beeindruckenden Teil seiner Existenz. Dann, wenige Wochen vor Kriegsende, wurde sein ganzer Offizierslehrgang aus der Kaserne heraus an die schon nahe Front geworfen, um einen amerikanischen Panzerangriff aufzuhalten und zurückzuwerfen. Dabei traf ihn ein schwerer Kopfschuss. Als er wieder zu sich kam, hörte er nur amerikanischen Slang um sich herum. In seiner Halbbewusstlosigkeit sagte er in bestem New Yorker Slang, man solle gefälligst vorsichtig mit ihm umgehen, bei ihm sei der Sehnerv getroffen worden. Die völlig überraschten GIs holten sein Soldbuch aus der Tasche, und da stand, wo er geboren war, in New York. Johannes sagte, er verdanke es nur seiner schweren Verwundung, dass sie ihn nicht auf der Stelle als Verräter totgeschlagen haben. So verarzten sie ihn, ohne jede Betäubungshilfen, und übergaben ihn an den militärischen Geheimdienst. Auch hier gelang es ihm erst nach einiger Zeit, seine Geschichte glaubhaft zu machen, aber dann lieferten sie ihn korrekt in die Uni-Klinik ein zur Operation.

Jetzt lag er neben mir, beide Augen noch zugepflastert, und wusste nicht, ob er jemals wieder würde sehen können. Es war hart für ihn. Um ihn abzulenken, las ich ihm aus meinem Tucholsky vor. Für ihn war das die gleiche Entdeckung wie für mich, mit ähnlicher Wirkung. Gemeinsam kamen wir zu der Erkenntnis, dass wir von den NS-Machthabern fürchterlich beschissen worden waren. Nur, warum das so war und wie es überhaupt dazu kommen konnte, um das herauszufinden, fehlte uns vorläufig noch das notwendige Handwerkszeug. Aber wir waren entschlossen, uns im Laufe der Zeit die Kenntnis der wirk-

lichen Vorgeschichte anzueignen, die zu diesem Staat geführt hatte. Zu seinem Glück konnte er nach Abnahme seiner Verbände tatsächlich wieder sehen. Die Operation hatte sein Augenlicht gerettet. Ich erlebte noch den Besuch eines amerikanischen Offiziers in unserem Zimmer mit, der ihm ganz unfeierlich seine Papiere überreichte. Er musste sich innerhalb von drei Monaten entscheiden, was er in Zukunft sein wollte, Amerikaner oder Deutscher. Es sagt einiges über die Grundeinstellung dieser Generation aus, dass er erhebliche Skrupel hatte, sich als New Yorker zu bekennen, weil er ein schlechtes Gewissen hatte, sein Vaterland in diesen schlechten Zeiten im Stich zu lassen. Wir redeten ihm zu wie einer kranken Kuh, seinen Patriotismus nicht zu übertreiben, der könne auch in Dummheit umschlagen. Ein Jahr später, ich war wieder bei meinen Eltern in der Ostzone, kam eine Karte aus Bremen von ihm, mit einem grossen Passagierschiff darauf, sein letzter Gruss vor der Einschiffung nach Amerika. Dann hörte ich nichts mehr von ihm.

Auch meine Operation war ein Erfolg. Hier erwiesen sich die Oberärzte mal wieder als ähnlich gut wie ihr Chef, eine Erfahrung, die ich mehrfach in der Klinik machte. Mit ihrer Hilfe gelang es mir sogar, noch ein wenig länger in meinem schönen Bett und Zimmer bleiben zu dürfen. Hier war gut sein, viel mehr zu essen, nur drei Betten im Zimmer und eine sehr nette Stationsschwester, die Lilo hiess. Als mich aber die Oberschwester dabei erwischte, wie ich durch die Wäscherutsche zwei Stockwerke abwärts rauschte, weil ich Schwester Lilo unten in der Wäschesammlung angenehm überraschen wollte, da fand sie, das sei genug der Genesung, und sorgte für meinen schnellen Abschied.

Bei meinen Spaziergängen im riesigen Klinikkomplex hatte ich vor der benachbarten Dermatologie immer wieder vertraute Gesichter aus unserem Lazarett beobachten können, die auf etwas zu warten schienen. Wenn man sie fragte, drucksten sie so verlegen herum, dass ich fast sicher war, dass die hier ihren Tripper oder eine Lues auskurieren

mussten. Das war ein Irrtum. Durch meine Schwester-Verbindungen erfuhr ich, dass es sich um Soldaten der Waffen-SS handelte, die sich als Wehrmachtsangehörige getarnt hatten und die jetzt mit Hilfe freundlicher Ärzte versuchten, ihre eintätowierten Blutgruppen-Kennzeichen wieder loszuwerden, weil sie sonst spätestens bei ihrer Entlassung auffliegen würden. Das sprach sich herum. Dann setzte sich eine ziemliche Völkerwanderung in Bewegung, und wir wunderten uns nur, dass alle Beteiligten an dieser «Operation Saubermann» so dicht hielten, dass keine englische Militärpolizei dazwischen funkte.

Uns war das gleichgültig. Aber an einen erinnere ich mich doch. Wir hatten wieder mal über den Wahrheitsgehalt der Nachrichten aus den KZs diskutiert, als einer, Panzerfahrer in der «Leibstandarte Adolf Hitler», dazu kam und nur sagte: «Das stimmt alles.» Als wir ihn fragten, woher er das wisse, er käme doch aus einer Kampftruppe, da erzählte er, dass immer wieder nicht mehr frontdienstfähige Verwundete der Waffen-SS als Bewachungsangehörige in die Lager versetzt worden seien, und die hätten gelegentlich berichtet, wie es in den Lagern zugehe, so grauenhaft, dass sich etliche wieder zur Ersatztruppe zurückgemeldet hätten. Wir sahen uns an und wussten nichts mehr zu sagen. Ich hatte keinen Zweifel mehr an diesen Nachrichten.

Als die Amerikaner schon kurz vor Göttingen standen, im April 1945, wurden bei uns im Lazarett plötzlich an die 25 Soldaten der Waffen-SS eingeliefert. Die waren auf ihrem hastigen Rückzug mit dem LKW gegen eine der vielen Panzersperren geknallt und dabei alle mehr oder weniger stark verletzt worden. Sie wurden aufgenommen, so wie einige SS-Männer, die als Verwundete bei uns lagen. Blitzschnell verschwanden die Totenköpfe und SS-Runen von den Uniformen und landeten, zusammen mit den Soldbüchern und Erkennungsmarken, in der Kanalisation der Toilettenanlage, obwohl die Amerikaner noch gar nicht da waren. Alle sahen es, keiner sagte etwas.

Nach allem, was inzwischen über die SS und ihre Untaten bekannt geworden ist, mag das heute mehr als verwundern. Aber es war damals völlig selbstverständlich. Vom Chefarzt bis zur letzten Hilfskrankenschwester, die alle von dieser Maskerade wussten, hat über viele Monate hinweg niemand diese Waffen-SS-Männer bei den Alliierten angezeigt. Sie hatten offenbar sogar falsche Wehrmächts-papiere ausgehändigt bekommen, weil eine ganze Anzahl von ihnen später zusammen mit mir die Entlassungskontrolle der Engländer anstandslos passieren konnten.

Wie war das möglich und warum? Warum haben sogar ausgewiesene Antifaschisten unter den älteren Verwundeten von uns die ganze Zeit über ihren Mund gehalten? Es gibt dafür eine relativ einfache und eine ziemlich komplizierte Erklärung, aber in beiden Fällen wird man das Handeln der Menschen von damals nur verstehen können, wenn man wenigstens versucht, sich in das Denken und Fühlen von 1945/46, das sich sehr stark von dem heutigen unterscheidet, hineinzusetzen.

Der einfache Grund war, dass fast alle von uns die Waffen-SS nur als Kameraden an der Front erlebt hatten, und da waren sie, was immer auch später aufkam, eine überaus willkommene und in Gefahr sogar ersehnte Verstärkung, auf die keiner freiwillig verzichtet hätte – im Gegenteil. Sie waren neiderregend gut ausgerüstet, hatten die modernsten und besten Waffen, und bis fast ans Kriegsende kämpften sie mit einer fanatischen Verbissenheit, an der es der Wehrmacht damals schon mangelte. Ihre Soldaten waren nicht beliebt. Dafür wurden sie zu sehr von der Führung bevorzugt. Auch ging uns ihr Elite-Getue so auf die Nerven, dass es immer wieder zu Prügeleien kam. Aber sie waren ausserordentlich respektiert. Die Härte und Grausamkeit, mit der sie bei Einsätzen gegen Partisanen und Resistance-Einheiten im rückwärtigen Frontgebiet zuschlugen, diese Eigenschaften teilten sie, zumindest in der zweiten Kriegshälfte, mit den Wehrmachtsverbänden, die sich auch nicht mehr anders zu helfen wussten, dabei aber gele-

gentlich wenigstens noch ein schlechtes Gewissen hatten. Es gab also, das der einfache Grund, noch viel zu viel Gemeinsamkeiten im Guten wie im Schlechten, als dass man jetzt bereit gewesen wäre «Kameradenverräter» zu werden.

Der komplizierte Grund war, dass dem deutschen Durchschnittsbürger seit längerem der Überblick über dieses ganze SS-Geflecht, das seit Jahren wie ein Spinnennetz alle wichtigen Einrichtungen in Deutschland überzog, verlorengegangen war, wenn er ihn denn je besessen hatte. Jeder kannte natürlich die Gestapo und wusste, wer das war, aber wie hing die mit der «normalen» SS zusammen, was und wer spielte eine Rolle im SD, gehörte der zur SS-Verfügungstruppe, gab es die überhaupt noch oder nannte man die jetzt Totenkopfverbände? Musste jeder Polizist auch in die SS eintreten und wie war das mit den Kriminalbeamten? Diese ganze undurchsichtige Organisationsmasse verbreitete jedenfalls Furcht und Schrecken, und so behalf sich der Normalbürger mit einer für ihn klaren Trennlinie, die es so natürlich nie gegeben hat. Da war auf der einen Seite die Waffen-SS, das war so eine Art Privatwehrmacht der NSDAP, die wurden ja auch als politische Soldaten bezeichnet und eigentlich war das eine Kampftruppe wie die anderen Soldaten auch. Die anderen aber, von denen man so wenig wusste, die mit den Ledermänteln und den Schlapphüten, die KZ-Belieferer und Bewacher, die waren gefürchtet und gehasst. Ich habe als 15jähriger HJ-Führer in Liegnitz einige Begegnungen mit dem Chef der Gestapo-Leitstelle gehabt, weil wir von ihnen Räume für den Sportdienst brauchten. Das war ein Totschläger-Typ. Wenn der einen scharf ansah, lief einem eine Gänsehaut über den Rücken. Ich war jedesmal froh, wenn ich aus seinem Büro wieder draussen war. Dabei behandelte er mich sehr freundlich als jüngeren Kameraden. Aber es war eine Freundlichkeit, die einem das Blut in den Adern gefrieren liess. Ich konnte mir das damals nicht erklären, aber ich habe diese an sich ganz unwichtigen Be-

sprechungen, eben wegen des unheimlichen Eindrucks, nie vergessen können, und ich bin von Natur aus kein sehr schreckhafter Typ.

Der Waffen-SS gegenüber hatte die Masse der Bevölkerung diese Vorbehalte kaum. Dabei spielte auch eine andere Entwicklung eine wichtige Rolle. Die hohen Verluste der Waffen-SS an der Front und der Ehrgeiz Himmlers, immer neue, zusätzliche SS-Divisionen aufzustellen, hatten das ursprüngliche Prinzip, nur Freiwillige in ihre Reihen aufzunehmen, längst zu Makulatur werden lassen. Immer mehr Männer wurden unter Vorwänden einfach zur Waffen-SS eingezogen, und es war praktisch unmöglich, sich dagegen zu wehren. Wie schnell man auch gegen seinen Willen in diesem Totenkopf-Verein landen konnte, das erlebte ich im Frühjahr 1943 in Liegnitz.

Für Sonntagvormittag war ein Fahnenappell aller HJ-Führer befohlen worden. Die Kapitulation von Stalingrad mit dem Untergang der VI. Armee lag erst wenige Wochen zurück. Die Stimmung war gedrückt und niedergeschlagen. Wir hatten nach dieser fürchterlichen Niederlage zum erstenmal begriffen, dass der Krieg noch lange dauern würde, dass von schnellen, leichten Siegen keine Rede mehr sein konnte und dass viel mehr auf der Kippe stand, als wir bisher gedacht hatten. Goebbels hatte den «Totalen Krieg» proklamiert, und wir machten uns bereit für ihn. Ungefähr 150 Jungen, zwischen 14 und 17 Jahre alt, waren in einem offenen Viereck um den Fahnenmast angetreten, vor dem unser Bannführer stand, über sich die im Wind flatternde Fahne der Hitler-Jugend, hinter sich Gewehrpyramiden. Dann die Rede. Ich habe übrigens nie begriffen, warum alle NS-Führer, vom kleinsten Pimpf bis zum mächtigen Gauleiter, bei ihren Reden krampfhaft versuchten Hitlers Redestil zu imitieren. Das war wie eine Seuche. Nach den üblichen Parolen kam er zum Kernpunkt. Um gerade nach Stalingrad den unbeugsamen Siegeswillen der deutschen Jugend zu beweisen, habe der Reichsjugendführer Axmann sich entschlossen, und jetzt kam es: «dem

Führer eine Division zu schenken, die nur aus Freiwilligen der Hitler-Jugend bestehen wird», und der Führer habe daraufhin erlaubt, dass diese Einheit, eine vollmotorisierte Panzerdivision der Waffen-SS, unseren Namen tragen dürfe: «SS-Panzerdivision Hitler-Jugend». Wir alle stünden bereit uns als Freiwillige zu melden. Wer aber etwa nicht bereit sei, seine Stimme wurde scharf, in dieser unserer Ehrenformation zu dienen, der möge jetzt sofort drei Schritt vortreten.

Wir sahen uns betreten an. Mit der Waffen-SS hatten wir nicht viel am Hut. Es hatte sich längst herumgesprochen, dass diese nach dem «Hau-drauf-Prinzip» geführten Verbände erschreckend hohe Verluste hatten. Aber es traute sich natürlich keiner vorzutreten. Es wäre ihm wohl auch schlecht bekommen. Darauf der Bannführer zu seinem Adjutanten: «Melde sofort an die Reichsjugendführung nach Berlin, alle HJ-Führer des Jungbann Liegnitz haben sich heute als Freiwillige in unsere Division gemeldet.» So einfach war das, und so schnell und unfreiwillig landeten überall in Deutschland nicht nur die HJ-Führer bei der Waffen-SS.

Es sei denn, sie waren so schlau wie ich und einige andere. Wir kannten die Tricks unserer schwarzen Kameraden und hatten längst den Annahmeschein als Offiziersanwärter in der Wehrmacht im Schreibtisch. Der trug einen dicken Vermerk, dass damit alle anderen Waffengattungen ihren Anspruch auf uns verloren hatten. Dabei blieb es auch nach diesem Appell, selbst wenn der Bannführer wütend damit drohte, mich in die Pflicht-HJ strafzuversetzen. Aber keiner von uns vergass, wie uns der Totenkopf-Verein beinahe eingefangen hätte.

Wenn man jetzt bedenkt, dass Himmler als der Reichsbeauftragte für die ganzen Umsiedlungen die Zuständigkeit für Hunderttausende von Volksdeutschen hatte und diese also alle automatisch bei ihrer Einberufung in der Waffen-SS landeten, dass in allen Lehrerbildungsanstalten ein starker Druck auf Tausende von angehenden Volksschulleh-

ern ausgeübt wurde, sich in die Waffen-SS zu melden, dann wird eher verständlich, warum die Uniform der Waffen-SS im Mai 1945 noch nicht bewies, dass einer ein besonders fanatischer Nazi war oder gar Mörder. Dieses Wissen bestimmte das Verhalten in unserem Lazarett und erklärt vieles, was heute völlig unverständlich erscheinen mag.

Ich war jetzt schon seit fast fünf Monaten ohne Nachricht von meiner Familie. Im März hatte mich die letzte Post erreicht. Da war mein Vater, zusammen mit meiner Mutter und dem kleinen Bruder Mischa als Truppenarzt in einer riesigen Klinik auf dem Truppenübungsplatz Jüterbog gelandet, der inzwischen schon längst zur sowjetischen Besatzungszone gehörte und, wie erzählt wurde, kurz vor Kriegsende schwer umkämpft worden war. Die Ungewissheit über ihr Schicksal und das meiner Schwester, die mit ihren beiden kleinen Kindern irgendwo im Sudetenland, der späteren CSSR, untergekommen war, die Unmöglichkeit, irgendwelche Nachrichtenverbindungen aufzunehmen, machten mir das Herz schwer. In diesen Monaten um das Kriegsende im Mai 1945 herum verschwanden Zehntausende von Menschen in Deutschland spurlos. Von vielen hat man nie wieder etwas gesehen oder gehört. Nicht nur Soldaten, sondern Frauen, Kinder, Alte, Kranke. Wer in die letzten Kämpfe geriet, vor allem die zahlreichen Flüchtlingsgruppen, die inzwischen Mitteldeutschland erreicht hatten, wurde erbarmungslos aufgerieben. Die grossen Wälder und die Gräben der Landstrassen um Berlin und in Mitteldeutschland waren voller Leichen. Niemand hatte Zeit und Kraft für Beerdigungen. Die Dörfer brannten, die Menschen flüchteten in die Wälder. An den Alleebäumen der russischen Vormarschstrassen hingen die Leichen von Menschen, die als Nazis galten, darunter viele 17jährige Arbeitsdienst-Mädchen und Jungen, nur weil sie eine Hakenkreuzarmbinde an der Uniform hatten. Meine Eltern, die dieses blutige Chaos als zerlumpete Landstreicher zu Fuss auf dem Weg nach Westen miterlebten, haben

später das Grauen und die Todesangst dieser Flucht von Jüterbog bis Merseburg geschildert.

Schon damals, als der Krieg in seinen letzten Zügen lag, begann sich durch das zusammenbrechende alte Deutschland eine noch unsichtbare Grenze aufzubauen. Von der Ostseeküste bis nach Sachsen und Thüringen, wohin erst noch die Amerikaner vorstießen, setzte eine wahre Völkerwanderung nach Westen ein. Die Angst vor den Russen war die Triebkraft, die Millionen von Menschen in Bewegung setzte. Nichts davon in Süd- und Westdeutschland, wo die Dörfler und Kleinstädter ihre weissen Bettlaken zum Fenster heraushängten, sich in ihre Luftschutzkeller zurückzogen und den Einmarsch der Westalliierten abwarteten. Deutsche Soldaten, die noch etwas verteidigen oder gar sprengen wollten, wurden bestochen, wenn das nicht half, beschimpft, sie sollten schleunigst verschwinden. Der Unterschied hätte schon damals nicht grösser sein können.

Auch in unserem Lazarett begannen sich die grossen Unterschiede zwischen Ost und West in den ersten Nachkriegsmonaten abzuzeichnen. Wir waren zwar Kriegsgefangene, aber es wurde schnell klar, dass die Engländer kein grosses Interesse daran hatten, diesen Krüppelhaufen lange durchzufüttern. Als die Saarländer und Österreicher verschwunden waren, hatten wir endlich Platz gewonnen und begannen uns etwas bequemer einzurichten. Als erste versuchten jetzt die Familienväter über die noch unregelmässige Post Verbindung mit zu Hause aufzunehmen. Das dauerte, aber im Laufe der Monate verschwand doch einer nach dem anderen zurück in ein normales Leben. Als es Herbst wurde, war ein Bodensatz von Patienten zurückgeblieben, fast alle aus Mittel- und Ostdeutschland, die weder Angehörige noch ein Zuhause hatten, und von denen die meisten gar nicht wussten, wohin sie sich eigentlich entlassen lassen sollten. Sie wollten jetzt erst mal abwarten. Zunächst galt es vor allem den bevorstehenden Winter 45/46 zu überstehen. Dass der eine Katastrophe werden würde, zeichnete sich früh ab.

Mich beschäftigten noch ganz andere Probleme in diesem Sommer. Ich hungerte, und bald waren meine letzten, noch aus Breslau stammenden Reichsmark-Vorräte auf dem Schwarzen Markt verpulvert. Ich hungerte und war zum ersten Mal in meinem Leben pleite. In meiner Verzweiflung bandelte ich mit einem freundlichen Küchenmädchen in unserer Zentralküche an, die mich mit Wurst- und Käsebroten fütterte. Wegen der Konkurrenz machte ich mich einfach fünf Jahre älter und scheute nicht davor zurück, von irgendwelchen Eheplänen zu sprechen, später einmal. Wer da die Nase rümpft, hat keine Ahnung, wie das ist, wenn man nächtelang vor Hunger nicht mehr richtig schlafen kann. Ich war gerade 19 Jahre alt geworden, als mich einer von den anderen denunzierte, und sich an meine Stelle setzte.

Dann gab es die Krankenschwester Lilo, die mit der Wäscherutsche. Deren Familie zitterte vor dem Winter, denn es gab weder Holz noch Kohle. Also zog ich mit ihren drei Brüdern, 13,15 und 16 Jahre alt, in den schönen Göttinger Stadtpark, und zu viert klauten wir einen grossen Handwagen voller Holz. Ich deckte den Rückzug, als mich ein freundlicher älterer Herr ansprach, was ich da eigentlich triebe? Ich nahm ihn nicht sehr ernst und antwortete seelenruhig: «Na, das sehen Sie doch, ich klaue Holz für den Winter, weil die Leute nicht erfrieren wollen.» «Ne», sagt er darauf, «das haben wir aber gar nicht gerne. Zeigen Sie mir doch mal Ihren Personalausweis, ich bin hier nämlich der Amtsvorsteher des Stadtparks!» Ich hatte Mühe, ihn davon zu überzeugen, dass ich keinen Ausweis dabei hatte, setzte mein ehrlichstes Gesicht auf und versicherte ihm treuherzig, mein Name sei Neidorf, Harry Neidorf (das war nämlich mein «nom de guerre» für alle Fälle, manchmal sagte ich auch «von Neidorf», das machte mehr Eindruck, war einfach Frodien rückwärts gelesen), nie würde ich ihn anlügen, nie. Schliesslich hatte ich ihn überzeugt. Er schrieb sich meine fiktive Adresse auf, und ich wurde entlassen.

Für mich wäre eine Anzeige lebensgefährlich geworden. Die militärische Hierarchie im Lazarett hatte sich aufgelöst, aber eine Machtposition war geblieben, ja sogar noch verstärkt worden, mit Unterstützung der Engländer, die ihre Ruhe haben wollten. Das war die des Chefarztes. Der unsere war ein besonders rigoroser und brutaler Typ. Wer immer ihm Schwierigkeiten zu machen begann, wurde auf der Stelle «gesund und lagerfähig» geschrieben. Das bedeutete, dass der Betroffene, immer noch ein Kriegsgefangener, in ein Lager am Stadtrand von Göttingen abgeschoben wurde. Das war nichts anderes als eine riesige ehemalige Viehweide, mit hohem Stacheldraht eingezäunt und von englischen Soldaten bewacht. Dort lagen Tausende unter freiem Himmel, Wind und Regen ausgesetzt, ohne feste Unterkünfte. Man musste eine eiserne Gesundheit haben, um diese Lager, von denen es im Sommer 1945 im Westen eine Menge gab, heil zu überstehen. Viele aber starben oder ruinierten sich ihre Gesundheit für den Rest ihres Lebens, zumal die Verpflegung noch schlechter war als bei uns im Lazarett. Eine Anzeige wegen Holzdiebstahl, an öffentlichem Eigentum hätte mir unweigerlich die Abschiebung ins Lager eingebracht. Ich wusste also sehr genau, warum ich log, dass sich die Balken bogen.

Es gelang uns nur ein einziges Mal, diesen Chefarzt und seinen Freundeskreis, zu dem keineswegs alle Ärzte gehörten, hereinzulegen. In unserem Fluchtzug aus Berlin hatten wir, das sprach sich natürlich herum, fast einen ganzen Waggon mit sogenannten gehorteten Liebesgaben mit uns geführt. Das waren sehr grosse, gut verpackte Holzkisten, in denen sich zahlreiche Konserven und Weckgläser befanden, gefüllt mit allem, was damals gut und teuer und vor allem knapp war. Marmeladen, Konfitüren, Honig, eingemachte Wurstsorten, eingelegtes Fleisch, Gemüse und Obst, kurz alles, was das Herz begehrt. Auch eine Menge Flaschen mit Wein und Schnäpsen. Das waren Spenden vom Roten Kreuz, von der NS-Frauenschaft, vom Berliner Gauleiter Goebbels, auch von Rittergutsbesitzern, deren

Söhne hier betreut worden waren. In Göttingen wurde alles in einem grossen, mit einer Panzertür gesicherten Luftschutzkeller untergebracht. Zugang hatten nur der Chefarzt und der Verwaltungsbulle des Lazarets, ein Stabsintendant. Dann war grosse Pause, wir sahen und hörten nichts mehr von unseren Schätzen, bis die Amerikaner eintrafen. Aber selbst als mit den Engländern unsere Hungerzeit begann, bekamen wir nicht einen Krümel von diesen Kostbarkeiten zu essen. Dass da was nicht stimmen konnte, war mit den Händen zu greifen. Bei Nachfragen hiess es immer, das seien die eisernen Reserven für den allerschlimmsten Notfall. Einige, die keine Ruhe gaben und Krach schlugen, wurden prompt ins Lager abgestellt. Dann ging es wie ein Lauffeuer durch das Haus, die bedienen sich nachts, wenn wir schlafen, heimlich aus unseren Vorräten. Es war die Rede von Offiziersorgien mit Krankenschwestern, nächtlichen Saufgelagen des Chefarztes und grosszügigen Einladungen an befreundete Chefärzte. Ich konnte nicht beurteilen, ob die Gerüchte zutrafen, aber für möglich hielt ich es durchaus, denn mit dem allgemeinen Zusammenbruch der alten Ordnung hatten sich die Sitten sehr gelockert. Unsere alten Haudegen, die erfahrensten Schlitzohren, steckten die Köpfe zusammen und hielten Kriegsrat. Sie arbeiteten einen genauen Aufmarschplan für immerhin über 300 Mann aus. Geweckt wurde um zwei Uhr nachts, strumpfsockig und im Schweigemarsch zog das ganze Lazarett im Gänsemarsch am Luftschutzkeller vorbei, dessen Tür einige Pioniere unter den Patienten lautlos geknackt hatten. Alles, was noch vorhanden war, wurde gerecht verteilt. Auf den Zimmern begann eine Riesenfresserei, begleitet von unvermeidlichen Schmutzgeräuschen. Es sollte vorsichtshalber so viel wie möglich noch in der Nacht verzehrt werden. Als der Morgen graute, stand vor dem Kellereingang, sauber ausgewaschen, eine Batterie von leeren Weckgläsern in Paradeaufstellung. Das konnten wir uns doch nicht verkneifen. Die Patienten lagen selig lächelnd in ihren Betten, endlich einmal wieder

satt bis zur Halskrause. Es ist nicht überliefert, wie der Chefarzt reagierte. Er war klug genug, nichts Spezielles zu unternehmen. Nur wurden seine Strafversetzungen ins Lager immer rigoroser.

Das wäre mir noch beinahe zum Verhängnis geworden. Als die Holzvorräte in Lilos Familie verbrannt waren, liess ich mich breitschlagen, noch einmal eine Klauexpedition zu starten. Wir nahmen einen kleineren Wagen, und ich achtete sehr darauf, dass uns niemand beobachten konnte. Aber irgendwie muss mir ein Fehler unterlaufen sein. Plötzlich brach mein Amtsvorsteher mit triumphierendem Gebrüll aus dem Unterholz, begleitet von zwei Forstbeamten, und rief: «Das ist ja wieder derselbe Gauner, sofort festnehmen, diesen Lügenbolzen!» Sie hatten mir den Weg abgeschnitten. Ausserdem musste ich jetzt erst einmal Zeit gewinnen, damit die Buben sich mit dem Holzwagen in Sicherheit bringen konnten. Ich liess mich also festnehmen, aber als mir einer die Hände mit einer Schnur fesseln wollte, sagte ich ihm, er solle es besser sein lassen, ich sei mal schlesischer Jugendmeister im Boxen gewesen. Da verzichtete er lieber darauf. Dann ging's los Richtung Stadt, die ziemlich weit unter uns lag, einer vor, zwei hinter mir. Ich musste ihnen entkommen, sonst sass ich den Winter über auf der Viehweide im Lager. Dummerweise hatte ich mir für die Arbeit meine hohen, bis an die Knie reichenden Schaftstiefel angezogen, nicht gerade die idealen Rennschuhe für einen Wettlauf. Ich wartete eine Stelle ab, wo das dichte Unterholz bis unmittelbar an den Weg reichte, bückte mich, um an den Schuhen zu nesteln, einer ging an mir vorbei, einer blieb neben mir stehen. Dem gab ich mit voller Kraft einen Stoss vor die Brust, so dass er nach hinten umkippte, und dann rannte ich los, quer durch das Unterholz, was meine Beine hergaben. Hinter mir ein Riesengeschrei, alle drei liefen hinter mir her, einer pfiiff auf seiner Trillerpfeife. Was war ich froh, dass die keinen Hund dabei gehabt hatten. Es ging bergab, das war mein Glück, beflügelt von der Angst, die mir im Genick sass, habe ich

bestimmt an diesem Nachmittag einen neuen Familienrekord über 2'000 m aufgestellt. Gerettet hat mich auch der Wald und das Unterholz, sie konnten mich nur anfänglich sehen, dann schlug ich Haken, und schliesslich erreichte ich die vornehmste Wohngegend von Göttingen, das Villenviertel am Rand des Stadtparks. Ich konnte nicht die Strassen entlang rennen, das wäre viel zu gefährlich gewesen. So bin ich einfach quer durch die Villengärten gespartet, vorbei an Tee trinkenden älteren Damen, entgeisterten Rasenmähern und zu meinem Glück nur ganz kleinen Hunden, die mehr Angst hatten als ich. Dann stand ich völlig ausgepumpt an einer Kreuzung, kein Mensch weit und breit. Ich hatte es geschafft und machte von da an um den Göttinger Stadtpark einen grossen Bogen.

Als der Spätsommer kam, war ich mit meinem Latein am Ende. Ich hatte kein Geld mehr, und unsere Hoffnung, die Engländer würden uns wenigstens einen Teil unseres Wehrsoldes weiter bezahlen, erwies sich als eine der vielen Illusionen, die wir damals pflegten. Anders als die meisten anderen um mich herum hatte ich keinerlei handwerkliche Begabungen oder Fähigkeiten. Mir wurde mit Schrecken bewusst, dass ich überhaupt keine Fähigkeiten besass, die ich hätte auf dem Markt anbieten können. Ich war als ehemaliger Gymnasiast unter merkantilen Gesichtspunkten ein absolutes Nichts, ein Flop, wie man heute sagen würde. Was ich wirklich gut gelernt hatte, schiessen, Hühnerklauen, Sprengladungen anlegen, Gelände erkunden, Nachmärsche, ein MG in Minutenschnelle auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, auch Jagen und Fischen, das waren jetzt brotlose Künste. Da halfen mir die Engländer, denen es als Besatzungsmacht zunehmend auf die Nerven ging, dass immer noch Hunderttausende von deutschen Soldaten, auch wenn sie längst aus der Gefangenschaft entlassen worden waren, in ihren feldgrauen Wehrmachtuniformen auf den Strassen herumliefen. Es gab, die Engländer wussten das natürlich, viel zu wenig Zivilanzüge oder Zivilkleidung für sie. Die NS-Spinnstoffsammlungen

im Krieg hatten alles einkassiert. Die Engländer setzten trotzdem eine knapp bemessene Frist. Wer dann noch in Feldgrau herumlief, der würde verhaftet werden – so einfach war das.

Das war meine Chance ins Geschäftsleben einzusteigen. Mit meinen Reserven und mit von Lilo gepumptem Geld kaufte ich systematisch in allen Göttinger Drogerien und Apotheken die Papierbeutel mit Färbepulver auf, zog mit einer alten Badewanne auf eine Uferwiese an der Leine am Stadtrand, organisierte Holz und Kohle, nahm meinen Ostpreussen Pfeifer als Compagnon mit in das Geschäft hinein und begann mit dem Betrieb einer Färberei unter freiem Himmel. Das war Knochenarbeit, selbst bei schönem Wetter, aber das Geschäft lief gut. Wir färbten jägergrün und schwarz, nazibraun und marineblau. Alles wurde akzeptiert ausser feldgrau. Lilo musste Holzknöpfe besorgen und mit ihren Brüdern nähen, bis die Finger weh taten. Das wurden die bayerischen Trachtenjacken, der letzte Modeschrei für Männer bis zur Währungsreform. Das brachte zusätzliche Einnahmen. Gerade als ich ernsthaft über eine Geschäftsausweitung spekulierte – ich sah mich am Beginn einer soliden Kaufmannskarriere –, näherte sich eine Gruppe von Leuten meinem Betrieb, von denen wir überhaupt nicht wussten, dass es sie noch gab. Deutsche Polizei, ach du meine Güte, die sahen beinahe noch verhungert aus als wir. Aber sie machten meinen Laden dicht. Wir waren denunziert worden, eine der damals unter Deutschen am intensivsten betriebenen Leistungssportarten. Noch beherrschten wir nicht das kleine Vorwährungsreform-ABC im Umgang mit der Obrigkeit: «Schmier und salben hilft allenthalben.» So musste ich unseren Betrieb schliessen.

«Kommst du mit, heute Abend?» hiess es eines Tages im Lazarett, «da spricht ein grosses Tier von der SPD, ein gewisser Kurt Schumacher, der soll sehr gut sein, wir gehen hin.» Der Saal war völlig überfüllt, und im Publikum überwogen bei weitem die ehemaligen Soldaten aus

den Göttinger Lazaretten und Kliniken. Es waren alle Altersstufen vertreten. Ich war sehr neugierig. Das war meine erste Begegnung mit dem, was jetzt auf uns zukommen würde. Das ganze Umfeld war spartanisch, überhaupt kein Vergleich mit dem Rummel und dem Showbetrieb, der heutzutage veranstaltet wird, wenn Politiker reden. Es gab keine Musik, keine Fahnen, keine Vorredner. Ein mittelgrosser, hagerer Mann stand plötzlich vorn und begann zu sprechen. Schon nach wenigen Minuten war zu erkennen, dass ihm die Zuhörer wie gebannt an den Lippen hingen. Schumacher war ein faszinierender Redner, ein grossartiger Rhetoriker, wenn er sich nicht, wie ich es später in Bonn miterlebt habe, von seinem Fanatismus mitreissen liess. Er hatte im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren, und als einer der jüngsten SPD-Reichstagsabgeordneten sass er die zwölf NS-Jahre im KZ. Was mich anfänglich am meisten verblüffte, der Mann sprach unsere Sprache. Da war kein falscher Ton drin, keine Anbiederei, keine verschwiemelten Formulierungen, das war alles glasklar, auf Anhieb auch für uns Junge verständlich, ohne Überheblichkeit. Er sprach sehr nüchtern, aber so von einem inneren Feuer erfüllt, dass es uns tief beeindruckte. Kam hinzu, dass er die alliierte Besatzungspolitik gnadenlos auseinandernahm, was sich damals kaum ein Deutscher erlauben konnte. Jedenfalls war das eine ganz andere SPD-Politik, als ich sie mir, immer noch unter dem Einfluss der alten Vorurteile, vorgestellt hatte. Dieser Schumacher war kein Klassenvertreter einer marxistischen Arbeiterpartei. Da sprach ein deutscher Mitbürger, den die Sorge um die Zukunft unseres Landes umtrieb.

Ich habe Schumacher fünf Jahre später, als Redakteur der ‚Süddeutschen Zeitung‘, in Bonn wieder getroffen, im Sommer 1950. Da war er körperlich schon schwer angeschlagen, erschreckend dünn, und tief enttäuscht, dass nicht er, sondern sein alter Gegenspieler Konrad Adenauer der erste Bundeskanzler der neuen Republik geworden war. Er hatte wohl immer das Gefühl, dass dies seine Aufgabe

gewesen wäre. Meine Erzählung von unserer ersten Begegnung 1945 in Göttingen, als ich ihm von dem tiefen Eindruck berichtete, den er auf uns Junge gemacht hatte, bestätigte ihn in dieser seiner Meinung. Sein schmales, von tiefen Falten durchzogenes Gesicht bekam einen fast melancholischen Ausdruck, und für einen Moment schien die elektrische Hochspannung, unter der er ständig zu stehen schien, nachzulassen. Bei seiner Rede in Göttingen, die fast zwei Stunden dauerte, gelang es Schumacher, eine Menge Leute zu überzeugen. Auch ich war von diesem Tag an ein SPD-Wähler, ohne mich mit allen Zielen der Partei zu identifizieren, und meine späteren Erlebnisse in der Ostzone sollten mir bestätigen, dass diese Partei in ihrem Kampf gegen braune und rote Diktaturen einen ehrenvollen Führungsplatz in der neueren deutschen Geschichte einnahm.

Unsere Färberei war geschlossen. Wir mussten sogar froh sein, kein Strafmandat verpasst zu bekommen, obwohl der Begriff «Umweltverschmutzung» damals noch nicht erfunden worden war. Aber in Deutschland, oder in dem, was von ihm übriggeblieben war, begann sich jetzt wieder das staatliche Ordnungsmonopol durchzusetzen. Das Kugellager, auf dem dieses Monopol rollte, war die Verwaltungsbürokratie. Für uns, die über Monate den völligen Zusammenbruch von Recht, Ordnung und Verwaltung miterlebt hatten, war es verblüffend und faszinierend, wie sich an allen Ecken und Enden die deutsche Beamenschaft, der öffentliche Dienst, völlig unbeeindruckt von den jüngsten Ereignissen, mit grösster Selbstverständlichkeit wie Phönix aus der Asche erhob und zu neuen Höhenflügen ansetzte. In diesem Staat, das erwies sich jedenfalls in den von den Westalliierten besetzten Zonen, gab es nur eine wirklich unsterbliche Institution, das deutsche Berufsbeamtentum, den öffentlichen Dienst und die öffentliche Verwaltung. Es war ganz lustig, im Laufe der nächsten Jahre die immer verzweifelter werdenden Versuche der allmächtigen Besatzungsmächte zu beobachten, dieses Berufsbe-

amentum abzuschaffen, das ihnen in dieser deutschen Form unbekannt war. Als sie merkten, dass sie auf Granit bitten, wollten sie wenigstens seinen Einfluss und seine Grösse reduzieren und scheiterten ebenso. Den Todesstoss gab ihren Anstrengungen schliesslich Adenauer, der Kommunalbeamte mit jahrzehntelanger Erfahrung, als im Grundgesetz die «Grundsätze des Deutschen Berufsbeamtentums» für die Ewigkeit festgeschrieben wurden.

Wäre nicht der katastrophale Mangel an Lebensmitteln und allen täglichen Bedarfsartikeln, vom Wintermantel bis zur Sicherheitsnadel gewesen, dann hätte es in einer wenig getroffenen Stadt wie Göttingen, wo auch die Universität sehr schnell wieder zu arbeiten begann, schon fast wieder normal zugehen können. Aber die von Flüchtlingen und Ausgebombten wimmelnden Strassen, die vielen abgerissen aussehenden Menschen mit ihren verhärmten Gesichtern, die leeren Schaufenster, das alles gab auch in Göttingen keine Kulisse für eine Normalität ab.

Wir hatten die restlichen Einnahmen aus der Färberei aufgeteilt. Wenig später stand ich vor dem für mich unlösbaren Problem, dass sich die Sohle von meinem einzigen Paar Schuhe abzulösen begann. Das Hungern ging weiter und wurde schlimmer; ich besass für den Winter keinen Mantel mehr, weil mir meiner geklaut worden war. Da beschloss ich, die grössten Übel mit einem Befreiungsschlag zu beseitigen. Ich musste meine bisherigen Kleingeschäfte auf dem Schwarzen Markt erheblich ausdehnen.

Das war nicht ganz ungefährlich. Einmal wegen der englischen Militärpolizei, vor allem aber weil der Schwarze Markt in Göttingen, jedenfalls zu dieser Zeit, eine Besonderheit aufwies, die ihn von fast allen anderen unterschied. Zwischen Hamburg und München gab es damals eine unübersehbare Menge von «displaced persons», Zwangsverschleppten, Flüchtlingen, Juden, Zigeunern, Russen und Balten, die alle keine deutschen Staatsangehörigen waren und erst von der alliierten Militärverwaltung und später von Organisationen der UNO gepflegt, bekleidet

und verköstigt wurden. Sie beherrschten den gesamten Schwarzen Markt, bestimmten die Preise und machten die dicken Geschäfte, an die lange kein Deutscher herangelassen wurde. In Göttingen aber gab es zu dieser Zeit nur eine dominierende Gruppe, und das waren Ungarn. Irgendwann gegen Kriegsende war eine Abteilung der Honvéd-Armee, zu deutsch Vaterlandsverteidiger, auf vielen Umwegen in die Gegend von Göttingen gekommen, von der nie ganz klar wurde, ob sie noch deutsche Verbündete oder schon alliierte Helfershelfer waren. Ihre Kommandeure hielten das so lange geschickt in der Schwebe, bis klar war, dass gleich die Amerikaner ein treffen würden. Da spielten sie dann noch ganz schnell die bisher unterdrückten Feinde Deutschlands, schossen ein wenig in der Gegend herum, ohne jemanden zu treffen, und liefen als Quasiverbündete der Alliierten schnell über. Weder die Amerikaner noch später die Engländer wussten so recht, was sie mit diesem ziemlich verwilderten Haufen anfangen sollten, der sich strikt weigerte, in das kommunistische Ungarn zurückzukehren, plötzlich auch aus «displaced persons» bestand und sich den Schwarzen Markt in Göttingen untertan machte. Sie bestimmten das Geschäftsleben, und wem das nicht passte – es gab da konkurrierende Gruppen –, der hatte rasch ein Messer zwischen den Rippen. Zwei von unseren Berlinern mit ihrer grossen Klappe hatten diese Erfahrung schon gemacht, und wir hatten uns überlegt, wie wir das Blatt wenden könnten. Aber im Gegensatz zu den Ungarn, meist junge Burschen in den Zwanzigern, waren wir ein lädiertes Verein, der sich nicht mehr auf grössere Auseinandersetzungen einlassen konnte. Die Älteren hatten keine Lust, sich mit ihnen anzulegen. Was blieb, war eine gespannte Situation.

Den Grundstock für meine neuen Geschäfte sollten mir die Engländer liefern. Mir stand das Wasser bis zum Hals. Zwar war der Krieg vorbei, aber die Engländer standen noch auf der Feindliste. Ihnen schaden, war fast eine patriotische Tat. Solche Gedanken beruhigten das schlechte

Gewissen. In den von ihnen beschlagnahmten Villenvierteln standen genug Jeeps und LKWs herum, aus denen allerhand interessante Sachen rauszuholen waren – wenn man sich traute. Es gab immer noch eine nächtliche Sperrstunde, von 23 Uhr bis 5 Uhr früh. Ausserdem hatte ihre Militärpolizei, mit der gar nicht gut Kirschen essen war, ein wachsames Auge auf diese Stadtgegend. Sie schossen auch auf Plünderer, hatten Hunde, und wenn man gefasst wurde, war einem das Militärgericht und eine langjährige Gefängnisstrafe sicher. Mein Klassenkamerad Lutze, der in Hannoversch-Münden war und eine gefundene Wehrmachtspistole behalten hatte, war gerade zu zehn Jahren verurteilt worden (wurde aber nach einem Jahr vorzeitig auf Bewährung entlassen). Die Sache war also mit einem erheblichen Risiko verbunden, aber ich wollte es trotzdem versuchen – allein. Aber der älteste von Lilos Brüdern, der als Gärtner bei den Engländern arbeitete, hatte nur auf so eine Gelegenheit gewartet und wollte unbedingt mitmachen. So zogen wir eines Nachts mit dunkel eingefärbten Gesichtern los. Ich will es kurz machen. Wir hatten mehr Glück als Verstand, bekamen Zugriff auf einen vollbeladenen offenen Jeep, aus dem wir mehrere Stangen Zigaretten und ein sehr grosses Stoffpaket herausholten. Aber es war so gefährlich, und wir schlitterten so nahe an einer Katastrophe für uns vorbei, dass ich mir schwor, einmal und nie wieder. Uns rettete auf unserer Flucht vor der Militärpolizei nur ein Versteck in einer grossen Abfallgrube, in der die englischen Villenhaushalte ihre Küchen- und Hausabfälle deponierten. Da standen wir zwei Stunden bis zum Bauch im Dreck, bis wir uns wieder heraus trauten.

Doch es hatte sich gelohnt. In dem Stoff sack war ein Fallschirm verpackt – Nylonseide, mit das Kostbarste, was damals auf dem Schwarzen Markt gehandelt wurde. Wir waren sprachlos vor Glück und aller Sorgen ledig. Lilos Bruder bekam die Zigarettenstangen, ich den Fallschirm. Ich tauschte mit den Ungarn, die ganz wild auf das Nylon waren, weil damals, so wurde von Fachleuten behauptet,

fast alle Frauen ihr Seelenheil für eine Nylonbluse verkauft hätten. Ich besass neue Schuhe und einen warmen Wintermantel, aber das Fundament meiner zukünftigen Geschäfte waren zwei Fünf-Liter-Kanister mit feinstem Speiseöl, eine unbezahlbare Kostbarkeit in diesen Hungermonaten.

Ich lud meine Nachbarn im Lazarett zu einem Bratkartoffelfest ein. Wir wollten schlemmen, bis uns die Bäuche platzten. Der Spirituskocher wurde in Gang gesetzt, ich goss das Öl in die Pfanne, als plötzlich unser Klabautermann laut «stop» rief. Das war der Älteste von uns, 62 Jahre alt. Er war mit seinem Vorpostenboot bei einem Tieffliegerangriff abgesoffen und in letzter Minute mit einer Kopfverletzung aus dem Wasser gefischt worden. Seit seinem 14. Lebensjahr war er als einfacher Matrose unterwegs, kannte alle Weltmeere, erzählte die abenteuerlichsten Geschichten aus allen Puffs zwischen Singapur und Oslo und war, wie mir leider erst später aufging, einer der weisesten alten Männer, die mir je begegnet sind. Er tupfte jetzt vorsichtig mit einer Fingerspitze in mein Öl, lutschte daran und verzog das Gesicht. Ich fuhr hoch. Ich hatte aufgepasst wie ein Haftelmacher, ich wusste, dass die Ungarn die grösste Betrügerbande waren, hatte noch in letzter Minute vor der Übergabe aus beiden Kanistern Proben genommen und die Dinger dann nicht mehr aus den Augen gelassen, damit sie nicht vertauscht werden konnten. Der Pfeifer war dabei, vier Augen sehen mehr als zwei, hatte gelauert wie ein Schiesshund, dass wir nicht betrogen werden konnten. Wir wussten doch, dass sie versuchen würden, uns aufs Kreuz zu legen. Wir waren uns beide absolut sicher, dass es sich bei unserer letzten Kontrolle um sehr gutes Maisöl handelte. Der Klabautermann sah mich traurig an: «Ja, min Jung, da haben sie dir das beste Maschinenöl angedreht, das in Deutschland produziert wird. Das ist Torpedo-Öl für die Kriegsmarine, darin werden die Antriebsmotoren für unsere Torpedos gelagert, das Beste vom Besten, temperaturunabhängig und sagenhaft stabil. Nur, wenn du von dem Zeug isst, bist du am nächsten Tag blind, da ist

eine Chemie drin, die die Augen zerstört. Schmeiss es weg, bevor jemand damit Unheil anrichten kann!»

Er hatte recht, es war Torpedoöl. Sowohl Pfeifer wie mir war es unbegreiflich, mit welchem Taschenspielertrick die Ungarn in letzter Sekunde die Kanister ausgewechselt hatten. Ich war wie erschlagen. Mit einem Ruck waren alle Hoffnungen, einigermaßen über den Winter zu kommen, zerschlagen. Das Gründungskapital für neue Geschäfte – zerstoben im Wind. Wenn man von Mantel und Schuhen absieht, war ich genauso miserabel dran wie vor meinem grossen Coup, den zu wiederholen ich nach den letzten Erfahrungen nicht mehr wagte. Als ich in meiner Verzweiflung erwog, das Zeug nun meinerseits jemandem auf dem Schwarzen Markt als Speiseöl anzudrehen, was wirklich ein Verbrechen gewesen wäre, sah mich der Pfeifer an und sagte: «Das machst du nicht!» und als ich ihm widersprach, erklärte er mir ganz langsam in seinem breiten ostpreussischen Dialekt: «Denn poliere ich dir so die Fresse, dass dich deine eigene Mutter nicht mehr erkennt, überleg dir das lieber.»

Damit war alles klar, meine Schnapsidee war erledigt.

Aber dann bekam ich einen Brief, die erste Nachricht von meinen Eltern. Mir fiel ein Stein vom Herzen, ich hatte geglaubt, ich würde sie niemals wiedersehen. Sie lebten, auch mein Bruder war noch bei ihnen. Ich war ganz aus dem Häuschen vor Freude. Sie waren angekommen auf abenteuerlichen Fluchtwegen, unter ständiger Lebensgefahr quer durch die grossen Wälder ziehend, sich vor der Roten Armee versteckend, am Ufer der Mulde zunächst. Sie wussten, irgendwo am anderen Ufer waren die Amerikaner. Mein Vater packte Frau und Sohn in das mitgeschleppte Einmann-Schlauchboot für die Jagdflyger der Luftwaffe, zog sich aus, nahm sich die Bootsleine zwischen die Zähne und schwamm über die Mulde, das Boot hinter sich herziehend. Das Wasser, es war erst April, war eiskalt, die Strömung, zum Glück, noch schwach. Trotzdem war es ein Wunder, dass nicht die ganze Familie ertrunken ist, wie

so viele andere bei dem Versuch, Elbe und Mulde zu überqueren.

Am Ende ihrer Flucht, die noch Tage dauerte, standen sie in Halle auf der Strasse – völlig mittellos. Der Krieg war schon seit drei Wochen vorbei, aber das wussten sie nicht. Bei der Ärztekammer, an die sich mein Vater wandte, sassen schon wieder Leute im Büro und versuchten Ordnung in das Chaos zu bringen. Sie schickten ihn in ein grösseres Dorf, nach L., wo durch den plötzlichen Tod eines Kollegen eine Praxis frei geworden war, die dringend besetzt werden musste. Die Amis fürchteten eine Typhusepidemie. Da lebten sie jetzt, und es ging ihnen, mit einem Dach über dem Kopf, einem Bett unter dem Hintern und Kartoffeln im Topf besser als vielen anderen Flüchtlingen. Ihr Pech war nur, dass sich die US-Armee schon Ende Juni 45 wieder aus Sachsen und Thüringen zurückzog und dafür im Austausch ihre Westsektoren in Berlin bekam. So zog die Rote Armee auch in L. ein. Noch wochenlang jammerten die in ihrer grossbürgerlichen, unzerstörten Villa, umgeben von kostbaren Möbeln und Gemälden, residierenden Nachbarn, denen bisher kein Haar gekrümmt worden war, über die unmenschliche Brutalität dieser ungehobelten Rotarmisten, die bei ihrem Besuch drei besonders schön geschliffene Kristallgläser zerbrochen hatten, wenn meine Eltern da waren. Deren innigste Anteilnahme an diesem schweren Verlust war ihnen sicher.

Fast zur gleichen Zeit bekam Pfeifer die erste Nachricht von seiner Frau aus Leipzig. Ihr war die Flucht aus Ostpreussen geglückt. Sie sass in einem Flüchtlingslager, und er, der beim letzten Heimaturlaub von der Front noch schnell geheiratet hatte, war inzwischen Vater einer Tochter geworden. Gute Nachrichten. Der Scheisskrieg schien wirklich zu Ende zu sein. Wir beschlossen, noch jetzt im Herbst, so lange die Nächte noch nicht so kalt waren, eine erste Erkundungsexpedition zur Familie, um diese sowjetische Besatzungszone erst mal in Augenschein zu nehmen. Man konnte sich ganz offiziell für maximal 10 Tage

bei den Engländern beurlauben lassen, zum Beispiel «zum Ernteeinsatz auf dem Bauernhof».

Wir hatten es von Göttingen aus nicht weit bis zur Zonengrenze, die durch den Harz lief und von den Russen auf ihrer Seite immer strenger bewacht wurde. Schon zogen sich erste lange Stacheldrahtzäune quer durch das Land. Die Rote Armee errichtete an den Aussichtspunkten hohe Holztürme, die mit Posten besetzt wurden. Es gab kein flächendeckendes Abriegelungssystem wie später, aber es wurde von Monat zu Monat gefährlicher, diese Grenze zu überschreiten. Wer dabei gefasst wurde, war jeder denkbaren Willkür ausgesetzt, Verhaftung, Ausplünderung, Freiheitsstrafe, Geldbussen. Es kam häufig zu Vergewaltigungen und auch Morden. Die Zonengrenze hier im dichten Waldgebiet des Harzgebirges galt als ein besonders heisses Pflaster.

Zwei Umstände lockten auch Gewaltverbrecher an, die ihr «Arbeitsgebiet» hierher verlegten. Das war einmal die Tatsache, dass es damals in Deutschland kaum mehr Männer gab. In den ersten Nachkriegsjahren, als ausser den Millionen Toten und Vermissten noch weitere Millionen in Ost und West als Kriegsgefangene festgehalten wurden, hatten Männer Seltenheitswert. Ich erinnere mich an dörfliche Tanzabende 1946, da kam auf mehr als 100 Frauen kaum ein Dutzend Männer im Saal. Im Breslauer Freundeskreis meiner Eltern waren die Söhne, einige Jahre älter als ich, reihenweise gefallen, ebenso in den Abiturjahrgängen unseres Gymnasiums. Auch die Familienväter frass der Krieg am laufenden Band, je länger er dauerte, und so wurde Deutschland für Jahre zu einem fast männerlosen Land. Der andere Umstand war der Zwang für Millionen Frauen, diese Zonengrenze allein oder mit ihren männerlosen Familien zu überqueren. Dieser Krieg hatte eine Menschenlawine in Bewegung gesetzt, die so schnell nicht zur Ruhe kam. Millionen waren unterwegs, um irgendwo eine neue Heimat, oder wenigstens ein Dach über dem Kopf zu finden. Das ganze Land war geprägt von dieser Jahre

anhaltenden Völkerwanderung, hin und her, auch über die Zonengrenze. Erst viel später wurde bekannt, dass zahlreiche Verbrechen an diesen praktisch wehrlosen kleinen Flüchtlingsgruppen verübt wurden. Im Laufe der Jahre bis zur totalen Abriegelung durch die DDR-Regierung verschwanden Hunderte von Menschen spurlos im Nichts der Zonenrandgebiete.

Es war also kein Wunder, dass sich eine nach Dutzenden zählende Menschenmenge, darunter Greise, Kinder und Kranke, an meine und Pfeifers Fersen heftete, als wir unseren Zug in Walkenried, der letzten Station in der englischen Zone, verliessen und uns zu Fuss auf den Weg über die Grenze machten. Wir waren die einzigen Männer ausser ein paar Halbwüchsigen und ein paar sehr alten Männern und machten wohl auch einen vertrauenerweckenden Eindruck. Aber wir wollten auf keinen Fall wie eine Art Betriebsausflug durch die Gegend ziehen. Das wäre viel zu riskant gewesen. Also beschleunigten wir unsere Schritte und legten Tempo vor. Aber als wir uns eine Stunde später auf einem Waldpfad umdrehten, sahen wir etwa 25 erwartungsvolle Frauengesichter. Sie liessen sich nicht abschütteln, wollten uns Geld und Zigaretten in die Hände drücken, es war nichts zu machen. Damit hatten wir nicht gerechnet. Wir mussten in den sauren Apfel beissen. Jetzt gaben wir genaue Anweisungen für ihr Verhalten im Gelände und erklärten ihnen vor allem unsere Handsignale, auf die sie sorgfältig achten mussten. Die Frauen hörten aufmerksam zu, begriffen schnell, und dann ging's weiter. Ich nahm die Spitze, Pfeifer machte den Schlussmann. Wir durften keine verlieren, weil wir nicht genau wussten, ob wir schon in der sowjetischen Zone waren. Zu meinem Erstaunen ging alles gut. Als wir mit unserem Tross in Worbis die erste Bahnstation der russischen Zone erreichten, platzten wir genau in den Beginn der Sperrstunde rein. Es war Abend, nichts ging mehr. Im völlig überfüllten Wartesaal dieses winzigen Provinzbahnhofs quetschten wir uns zwischen Hunderte von Flüchtlin-

gen, die hier, wie wir, auf den ersten, am nächsten Morgen fahrenden Zug warteten. Der Fussboden war seit Tagen nicht mehr gesäubert worden, aus den teilweise verstopften Toiletten stank es wie auf den Rieselfeldern, die Menschen lagen wie die Ölsardinen im Dreck, und dazwischen plärren Kinder aller Altersstufen um die Wette. Wir hatten Glück, waren ausgeschlafen, hatten nur unsere Rucksäcke dabei, und meine neue Freundin, Lenchen Stüllenbock, eine einheimische Grossbauerntochter, von der noch die Rede sein wird, hatte mir aus Sorge, dass ich bei den bösen Russen verhungern könnte, sehr kräftige Marschverpflegung für die lange Reise eingepackt. Gegen drei Uhr früh hielten wir es nicht mehr aus. Wir schlängelten uns zum Sonderraum des Roten Kreuzes, wo sich zwei Schwestern vor allem um die Kleinkinder kümmerten. Die wollten uns erst rausschmeissen, prüften dann unsere Schwerkriegsbeschädigtenausweise und erlaubten uns zu bleiben, wenn wir uns anständig benahmen. Das taten wir, halfen die Kinder versorgen – da konnte Pfeifer gleich mal ein wenig trainieren –, erzählten kleine Geschichten, beruhigten ängstliche Mütter und spielten «Papa für alles». Dann kehrte Ruhe ein. Am einzigen Tisch im Raum sass ausser uns und den Schwestern noch eine junge, sehr schöne Frau, so Anfang Zwanzig, die völlig teilnahmslos blieb. Die Schwestern machten einen heissen Kamillentee, und wir erzählten einander unsere Geschichten, damit die Nacht nicht so lang werden würde.

Das kann sich heute keiner mehr vorstellen, wie das damals war. Der komplette Wahnsinn dieser Zeit, der unmenschliche Druck und die Not, die Angst und die Verzweiflung veränderten die Menschen. Es gab jede Gemeinheit, jeden Betrug, jeden Dreck und jede Lüge, aber es gab auf der anderen Seite eine Hilfsbereitschaft, ein Verständnis und ein Mitleid, wie ich es später nie mehr erlebt habe. Ohne diese wunderbaren menschlichen Eigenschaften wären damals noch viel mehr der wie Treibholz Herumgetriebenen elend vor die Hunde gegangen. Die junge Frau

am Tisch musste Grauenhaftes erlebt haben, und dabei hatte sich ihr Verstand verwirrt. Wir kamen vorsichtig ins Gespräch. Ihrer Ausdrucksweise nach stammte sie aus gutem Hause, nannte aber weder Namen noch Herkunft. Vor allem Pfeifer, der wohl seine eigene junge Frau vor Augen hatte, bemühte sich in seiner ruhigen, vertrauenerweckenden Bauernart sehr, mit ihr im Gespräch zu bleiben und ihr Vertrauen zu gewinnen. Hinten am Herd erzählte mir inzwischen die eine Schwester, dass sie seit Tagen versuchten, die junge Frau in einen Zug nach Berlin unterzubringen, denn da wollte sie wohl ursprünglich hin. Aber jedesmal sprang sie im letzten Augenblick schreiend zurück und blieb wie angenagelt auf dem Bahnsteig stehen. Ob wir sie nicht unter unsere Fittiche nehmen könnten. Wir besprachen uns und sagten schliesslich zu. Als die Morgendämmerung kam, waren wir soweit, dass wir zusammen lachten und Pfeifer ostpreussische Bauernschwänke erzählte. Dann kam der Zug, der wie alle Züge damals gestürmt wurde, weil zu wenig Platz war. Pfeifer und ich hatten, wie abgesprochen, die junge Frau zwischen uns genommen und erkämpften uns mit Brachialgewalt Plätze in einem Abteil. Wir dachten schon, wir hätten es geschafft, als sie inmitten dieses schrecklichen Durcheinanders anfang zu schreien und rückwärts zu rudern. Unser Versuch, ihr noch zuzureden und sie zu halten, scheiterte an einem so infernalischen Angstgeschrei, dass die Menschen sogar in diesem Tohuwabohu vor ihr zurückwichen und ihr den Weg zurück auf den Bahnsteig frei machten. Das letzte Bild, das wir sahen, als der Zug anfuhr, war die junge Frau neben den Schwestern, von Weinkrämpfen geschüttelt. Dann verschwand alles in der Rauchwolke der alten Lokomotive, die den völlig überfüllten Zug aus der Station zog. Die Verhältnisse waren damals nicht so, dass man über die Eindrücke und Erfahrungen einer solchen Nacht lange reflektiert hätte. Gerade in der russischen Zone musste man ständig mit neuen Überraschungen rechnen. Da blieb nicht viel Zeit für Überlegungen. Schon war ein Teil des Schie-

nennetzes von den Russen demontiert und in die Sowjet-Union abtransportiert worden. So kam es immer wieder zu unfreiwilligen Fahrtpausen. Ausserdem hatten die jeweiligen Gebietskommandeure die Eigenschaft, bei Bedarf die nächste Lokomotive, die gerade durch ihr Gebiet fuhr, zu beschlagnahmen. Jeder Reisende in der Ostzone kannte damals diese «Scherzeinlagen». Man musste einfach versuchen, das Beste daraus zu machen. So lagen wir während solcher Haltezeiten in der warmen Herbstsonne, umringt von einigen hundert Mitreisenden, passten auf, dass uns unsere Rucksäcke nicht gestohlen wurden, halfen den Kindern eines Schrankenwärters ihre Hühner einzufangen und trennten uns schliesslich nach dreitägiger Fahrt in Halle.

Das war ein merkwürdiger Ort, dieses L., etwas zu gross für ein Dorf und viel zu klein für eine Stadt, mit einem verwilderten Park, der einen Teich einrahmte und schöne alte Bäume hatte. Es gab Reste eines Hoftheaters, wo auch «Jöthe» inszeniert hatte. Das Ganze lag inmitten einer unvorstellbar traurigen landschaftlichen Ödnis, die von Horizont bis Horizont reichte, ohne Baum und Strauch, flach wie ein Tisch und hässlich wie die Nacht finster.

Dort sassen in einer schönen alten Arztvilla meine Eltern mit Bruder Mischa, ebenso meine Schwester Wüsche mit ihren zwei und vier Jahre alten Söhnen. Drei Wochen zuvor waren sie, mehr tot als lebendig, nach ihrem verzweifelten Versuch, vier Monate lang im von den Russen besetzten Breslau zu überleben, hier eingetroffen. Sie waren fast verhungert und völlig am Ende. Meine 22jährige Schwester hatte so grauenhafte Erlebnisse hinter sich, dass sie sich strikt weigerte darüber zu sprechen, nur bei meiner Mutter weinte sie sich nächtelang aus. Wir lagen uns in den Armen, waren wieder zusammen, und anders als in so vielen Flüchtlingsfamilien hatten wir alle überlebt. Etwas, das uns auch noch viele Jahre später so unglaublich vorkam, dass wir immer von einem Wunder sprachen. Wir besaßen alle nichts mehr. Meine Eltern liefen in geschenkten Kleidern herum, mein Vater praktizierte in

einem vielfach geflickten weissen Ärztekittel. Dankbare Patienten schenkten ihm Schuhe und einen Mantel, und als ich mich wenig später auf den Rückweg nach Göttingen machte, waren immerhin meine Kleider ausgebessert und sauber. Nach langen Gesprächen hatten wir beschlossen, dass ich den bevorstehenden Winter, der katastrophal werden würde, noch im Lazarett verbringen sollte, ein bei den damaligen allgemeinen Zuständen relativ günstiger Ort, um zu überwintern. Im Frühjahr wollte ich mich nach Hause absetzen.

Inzwischen wusste ich auch, wie ich mir das Geld für die nächsten Monate verdienen würde: als «Schlepper» bzw. «Grenzfürer» für Flüchtlingsgruppen an der Zonengrenze. Ich hatte eine Marktlücke erkannt, gesehen, was da für ein Bedarf bestand. Das war zwar riskant, aber ehrlich verdientes Geld. Ich besorgte mir im Geographischen Institut Messtischblätter, um das Gelände genauestens zu erkunden, kaufte eine alte, aber gute Wanderkarte von dem Gebiet, organisierte einen Feldstecher, und Pfeifer hatte mir zum Abschied, er war gleich bei seiner Frau in Leipzig geblieben, seinen Wehrmachtskompass geschenkt.

Nicht damit einverstanden war Lenchen, einzige Tochter und Erbin eines grossen Bauernhofes bei Nordheim, die mir der glückliche Zufall in die Arme geführt hatte. Das heisst, es hatte schon jemand nachgeholfen. Das war Frau Kauke, eine Berliner Witwe, Tante von Lenchen, der ich ihre Brennholzzuteilung verschaffte. Lenchen war eine hübsche lebensstüchtige, resolute Person, mit wachem Verstand, und sie wusste genau, was sie wollte. Nach einem halben Jahr wollte sie mich, und zwar als Ehemann. Die Kameraden gratulierten mir und waren neidisch. Für einen berufslosen Jungflüchtling, arm wie eine Kirchenmaus, ohne Beziehungen oder Protektion waren das traumhafte Zukunftsaussichten. Aber nicht für mich. Meinen Einwand, ich hätte keine Ahnung von Land- und Viehwirtschaft, liess sie nicht gelten. In meinem Alter liesse sich das alles noch lernen. Ich sass in der Klemme. Für ein

Studium fehlte mir das Abitur, ich hatte es nur bis zur Obersekunda geschafft, als ich einberufen wurde. Noch mal zurück auf die Schulbank um das Abi nachzuholen, das war ein Albtraum für mich. Ich hatte die Vorstellung, ich hätte alles Schulwissen vergessen, und konnte mir einfach nicht vorstellen, noch mal die Schulbank zu drücken. Für einen Handwerker war ich zu ungeschickt, und Technik interessierte mich nicht. Studiert hätte ich gerne Geschichte und Geographie. Ausserdem schleppten wir, die Menschen meines Jahrgangs, einen Ballast mit uns herum, der fast zu schwer für unsere Schultern war - auch wenn wir das damals nicht zugegeben hätten. Ich erinnere mich gut daran, dass ich mir noch lange später in ruhigen Stunden manchmal wie ein Greis vorkam, vor allem, wenn mich die alpträumhaften Erinnerungen einholten.

Im Herbst 1945 konnte die Göttinger Universität, weitgehend unzerstört, als eine der ersten in Westdeutschland wieder ihre Pforten öffnen. Die Hörsäle füllten sich mit dem, was die Schlachtfelder wieder ausgespuckt hatten. Dazwischen sehr viele junge Frauen, und eines war beiden Geschlechtern gemeinsam, die Erstsemester waren jetzt sehr viel älter als jemals vor dem Krieg. Die Spanne reichte bei den Männern bis zum Familienvater und ehemaligen Offizier fast Mitte dreissig. Nachdem ich mir den Betrieb genau angesehen hatte, fasste ich einen abenteuerlichen Plan. Natürlich besaßen zahlreiche Studenten kein originales Abiturzeugnis mehr. Aber anders als die aus den Besatzungszonen stammenden, konnten die Flüchtlinge aus dem Osten keine Ersatzpapiere oder Zweitschriften mehr besorgen. Hier begnügte sich das Dekanat, der Not gehorchend, mit einer eidesstattlichen Erklärung des angehenden Studenten. Nach dem, was ich im Jahr zuvor erlebt und getan hatte, was alle Vorstellungen bürgerlicher Existenz gesprengt hatte, war das nur noch ein Fetzen Papier, den zu unterschreiben mir als besseres Kinderspiel galt. In welchem Umfang damals Mimikry mit angeblich nicht mehr vorhandenen Papieren von den Ostflüchtlingen betrieben

wurde, dafür ist ein Satz charakteristisch, mit dem die Einheimischen dieses Verhalten kommentierten: «Waren Sie Mitglied in der NSDAP oder sind Sie aus Breslau?»

Von meinem Alter her konnte die Sache stimmen. Ich musste ja niemandem auf die Nase binden, dass ich wegen Mathe und Physik zwei Ehrenrunden gedreht hatte. Als ich Pfeifer in meine Pläne einweihte, war er entsetzt. Er war zwar ein guter Kumpel, aber als Bauer nicht gerade der Experte, der mir meine «gute Idee» ausreden konnte. Da er mich nicht umstimmen konnte, alarmierte er am Tag, bevor ich meine Erklärung abgeben wollte, unseren Abteilungsarzt Dr. Dräger. Der bat mich auf sein Zimmer und nahm mich zwei Stunden in die Mangel. Erst in diesem Gespräch ging mir auf, was ich mir da beinahe eingebrockt hätte. Kein Examen würde später anerkannt werden, die jahrelange Arbeit wäre für die Katz und mir eine saftige Gefängnisstrafe sicher, sobald später die Wahrheit herauskommen würde. Was übrigens in den kommenden Jahrzehnten in vielen Fällen passierte. Ich verdanke diesem intensiven Gespräch, dass ich eigentlich erst jetzt den absoluten Ausnahmezustand der Kriegsjahre begriff, dass die Zeit der Gesetzlosigkeit endgültig vorbei war. Aber es war sehr schwer, nicht nur für mich, auch im Kopf den richtigen Weg zurück in ein normales Leben zu finden. Ich hatte Glück, aber viele von uns Jüngeren sind, auch noch zusätzlich angetrieben durch die Hunger- und Ausnahmejahre bis 1948, in die Kriminalität abgerutscht. Ich erinnere mich an einen Freund, den ich ein Jahr später in der Ostzone aus diesem Umfeld rausholen wollte. Das war einer der ehemaligen «Tapferkeitsoffiziere», nur knapp zwei Jahre älter als ich, und ich höre heute noch seine Antwort: «Gib dir keine Mühe, hör auf, du kannst aus einem Wolf keinen Vegetarier mehr machen, das ist vorbei!»

Die Jüngeren gingen viel unbelasteter in diese neue Nachkriegszukunft. Hoffnungsvoll und optimistisch vergassen sie schnell und gründlich die braune Vergangenheit, von der sie nur schwach gestreift, aber nicht geprägt wor-

den waren. Es interessierte sie nicht, bis ihnen plötzlich in den 60er Jahren die Trümmer der NS-Vergangenheit um die Ohren flogen und der Holocaust sie wieder einholte.

Die Älteren hatten zum grossen Teil im Krieg schon sehr früh geheiratet, getrieben von der Angst, eher im Massengrab als im Ehebett zu landen, und wurden jetzt von der Existenzangst für ihre Familien so aufgefressen, dass auf viele Jahre hinaus für Nachdenken über die Vergangenheit so gut wie kein Raum blieb.

Es waren die Geburtsjahrgänge um 1925 herum, die, vom Zufall begünstigt, beides in diese Nachkriegsjahre mit hineinbrachten, die Bereitschaft, sich schonungslos und ohne falsche Rücksichten mit der braunen Vergangenheit auseinanderzusetzen, auch auf eigene Kosten, und die Offenheit für einen völligen Neuanfang mit neuen, ungewohnten Gedankengängen. Daher die in diesen Jahrgängen besonders stark ausgeprägte Bereitschaft, sich mit dem für uns neuen Marxismus und christlich-sozialistischen Ideen auseinanderzusetzen – nicht immer zur Freude der Verkünder der reinen Lehre. Aber weil wir gleichzeitig noch viel zu jung waren, alle erst am Anfang eines beruflichen Werdegangs standen, war keine Chance vorhanden, in politischen Bereichen Verantwortung zu übernehmen. Für die Grossvatergeneration war das die ideale Ausgangsposition, um alle politischen Schlüsselstellungen in dem neuen Staat zu übernehmen. Adenauer, Heuss und Schumacher, die aus der Weimarer Republik kommenden Opas, nicht die kaputte Kriegsgeneration bestimmten den politischen Kurs nach dem Ende des Krieges, und es dauerte lange, bis sich das änderte.

Mich beschäftigte in diesem Herbst vor allem die Frage, wie ich meine erste Flüchtlingsgruppe am sichersten über die Zonengrenze bringen könnte. Frau Kauke, Lenchens Tante, hatte sich mir angeschlossen. Sie wollte ihren Sohn suchen, der als SS-Offizier irgendwo westlich von Berlin verschollen war. Als wir an der letzten Bahnstation ausstiegen, staunte ich. Da quoll eine Völkerwanderung aus

den völlig überfüllten Waggonen – und alle wollten «rüber». Mit Windeseile musterten Hunderte von Frauen, mit Kindern, Greisen und Gepäck, die wenigen Männer zwischen 16 und 60, die ausstiegen. Mit wem konnte man sich zur Gruppe zusammenschliessen? Nur die Gruppe bot etwas mehr Sicherheit. Nun war dieses Gespann Kauke/Froden für die Ängstlichen und Suchenden das ideale Ziel, weil das nur Mutter und Sohn sein konnten. So waren wir in Minuten von einer immer grösser werdenden Gruppe von Menschen umringt, die auf uns einredeten. Mehrere Frauen begannen Geldscheine zu zücken. Mir wurde das unheimlich. Ich war überzeugt, dass es auf diesem Bahnhof auch Spitzel gab, die die einzelnen Gruppen beobachteten und auf ihren Plünderungswert abschätzten. Es trieben sich Typen herum, die ihre Dienste anboten, denen hätte ich nicht unbewaffnet in der Nacht begegnen mögen. Ich war ziemlich ratlos. Mit einem solchen Massenaufmarsch hatte ich nicht gerechnet. Mit meinem Kompass und meinen Karten hatte ich keine Bedenken, hier ins Gelände aufzubrechen. Ich hatte es ja schon einmal durchquert und als Soldat hatte ich mich nicht einmal in den riesigen Bergwäldern der Hohen Tatra verirrt. Mein Zögern und meine erkennbare Unsicherheit wirkten nicht etwa abschreckend, im Gegenteil. Die Frauen witterten förmlich meine Seriosität. Vielleicht spielte auch mein Alter eine Rolle, ich weiss es nicht. Auf jeden Fall mussten wir hier weg, und zwar so schnell wie möglich. Ohne grosse Erklärungen abzugeben, setzte ich mich, mit Frau Kauke hinter mir, in Richtung Grenze in Bewegung, scheuchte nur alle zurück, die mit so schweren Gepäckstücken beladen war, dass sie schon nach wenigen Kilometern schlapp machen würden. Ich schlug ein ziemlich scharfes Tempo an und hoffte, die Masse der Andrängenden würde nicht mithalten können und Zurückbleiben. Natürlich war das nicht gerade nobel, aber was hätte ich anderes machen sollen. Das Gelände hier war hügelig, ich konnte nicht übersehen, wer uns alles gefolgt war, bis ich weiter oben, nach ungefähr einer guten

Stunde Weg, am ersten Waldrand ankam. Als ich mich umdrehte und die mir Folgenden übersehen konnte, traf mich fast der Schlag. Hinter mir her zog eine Völkerwanderung. Fast der ganze Zug, das war jedenfalls mein Eindruck, hatte sich an unsere Fersen geheftet, und mein Tempo hatte nicht ausgereicht, um wesentliche Teile abzuhängen. So gut zu Fuss war ich auch nicht mehr. Aber als sich die ersten erwartungsvoll um mich versammelten und immer weitere nachkamen, fiel mir plötzlich etwas aus längst vergangenen Zeiten ein, und zwar so intensiv, dass ich anfang schallend zu lachen. Ich lachte, bis mir die Tränen kamen, während mich die Umstehenden doch etwas irritiert beobachteten.

Das war 1941 in Liegnitz gewesen, als ich in ein Internat musste, das beherrscht wurde von den Sprösslingen des schlesischen Landadels, konservativ, antinazi und stockprotestantisch. Ich war der erste Schüler in dieser ehemaligen Ritterakademie, gegründet 1654, der Hitlerjugend-Führer war und keiner Kirche angehörte. Das war eine Provokation, und um mich tief zu demütigen, wählte man als Spitznamen, der hier fast jedem Schüler verpasst wurde, einen jüdischen aus, in der Annahme, dass ich unter dieser Diffamierung besonders leiden würde. Ich wurde auf den Namen «Moses» getauft und musste mir erst mal eine Bibel besorgen und nachlesen, was das für ein komischer Vogel gewesen war. Ich las alles über ihn und war beeindruckt. Jude hin, Jude her, der Mann war ein Führertyp, und besonders gut gefielen mir die Abschnitte, wo er sein Volk aus Ägypten durchs geteilte Rote Meer zurück ins gelobte Land geführt hatte, einfach Klasse. Ich beschloss den Namen voll zu akzeptieren, nannte mich selber Moses, bald nannten mich die Lehrer und Erzieher so, die Mitschüler ohnehin. Aus dem Schandnamen war mein «nom de guerre» geworden, und wenn ich in den Ferien nach Hause fuhr, musste ich mich erst wieder daran gewöhnen, dass ich eigentlich Ulrich hiess.

Jetzt, in diesem Moment, mit dem Blick auf die von mir geführte Völkerwanderung, fiel mir die alte Geschichte

wieder ein. Das Rote Meer war nicht mein Problem, aber die Rote Armee. Wir boten für ihre Grenzpatrouillen ein Bilderbuch-Ziel. Uns musste man, auch ohne Fernglas, auf weite Entfernung sehen. Ich musste was unternehmen, aber was? Heute im Managerseminar würde man sagen, Führungsqualitäten waren gefragt. Ja, ja, aber ich war 19 Jahre, nur Gefreiter gewesen, kein grosses militärisches Licht.

Ich versammelte erst mal alle im Schutze des Waldrandes, orientierte mich an Hand der Karte, richtete den Kompass ein. Das war soweit in Ordnung. Der Mist war nur, ich wusste zwar, wo wir waren, aber ich hatte keine Ahnung, wo und wie genau die Zonengrenze verlief, die ja noch lange nicht überall markiert war wie später. So versuchte ich vor allem, mir den Geländeverlauf an Hand der Wanderkarte nochmals genau einzuprägen, suchte mir einzeln stehende Markierungspunkte heraus, an denen ich mich orientieren konnte. Das brauchte etwas Zeit. Ich sass auf einer Baumwurzel. Als ich von meinen Karten hochblickte, waren Hunderte von Augenpaaren auf mich gerichtet – erwartungsvoll und voller Vertrauen. Natürlich waren es nicht ganz so viele, aber mir kam es damals so vor. Diese Frauengesichter, vor allem die alten, die mich ansahen, als ob ich der liebe Gott wäre, die habe ich nie in meinem Leben vergessen können. Das war einer der Momente im Leben, auf die man überhaupt nicht vorbereitet ist, und die sich einem für immer ins Gedächtnis prägen. Die meisten hätten meine Mutter oder Grossmutter sein können, aber es waren eben doch für diesen riskanten Teil des Unternehmens viel zu viele. Ich musste mir etwas einfallen lassen. Schliesslich teilte ich den ganzen Verein in drei Gruppen. Ich übernahm die erste an der Spitze, die zweite übergab ich einer vertrauenerweckenden jungen Frau, und die dritte übernahm Frau Kauke. Striktes Sprechverbot, für die Kinder machte ich die Mütter haftbar. Ich scheuchte auch zwei Männer weg, denen ich nicht traute. Sie waren mir zu neugierig. Vielleicht habe ich ihnen Unrecht getan, aber

ich konnte kein Risiko eingehen. Wir zogen vorsichtig weiter, und ich kam mir plötzlich wieder vor wie im Krieg auf Spähtrupp: alles sehen ohne selber gesehen zu werden.

Von den Bauern wusste ich, dass die Russen gerne ein Mittagsschläfchen machten, hoffentlich auch die Volkspolizisten. Ich nutzte die schöne warme Mittagszeit und liess ohne Pause weiterlaufen, führte uns durch schmale Hohlwege und versuchte mich möglichst unsichtbar durch die Gegend zu schlängeln, die menschenleer war. Ich war übervorsichtig, mag sein, aber ich brachte es in diesem Gewerbe auch nie zu der Meisterschaft der «Dukes», der Herzöge. Die bestachen nämlich rechtzeitig die roten Postenführer und schleusten so jahrelang Gott und die Welt über diese verdammte Zonengrenze, bis ihre Leute – sie selber machten sich längst die Finger nicht mehr dreckig – vom NKWD hochgenommen wurden. Ich brachte den ganzen Pulk tatsächlich unangefochten über die Grenze in Sicherheit. Als wir es geschafft hatten, steckten mir die Frauen so viel Geld zu, dass ich mir wie ein Krösus vorkam. Den Herbst über führte ich immer wieder kleine Gruppen über die Grenze, auch weiter südlich bei Plauen. Dann, Anfang Dezember, kamen die ersten Schneefälle und es wurde sehr kalt. Es wurde zu gefährlich an der Grenze, und ich stellte mein Unternehmen ein. Lenchen drängte auf einen Besuch bei ihren Eltern und der Verwandtschaft, und ich bat sie, mir bis zum Frühjahr Zeit zu lassen.

In diesem Winter verbrachte ich viel Zeit in der Göttinger Universitäts-Bibliothek und in der Stadtbücherei. Ich frass Bücher in mich hinein. Ich merkte auch in den Gesprächen, die jetzt geführt wurden, dass die Menschen meiner Generation wie Blindschleichen durchs Leben liefen. Man hatte uns so grosse Teile des deutschen Kulturerbes vorenthalten, von der Musik über die Malerei bis zur Literatur und dem Theater, dass ich keine Vorstellung hatte, wo ich am besten anfangen würde. Es waren so viele, denen es

ähnlich ging, dass wir spielend die grössten Hörsäle füllten. Was da anfang und sich in den nächsten Jahren fortsetzte, war der Versuch, unsere Allgemeinbildung, die wie ein Schweizer Käse mehr aus Löchern als aus Substanz bestand, zu einer wirklichen Allgemeinbildung zu entwickeln. Das war eine ungemein spannende und faszinierende Angelegenheit für uns, weil sich hier plötzlich neue Welten für uns öffneten, von deren Existenz wir bisher keine Ahnung gehabt hatten. Mit jedem Monat, mit jedem Buch, mit jeder Diskussion, mit jedem Film und mit jeder Theateraufführung zerbrach ein Stück des NS-Weltbildes, das so viele von uns so lange mit sich herumgetragen hatten. Und das Entscheidende war, wir empfanden dieses Verschwinden nicht etwa als Verlust, sondern als grossen Gewinn.

Die Schneeschmelze setzte ein, der Frühling stand vor der Tür, Frühjahr 1946, der erste Nachkriegsfrühling. Ich wurde, zusammen mit den restlichen anderen Patienten, aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Mit erhobenem linken Arm, als ob wir noch einmal mit dem falschen Arm unseren Führer grüssen wollten, marschierten wir an der Entlassungskommission vorbei. Gegen Kriegsende hatten kluge Militärärzte die Idee, allen Soldaten ihre Blutgruppe in die linke Oberarmhälfte zu tätowieren. Man begann damit bei der Waffen-SS. Aber als man damit fertig war, kam die deutsche Kapitulation, und jetzt war es für die Alliierten ein Leichtes, die besonders als belastet geltenden SS-Soldaten, auch wenn sie sich in falschen Uniformen zu tarnen versuchten, mit einem Blick auf die Oberarmtätowierung herauszufiltern. Es sei denn, die Hautärzte hatten so gute Arbeit geleistet wie bei unseren schrägen Vögeln, die, soweit ich mich erinnern kann, alle anstandslos durchrutschten. Das galt allerdings nicht für mich. Als der Engländer auf der Suche nach meinem Namen in dem vor ihm liegenden riesigen Buch zu blättern begann, offenbar die offizielle Fahndungsliste, war ich sicher, er würde nichts finden. Aber dann sagte er zu seinem Nachbarn: «Oh, you see, he is a big nazi!», sah mich an: «Your name is Frai-

drisch Uilelm Rodien!», und da wusste ich, wen sie suchten.

Es war der Bruder meines Vaters, der es bis zum Gauführer des Nationalsozialistischen Fliegerkorps in Pommern gebracht hatte, eine vergleichsweise hohe NS-Position, aber eine, in der er relativ wenig Unheil anrichten konnte, weil er für die Pflege des fliegerischen Nachwuchses für die Luftwaffe verantwortlich war. So hiess es jedenfalls nach dem Krieg. Später haben ihn die Engländer verhaftet. Bis an sein Lebensende war er tödlich beleidigt, weil er zusammen mit anderen dick belasteten NS-Funktionären bei seinem Entnazifizierungsverfahren für drei Jahre in ein Internierungslager gesteckt wurde – unschuldig, wie er Zeit seines Lebens behauptete. Vor allem aber war er wütend, dass ihm die NS-Dienstjahre als Gauführer des NSFK nicht auf seine Pension angerechnet worden waren. Er sei schliesslich Staatsbeamter gewesen und habe nie etwas Unrechtes getan. Das beschwor er vor Gericht und beteuerte es immer wieder bis an sein Lebensende. Seine Haltung nach 1945 war ganz charakteristisch für das Verhalten eines grossen Teils der das Kriegsende überlebenden Funktionärselite des Dritten Reiches, deren unverschämte Pensions- und Entschädigungsforderungen an den von ihnen ruinierten Staat nur noch von ihrer Wehleidigkeit und der Lautstärke ihrer Unschuldsbeteuerungen übertroffen wurden. Für uns Junge, die wir auf diese einstigen Parteigrössen hereingefallen waren, war das jedesmal eine gespenstische Begegnung, ohnehin nur in Westdeutschland möglich, wohin sich diese Figuren wohlweislich geflüchtet hatten.

Viele Jahre später, mein Onkel war längst tot, hatte ein naher Verwandter, Jurist, nach der Wende 1989 die Möglichkeit, seine in Ostberlin liegende Personalakte aus den zwölf NS-Jahren einzusehen. Da stellte sich heraus, dass er nicht nur ein Duzfreund Görings gewesen war, sondern so viel auf dem Kerbholz hatte, dass es für eine lange Haftstrafe gereicht hätte. Nur war diese Akte während seiner ganzen Entnazifizierung unbekannt geblieben.

Die Engländer sahen schnell, dass ich für den Posten viel zu jung war. Ich wurde eingehend verhört und bekam schliesslich meinen Entlassungsschein in die Hand gedrückt. Wenige Wochen später, nach einem tränenreichen Abschied von Lenchen, mit dem leichtsinnigen Verzicht auf eine Zukunft als Grossbauer und Vater vieler kleiner niedersächsischer Frodiens, brachten uns die Engländer mit einem Sammeltransport aus der ganzen englischen Besatzungszone an die Grenze, wo sie uns einer russischen Offiziersgruppe übergaben. Die interessierte sich vor allem für unsere Berufe und unsere Arbeitsfähigkeit, was mich mit grossem Misstrauen erfüllte. Ich traute den Russen nicht über den Weg und benutzte die Freiheit hinter dem Schlagbaum sofort, um mich ganz schnell und unauffällig von dem ganzen Pulk in Richtung Bahnhof abzusetzen.

Der Zug war überfüllt und dreckig, und er stank. Ich besorgte mir ein breites Stück Holz, das so lang war, dass ich es quer über die beiden Puffer hinten am letzten Waggon legen konnte. Sorgfältig befestigte ich das Ganze mit einem Draht, damit es nicht abrutschen konnte, verstaute meinen Rucksack, den Sack mit meinem Hausrat und Lenchens Marschverpflegung, sass ganz bequem auf meiner hölzernen Aussichtsplattform und liess die Beine baumeln. Es wurde die schönste Eisenbahnfahrt meines Lebens, wie hinten auf einer Kutsche, nur ein wenig schneller. Hinter mir versanken am Horizont Krieg und Tod, Schmerzen und Schuld, Todesangst und Flucht. Die Familie hatte überlebt, das war im Moment das Allerwichtigste. Mein 20. Geburtstag stand bevor. Es war ein herrlicher, warmer Frühlingstag 1946.

Und so fuhr ich hinein in mein neues Leben, hoffnungsvoll und skeptisch zugleich, bereit alles Neue aufzunehmen und zu prüfen, voller Erwartung auf das bevorstehende Abenteuer der grossen Freiheit.



Der Vater, Dr.med Dr.med.dent., als Stabsarzt und Führer einer Sanitätskompanie nach dem Polenfeldzug 1940 (siehe S. 96).



Der Autor im Kriegsjahr 1941, als Fünfzehnjähriger in einem Breslauer Führerkurs der Hitler-Jugend (siehe S. 12).



Dezember 1944: der Autor als Panzergrenadier, drei Monate nach seiner schweren Verwundung und vier Wochen vor der Flucht aus Breslau (siehe S. 94).



Die nie vergessene Schwester Klara, Schutzensel und Lebensretterin im Kriegslazarett an der Ostfront (siehe S. 81).



*War der Wähler 1933 wirklich so dumm, wenn er dieser Parole Glauben schenkte?
SA in der Münchner Rosenstrasse vor der November-Wahl für den Reichstag 1933.*



Schlossplatz Breslau 1938: «Erstes Grossdeutsches Turnerfest». Sudetendeutsche Frauen drängen zur Führertribüne (siehe S. 135).



Kriegsjahr 1940: Auch beim weltberühmten Leipziger Thomanerchor gab es ein Hitlerbild an der Wand und Schiessunterricht für die Jüngsten.



Die Schiessausbildung im «Wehrtüchtigungslager» der HJ, hier 1943, verkürzte später die Rekrutenzeit. An der Front wurde schneller gestorben als ausgebildet werden konnte (siehe S. 20).



Kriegsfreiwillige Offiziersbewerber gesucht! Ritterkreuzträger Benack wirbt bei einer Panzervorführung unter Jungvolkführern im November 1943 (siehe S. 49).



Bluthund und Feigling: Der NS-Gauleiter Karl Hanke, hier bei der Verteidigung von Volkssturmmännern auf dem Breslauer Schlossplatz, verschwand am Ende spurlos (siehe S. 124)



Sofort nach der Kapitulation begann die Zwangsaussiedlung: Breslauer mit ihrer letzten Habe müssen die Stadt zu Fuss in Richtung Westen verlassen.



Das Ende von 800 Jahren deutscher Geschichte in Schlesien. Am 6. Mai 1945 Kapitulation Breslaus beim sowjetischen Armee-Oberkommando (siehe S. 149).



Glücklich, wer übrigblieb und in US-Gefangenschaft geriet, wie diese 17jährigen aus einer Rekrutenkompanie an der Brücke von Remagen am 7. März 1945 (siehe S. 176).


 Tief erschüttert hat uns die unfaßbare Nachricht, daß unser herzlichster Sohn, mein einziger lieber Bruder, unser stolzer Enkel
**Fahnenjunker d. R.
 Leo Baumann**
 Gefr. in einer Kradsch.-Abt. nach einer am 12. August bei den Kämpfen westlich Bjalgorod erlittenen schweren Verwundung am 27. August in einem Kriegslazarett im blühenden Alter von 18½ Jahren den Heldentod starb. Unvergessen von uns allen, ruht er nun auf einem Heldenfriedhof.
 In tiefstem Schmerz: **Leopold Baumann jr. und Frau Hedwig / Karlholz Baumann / Leopold Baumann sen. und Frau Elise**
 Frankfurt a. M., Saalburgstraße 8


 In höchster soldatischer Pflichterfüllung fiel im Kampfe gegen den Bolschewismus im Trauge für Führer, Volk und Vaterland unser braver, jüngster Sohn u. Bruder, Onkel, Schwager und Vetter
**Kriegs freiwilliger
 Helmut Giehl**
 Gran. in der Div. Großdeutschland im Alter von 17½ Jahren. Er wurde von seinen Kameraden auf einem Heldenfriedhof im Osten beigesetzt.
 In tiefem Leid: **August Giehl und Frau Elisab., geb. Sieger / und alle Angehörigen**
 Frankfurt a. M. (Luisenstraße 40), den 4. September 1943
 Beileidsbesuche dankend verboten.


 Hart und schwer traf uns die Nachricht, daß unser herzengauter, stets besorgter Sohn, unser lieber, auserzelter fröhlicher, Bruder, Schwager und Onkel, Grenadier
Paul Steinmetz
 am 27. 5. im Alter von 17 Jahren im Westen in soldatischer Pflichterfüllung den Tod fand und auf einem Ehrenfriedhof beigesetzt ist.
 In tiefem Schmerz und stiller Trauer: **Galtwirt Georg Steinmetz und Frau Friederike, geb. Hübert, born. Köpfer, Gefr. Julius Steinmetz und Frau und alle Verwandten.**
 Kassel-St., Teichstraße 10.


 Plötzlich und unerwartet erhielten wir am 18. 7. 44 die traurige Nachricht, daß mein lieber, unvergessener, junger Sohn, unser lieber Bruder, Schwager, Onkel und Neffe, der Arbeitsmann
Wilhelm Steling
 im Alter von 17 Jahren im Westen am 5. 7. den Heldentod fand. Er wurde am 8. 7. mit militärischen Ehren auf einem Heldenfriedhof beigesetzt.
 In tiefer Trauer: **Elaine Moline Steling, geb. Selamwitzer und alle Verwandten.**
 Kassel, Volkmarische Straße 16, Dorsen, Friedberg, Gemüts, Dammder. Die Gedächtnisfeier findet Sonntag, den 30. Juli, um 10.30 Uhr, in der Hauptfriedhofstapelle statt.



Fast wäre es der NS-Führung gelungen, um ihr eigenes Überleben möglichst lange abzusichern, eine ganze Generation von Heranwachsenden zu vernichten. Im letzten Kriegsjahr starben mehr deutsche Soldaten als in den knapp fünf Jahren vorher, darunter immer mehr Jugendliche unter 20 Jahren, zum Schluss noch halbe Kinder (Foto eines amerikanischen Kriegsberichterstatters von 1944).